Schwert und Schild.

Vierteljahrsschrift
zur Förderung persönlichen Christentums.

Den Offizieren der deutschen Armee
und Marine dargeboten.

Herausgeber:

von Viebahn,
Königl. Preußischer Generalleutnant z. D.

XIV. Jahrgang 1912.

Verlag und Expedition von Schwert und Schild:
Buchdruckerei der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten
Diesdorf bei Gäbersdorf, Kr. Striegau.

Inhaltsverzeichnis des XIV. Jahrgangs.

1.	Ein neues Jahr (Gedicht).	Heft I, S. 2.
2.	Das Haus des Christen im Lichte des Wortes Gottes.	„ S. 3.
1.	„Stehe still und entblöße dein Haupt" (Gedicht).	Heft II, S. 2.
2.	Demas.	„ S. 3.
3.	Hugenottenbriefe.	„ S. 16.
4.	Vom Meister abgerufen.	„ S. 35.
5.	Schuldbewußtsein und Gnade.	„ S. 40.
6.	Aus der Finsternis zum Lichte.	„ S. 51.
1.	Unter dir sind ewige Arme (Gedicht).	Heft III, S. 2.
2.	Kaiser Konstantin und das Konzil von Nicaea.	„ S. 3.
3.	Aus der Finsternis zum Licht.	„ S. 44.
4.	Das Kommen des HErrn.	„ S. 48.
1.	In Jesu Namen (Gedicht).	Heft IV, S. 2.
2.	Der Hörer des Gebetes.	„ S. 3.

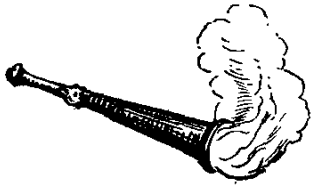
Schwert und Schild.

1912.

Heft I.

Inhalt.

1. Ein neues Jahr (Gedicht) 2
2. **Das Haus des Christen im Lichte des Wortes Gottes.**
   - I. Die Familie als Grundlage aller göttlichen Ordnungen und Segnungen auf Erden, das unentbehrliche Fundament gesunden Volks- und Staatslebens 3
   - II. Das Christenhaus, ein Zeugnis vor der Welt, eine Stadt auf dem Berge 8
   - III. Die Autorität von Vater und Mutter 15
   - IV. In welchem Alter sollen die Kinder eines Christenhauses den HErrn kennen lernen? 23
   - V. Die Erziehung der Kinder 28
   - VI. Das Christenhaus, ein Haus des Gebetes 35
   - VII. Hausandacht und Loblieder 42
   - VIII. Die Dienenden im Hause 45
   - IX. Prüfungen und Krankheit 51
   - X. Schluß 60



Ein neues Jahr.

Ein neues Jahr voll dunkler Tage
Bricht an in unsrer Pilgerzeit;
Was es in seinem Schoße trage,
Du weißt es, HErr der Ewigkeit!
Wir wissen nur: Nichts kann geschehn,
Als was Du uns hast ausersehn.

Wir kennen ja auch Dein Erbarmen,
Das Deinem Volk Erlaubnis gab,
Mit des Gebetes Wunderarmen
Zu neigen Deinen Herrscherstab.
Drum knieen wir vor Deinem Thron
Und flehn zu Dir, o Gottes Sohn:

Wenn auch die Schleier nicht zerrissen,
Mit denen Du verhüllt die Zeit —
Laß stets uns Deinen Weg doch wissen,
Der heimwärts führt zur Herrlichkeit;
Es weist ihn uns Dein teures Wort,
Es leuchtet uns am dunklen Ort.

Wenn es auch finster wird auf Erden,
Du bist das Licht — und aus den Höh'n
Soll täglich Licht und Kraft uns werden;
Du Selbst wirst mit den Deinen gehn,
Bis daß Du kommst als Morgenstern,
Dann sehn wir Dich, den teuren HErrn.

Ob Berge weichen, Hügel fallen,
Du wankest nicht, was kommen mag,
Du läßt an Deiner Hand uns wallen
Und hältst uns aufrecht Tag für Tag;
Es bleibet Deine Gnad und Treu
Mit jedem neuen Tage neu!

Das Haus des Christen im Lichte des Wortes Gottes.

I.

Die Familie als Grundlage aller göttlichen Ordnungen und Segnungen auf Erden, das unentbehrliche Fundament gesunden Volks- und Staatslebens.

Gott schuf den Menschen in Seinem Bilde, im Bilde Gottes schuf Er ihn; **Mann und Weib schuf Er sie.** Und Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan" .... (1. Mose 1, 27—28; vergl. auch 1. Mose 5, 1—2).

Gott schuf also nicht Einzelmenschen, welche in Unabhängigkeit voneinander auf dieser Erde leben sollten, sondern Er schuf das Menschengeschlecht in dem Rahmen der Ehe und Familie. Als der Mensch das Paradies verloren hatte durch die Sünde, als auf dem Acker des Lebens voll Dornen und Disteln der Kampf um das Dasein begann, die Arbeit im Schweiße des Angesichts, setzte Gott den Mann zum Herrn in seinem Hause (1. Mose 3, 16), zum verantwortlichen Gebieter. So wurde die Familie eine Monarchie, aber nicht eine absolute, sondern eine Monarchie, in welcher das Weib neben dem Manne den Platz als Gehilfin und Beraterin erhielt, und in welcher alles auf Liebe und Treue gegründet sein soll. Wiederum,

als durch die große Flut das Gericht über die gottlos gewordene Menschheit hereinbrach, und Noah als einzig gerechter Mann unter seinen verderbten Zeitgenossen errettet werden sollte, begnadigte ihn Gott nicht als Einzel-Individuum, — nein, es steht geschrieben: „Gehe in die Arche, **du und dein ganzes Haus,** denn dich habe Ich gerecht erfunden vor Mir in diesem Geschlecht" (1. Mose 7, 1). So wurde auch in diesem Falle bei der Erneuerung des Menschengeschlechtes aus Noahs Samen **die Familie** der Gegenstand der Begnadigung und die Grundlage göttlichen Segens.

Das Wort Gottes läßt den Menschen volle Freiheit in betreff der staatlichen und bürgerlichen Ordnungen und Gesetze; es läßt Raum für jede Staatsform, für erbliche Monarchie oder Wahlkönigtum, für Republik oder Diktatur, für Bundesstaaten oder Staatenbunde. Auch gibt es im Worte Gottes keine besonderen Vorschriften für Könige, Minister, Heerführer oder Regierungspräsidenten, aber Gott redet eingehend und deutlich von den Ordnungen der Familie, von der Verantwortlichkeit von Vater und Mutter, von der Gehorsamspflicht der Söhne und Töchter, von den Pflichten der Dienenden im Hause. So ist die Familie die erste Gottesordnung, das Fundament, auf welchem alle anderen Ordnungen im Volks- und Staatsleben sich aufbauen und welches durch keine andere menschlich erdachte Ordnung oder Form des Zusammenlebens ersetzt werden kann.

Vater und Mutter bilden **die erste von Gott geordnete Obrigkeit,** welche die Pflicht der Regierung, der Fürsorge, der Erziehung und das Recht der Bestrafung hat. In diese göttliche Ordnung hinein wird der Mensch geboren, sie bildet die Grundlage seiner Existenz; dort empfängt er seinen Namen, seine Sprache und Heimat, ja alles, was er auf Erden ist und wird. Alle Grundbegriffe über Liebe, Treue, Pflichten und Rechte werden in der Familie gebildet. Das, was einem Kinde und Jüngling in der Familie geworden ist oder gemangelt hat, begleitet ihn als Segen oder als Mangel durch sein ganzes Leben und Werden.

Kein Wunder, daß die Bemühungen des großen Feindes der Menschheit, Satans, dahin gerichtet sind, dieses Fundament

aller Ordnung und Segnung zu zerstören. Der antichristliche Geist der gegenwärtigen Zeit, welcher alle göttlichen Ordnungen außer Kraft zu setzen trachtet, hat erkennbar sein Bestreben auf Auflösung der Familie gerichtet. Die in vielen Völkern gesetzlich erleichterte Lösbarkeit der Ehe, die Unabhängigkeit der Frauen, das schamlose öffentliche Eintreten und Werben für den Grundsatz der sogen. „freien Liebe", die mächtig gesteigerte Zahl der als „wilde Ehen" bezeichneten Liebesverhältnisse — das alles sind Zeichen der Zeit, welche erkennen lassen, daß in vielen Menschen die Begriffe über den Wert und die Bedeutung der Ehe und der Familie erschüttert sind.

Insofern ein Staat durch seine Gesetzgebung dieser Auflösung seiner Fundamente Vorschub leistet, beschleunigt er seinen Untergang. Überall da, wo die verantwortlichen Organe eines Staates die Unantastbarkeit der Familie und ihrer Ordnungen gegen den Ansturm des Umsturzes nicht mehr zu schützen vermögen, erklären sie sich selbst außerstande, der wesentlichsten Aufgabe ihrer Verantwortlichkeit zu genügen. Welche Obrigkeit könnte erwarten, von den Bürgern ihres Volkes geehrt zu werden und die Staatsgesetze geachtet zu sehen, wenn in diesem Volke Vater und Mutter nicht mehr geehrt und geachtet werden? Wie könnte man da Liebe und Aufopferung für das Vaterland erwarten, wo Liebe und Aufopferung für die erste und wahre Heimat des einzelnen, für seine Familie, sein Vaterhaus, erloschen ist? Wie könnte Zucht und Ordnung aufrechterhalten werden in einem Volke, dessen Glieder von ihrer Jugend auf den Eigenwillen und die Zuchtlosigkeit gegen Vater und Mutter an die Stelle von Ordnung und Zucht setzen durften? — Es ist bezeichnend, daß bei den großstädtischen Unruhen der letzten Jahre (auch speziell in Berlin) stets eine Flut von jüngeren Männern und Weibern in den plötzlich aufgeflammten Widerstand gegen die Obrigkeit eintrat, welche heimatlos, aus dem Familienleben gelöst, dem Eigenwillen und der offenbaren Sünde dienend, als das eigentliche und wahre Proletariat bezeichnet werden muß. Diese nach Hunderttausenden zählende Masse ergänzt ihre Reihen aus den jährlich wachsenden Ziffern der jugendlichen Verbrecher. In diesen Scharen, die vom Familienleben völlig gelöst sind,

ist es ein selbstverständlicher Grundsatz, ja ein Fundament ihrer Gesamtanschauung, daß es weder eine göttliche noch eine menschliche Autorität gibt, der sie sich zu beugen oder welche sie zu scheuen hätten.

Die Menge dieses familienlosen Proletariats wächst in Deutschland von Jahr zu Jahr. Sie fordert für ihre zuchtlosen Anschauungen Berechtigung und Raum im Staats- und Volksleben; ihre Anschauungen finden öffentliche Vertretung in Presse, Parlament, Literatur, Theater und Kinematograph, ja sogar vor Gericht durch gewandte Rechtsanwälte, welche dieselbe Gesinnung hegen. Damit ist der Niedergang der Nation besiegelt — es sei denn, daß es der Energie und Weisheit führender Staatsmänner gelinge, in der Gesetzgebung und in der gesamten Anschauung des Volkes die Ordnung der Familie wieder zu Ehren zu bringen und zu schützen. Inwieweit dies möglich und zu erhoffen ist bei dem überwältigenden Einfluß der Schule und ihrer in gewaltiger Majorität vom Christentum gelösten Lehrerschaft, bleibe dahingestellt.

Die überflutende Gewalt der Unsittlichkeit in unserem Volke befördert den Ruin von Zucht und Sitte. Die statistischen Ziffern der letzten Jahre über die geschlechtlichen Erkrankungen der Militärpflichtigen und der Studentenschaft übertreffen weit die dunkelsten Befürchtungen. In vielen Kasernen ist durch die kürzlich erfolgte Aufstellung der Viro-Automaten*) die göttliche Wahrheit, **daß Hurerei Sünde ist,** offen vor aller Welt Augen durchgestrichen. So wird die Jugend und Blüte unseres Volkes von allen Seiten von der Anschauung gelöst, daß die Ehe und die Familie das wichtigste nationale Heiligtum ist. Diese gottgegebenen Mauern der Bewahrung, innerhalb deren für jedes Volk Segen und Gedeihen erblüht, werden eingerissen, die Flut des Verderbens bricht ungehemmt herein.

Angesichts dieser Tatsachen entsteht die Frage: Wer vermag inmitten unseres mehr und mehr von Gott und den Fundamenten des Christentums sich lösenden Volkes in wirksamer

*) Aus diesen Automaten kann jeder Soldat für 20 Pfennige ein Kästchen mit Schutzmitteln gegen geschlechtliche Erkrankungen entnehmen, so oft es ihm beliebt, Wege der Unsittlichkeit zu gehen.

Weise über die Segnungen, Verheißungen und Ordnungen der Familie Zeugnis abzulegen? Wer vermag seine eigene Familie zu bewahren vor dem Eindringen des antichristlichen Geistes, vor der Unterminierung der Fundamente seines Hauses durch die moderne Welt- und Lebensanschauung? Das vermögen nur die, deren Haus auf den Fels Christus gegründet ist und deren unerschütterliches Lebensfundament das Wort Gottes ist.

Ein wahrer Christ ist überzeugt, daß der HErr, welcher durch Sein Wort redet, persönlich bei den Seinigen gegenwärtig ist, um Sein Wort zu bestätigen. Ja, Er wird es bestätigen **Wort um** Wort, sowohl in Seinen Verheißungen als in Seinen Drohungen, sowohl im Segen als im Fluch. Die gläubigen Christen tragen in erster Linie Verantwortung, daß ihre Häuser, auf göttlichem Fundament begründet, lebendige Darstellung der ersten Gottesordnung, **der Familie,** sind. Diese hat die göttliche Verheißung des Segens. Aber wo man sich von Gott und Gottes Wort gelöst hat, ist alles Mühen und Bauen **vergebens!** Denn: „Wenn Jehova das Haus nicht baut, **vergebens** arbeiten daran die Bauleute; wenn Jehova die Stadt nicht bewacht, **vergebens** wacht der Wächter. **Vergebens** ist es für euch, daß ihr früh aufstehet, spät aufbleibet, das Brot der Mühsal esset; also gibt Er Seinem Geliebten im Schlaf" (Ps. 127, 1—2).

Möchten alle gläubigen Familienväter sich auch dessen bewußt bleiben, daß **die Glaubensfürbitte für Kaiser und Reich, für Obrigkeit, Volk, Heer und Vaterland** eine wirkliche Macht der Bewahrung, des Segens ist, eine wirkende Kraft, welche wir in so ernster Zeit einzusetzen verpflichtet sind. Die gewichtigste Steuer, welche wir, die Gläubigen, dem Kaiser und der Obrigkeit schulden, ist diese, daß aus unseren Häusern heraus täglich eine Wolke von Fürbitten der Liebe und Treue aufsteige für unser irdisches Vaterland.

II.

Das Christenhaus, ein Zeugnis vor der Welt, eine Stadt auf dem Berge.

Als Josua das Volk Israel vor die Lebensentscheidung stellte, ob die Götzen dieser Welt oder Jehova, der einige lebendige Gott, ihr Gott sein sollte, sprach er: **„Ich aber und mein Haus, wir wollen Jehova dienen"** (Jos. 24, 15). Dies ist auch das Zeugnis jedes wahren Christenhauses in der gegenwärtigen Zeit des Abfalls vom Christentum. Ein anmaßendes Geschlecht berauscht sich rings um uns her im Taumel des Genusses und des Übermutes, erstrebt eine Kultur, losgelöst von Gott, stolz auf die eigene Größe, und daneben verzweifeln die Menschen in Hoffnungslosigkeit. Ein Christ dagegen, der auf seinem Lebenswege die Treue und die Wunder Gottes erfahren hat, bekennt freudig: Ich aber und mein Haus! Einst, da er Jesu Eigentum wurde, fand er im Worte Gottes: „Denn die Berge mögen weichen und die Hügel wanken, aber Meine Güte wird nicht von dir weichen und Mein Friedensbund nicht wanken, spricht Jehova, dein Erbarmer" (Jes. 54, 10). Dann hat er erlebt, daß Gott an ihm diese Verheißung erfüllte. Nun hat er sein Haus auf Christus, den Fels gebaut und die Gnade Gottes hat ihm, wo es recht steht, in seinem Hause ein Stück vom verlorenen Paradiese zurückgegeben. Sein Haus soll ein Bethel sein, d. h. ein Haus Gottes, wo Mann und Frau in Einheit des Glaubens sprechen: „Ich aber und mein Haus, wir wollen dem HErrn dienen!" Jesus soll unser alleiniger Gebieter sein und Sein Wohlgefallen soll in jeder Frage die Entscheidung geben. Wir haben nur ein Verlangen: Ihm Freude und Ehre zu machen, Ihn vor der Welt zu bekennen.

Ist schon jeder einzelne Gläubige ein vom HErrn angezündetes Licht in dem dunklen Hause dieser Welt, wieviel mehr leuchtet ein helles Licht da, wo in einem Christenhause Vater und Mutter Zeugen der Gnade Gottes, Zeugen der Gegenwart des lebendigen, rettenden Heilandes sind. Da hat Gott einen Leuchtturm gebaut, gleich jenem ehrwürdigen Leuchtturm an der

englischen Küste, der die Inschrift trägt: **Licht zu geben — Leben zu retten!**

In Philippi entstand die erste Christengemeinde Europas durch die Bekehrung von zwei **Häusern,** dem Hause der Lydia und dem des Kerkermeisters (vergl. Apg. 16, 14—15 und 27—34). Der letztere kam mit seinem ganzen Hause in einer Nacht zum Glauben. Das Haus des Stephanas bildete den Anfang des Zeugnisses in Achaja (1. Kor. 16, 15); zu Korinth wurde das ganze Haus des Crispus gläubig (Apg. 18, 8). Auch der römische Hauptmann Cornelius zu Cäserea erlebte es, daß sich sein ganzes Haus an einem Tage bekehrte (Apg. 10, 44—45). Das an den Kerkermeister zu Philippi gerichtete Wort gibt jedem Gläubigen ein Anrecht, von der Gnade Gottes die Bekehrung und Errettung seines ganzen Hauses zu erwarten. Wir erleben es auch tatsächlich in vielen Fällen, daß Mann und Frau, Eltern und Kinder sich kurz hintereinander, oft sogar an demselben Tage aus der Welt zu Gott bekehren und daß so das ganze Haus wie mit einem Schlage verwandelt wird. Dies ist um so bemerkenswerter, als solche Kinder Gottes, die, wiewohl dem HErrn gehörig, unbekehrte Männer (oder Frauen) heirateten, in den meisten Fällen lebenslang mit vielen Schmerzen neben einem ungläubigen Ehegatten ihren Weg gehen müssen.

Es war ein lieblicher Fall und ein besonderes Zeugnis gegenüber der Welt, als sich im Jahre 1907 während einer Reihe von Evangelisationsversammlungen zu N. an einem Abend ein Mann zum HErrn bekehrte. Er war Fabrikarbeiter und hatte sich etwa drei Jahre zuvor verheiratet, nachdem er seiner Braut durch fünf Jahre, auch während seiner Soldatenzeit, die Treue gehalten hatte. Jetzt aber stand die Ehescheidung bevor, weil die junge Frau aus unerklärlicher Eifersucht sich von ihrem treuen Mann trennen wollte. Der letzte Sühnetermin sollte vor dem Amtsrichter in drei Tagen stattfinden. Am Abend nach der Bekehrung des Mannes kam die junge Frau unter den Schall des Wortes Gottes und bekehrte sich. Nun erschienen beide als völlig versöhnt vor dem Amtsrichter und konnten ihm sagen, daß aller Unfrieden aus ihrem Leben weggenommen war. Jesus war Herrscher geworden.

Welch herrliches Zeugnis von der Macht der Gnade wurde in diesem Christenhause vor den Augen der Welt aufgerichtet! Denn in dem kleinen Städtchen wußte alle Welt von dem Ehescheidungsprozeß und von der nun geschehenen Versöhnung.

Wir finden in der Schrift wunderbar vorbildliche Darstellungen von wahren Christenhäusern. So lesen wir z. B.: „Und Mose streckte seine Hand aus gen Himmel: da entstand eine dichte Finsternis im ganzen Lande Ägypten drei Tage lang. Sie sahen einer den anderen nicht, und keiner stand auf von seinem Platze drei Tage lang; aber alle Kinder Israel hatten Licht in ihren Wohnungen" (2. Mose 10, 22—23). Wie schön ist dies Vorbild; die Kinder der Welt sind blind für die Gegenwart und Liebe des HErrn und für den Ernst der Ewigkeit, sie erkennen sich gegenseitig nicht, daß sie auf dem breiten Wege sind, der zum Verderben führt; sie wissen nichts von der Zuflucht, die der ringende Mensch zum Herzen des allmächtigen Gottes finden darf. Aber in den Häusern der Kinder Gottes ist es hell — das Licht der Hoffnung strahlt; der HErr ist bei ihnen und wohnt in ihnen, Er, der gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt; wer Mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis wandeln, sondern wird das Licht des Lebens haben" (Joh. 8, 12).

Wiederum in der Passahnacht, welch ein Vorbild! Die Häuser des Volkes Gottes waren geschützt vor Fluch und Gericht durch das Blut des Lammes. Das geschlachtete Lamm, das Vorbild von Christo, bildete den Mittelpunkt im Hause und die Speise, von der sich alle ernährten. Alle Hausgenossen waren völlig getrennt von der Welt, von den Ägyptern, in deren Lande sie wohnten. Alle waren im Reisekleide, alt und jung, Eltern und Kinder, Herr und Knecht, wissend, daß sie bald aufbrechen sollten, um nach dem Lande der Verheißung zu ziehen. Diese Charakterzüge des christlichen Hauses sollten bei allen denen gefunden werden, die Jesu angehören. Gläubige dürfen gewiß sein, welche Stürme, Er-

schütterungen und Gefahren sie auch umgeben, **es kann niemals ein Fluch in ihre Häuser kommen,** solange Jesus darin herrscht. Es werden Trübsale, Prüfungen, Züchtigungen kommen, aber nie ein Fluch, denn Gottes Volk ist **dazu berufen, daß es den Segen ererbe** (1. Petr. 3, 9). Das Leben in den Häusern der Kinder Gottes beweist, ob sie tatsächlich Pilger und Fremdlinge sind, die von dannen eilen; hierin liegt wesentlich die Kraft ihres Zeugnisses.

Die uns umgebende Welt soll erkennen, daß echtes Christentum nicht eine Religionslehre ist, sondern ein neues aus Gott geborenes Leben; wahre Kinder Gottes wandeln wirklich unter dem Hirtenstabe des HErrn und haben in allen Dingen Zuflucht zu Ihm, dem allmächtigen, gegenwärtigen Freund.

Vor kurzer Zeit ereignete sich in B. folgendes: Eine nahe Verwandte trat in das Haus eines alten, gläubigen Ehepaares. Sie war bestürzt, denn sie hatte eine Handtasche mit 150 Mark auf einer Bank in den öffentlichen Anlagen liegen lassen. Vergebens war sie dorthin zurückgekehrt, die Tasche war fort. Sie war unvermögend, stand dicht vor ihrer Verheiratung und brauchte das Geld dringend zu nötigen Einkäufen — welch schmerzlicher Verlust! Wiewohl sie keine Hoffnung hatte, die Tasche und das Geld wieder zu erlangen, so wollte diese Braut doch die Kosten aufwenden, um in mehreren Zeitungen die Anzeige ihres Verlustes mit hohem Finderlohn zu veröffentlichen. Jedoch der Vater dieses Christenhauses sagte ihr, daß es noch einen anderen Weg gebe, nämlich **den HErrn** darum zu bitten, daß Er ihr die Tasche mit dem Gelde zurückschaffen möge. Man kniete nieder, der Hausvater und die Seinigen baten kindlich den HErrn um diese besondere Hilfe. Ja, es lag ihnen daran, daß diese Braut überführt werde von der Wirklichkeit der Gegenwart des HErrn. Man erstattete Verlustanzeige bei der Polizei. Nach wenigen Tagen wurde die Tasche mitsamt dem Gelde gebracht. Ein stellenloser, junger jüdischer Kaufmann hatte sie gefunden und bei der Polizei abgeliefert. Durch dies Ereignis wurde jene Braut davon überführt, daß Gott dem Gebet des Glaubens antwortet. So sollen die Häuser der Gläubigen die Strahlen des Lichtes und der Liebe Gottes in die Herzen aller derer leuchten lassen,

welche die Schwelle eines Christenhauses überschreiten. Letzteres ist, wenn man so sagen darf, eine Provinz des Reiches Jesu Christi; draußen herrscht der Fürst dieser Welt, drinnen herrscht der HErr.

Es ist überaus wichtig, zu verstehen, daß in allen Fragen und gegenüber allen Anforderungen der Welt in einem wahren Christenhause Jesus der alleinige Gebieter ist; dies bezieht sich ebensowohl auf Vergnügungen und Gesellschaften, zu denen man aufgefordert wird, als auf die Erziehung der Kinder, als auf die Behandlung der Armen und Hilfsbedürftigen, welche an die Tür kommen. Wo an der Tür die Inschrift steht: „Mitglied des Armenvereins" oder „Mitglied des Vereins gegen Hausbettelei", um durch diese Inschrift jeden Bettelnden abzuweisen, wird das Licht der Liebe Gottes schwerlich leuchten. Wo Zank und Streit ist in der Familie, wo man die Stimme des Zornes und der Bitterkeit vernimmt, wird das Zeugnis eines Christenhauses seiner Wirkung beraubt.

Alle Kinder Gottes sind als Heilige und Geliebte zusammengefügt, als Glieder an Christo, dem Haupte, für ewig eins. Nie soll ein Tag im Christenhause beschlossen werden, an welchem nicht jede Verstimmung, jeder Unfriede vor Gott völlig beseitigt ist. Zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern, Herrschaft und Dienstboten soll völlige Vergebung stattfinden, „so jemand Klage hat wider den anderen". Wo diese Charakterzüge des Christenhauses fehlen, ist das übrige kraftlos, wenn auch die schönsten Hausandachten abgehalten werden. — **Die Liebe ist das Band der Vollkommenheit.** Wie kostbar ist es, wenn ein Haus wirklich auf den HErrn gegründet, vom HErrn erbaut, bewahrt und versorgt ist. Da erfahren viele Kinder Gottes, was im 128. Psalm verheißen ist. Sie dürfen, aller Sorgen ledig, täglich die Gnade Gottes rühmen, welcher verheißen hat: „Und bis in euer Greisenalter bin Ich Derselbe, und bis zu eurem grauen Haare werde Ich euch tragen; Ich habe es getan, und Ich werde heben, und Ich werde tragen und erretten" (Jes. 46, 4).

Die Welt, in deren Mitte ein Christenhaus leuchten soll, sieht zunächst nicht das Innere, das Geistliche, sondern das

Äußere, das Irdische — nach dem, was sie da sieht, beurteilt sie den Wert oder Unwert des Zeugnisses.

Die Erde und die irdischen Dinge bilden den Kampfplatz, auf welchem der Glaube bewährt und der HErr verherrlicht werden soll. Wie verkehrt ist es da, wenn Gläubige die Dinge des praktischen Lebens für unwesentlich ansehen. Die Welt erwartet mit Recht, daß ein wahrer Christ in seinem irdischen Berufe mehr leistet und treuer erfunden werde als ein Mann der Welt. Dazu gehört vor allem ein völlig treues, pünktliches Erfüllen jeder Zusage, vor allem in Geschäfts- und Geldangelegenheiten. Die Welt hat eine wunderbare Ehrerbietung vor solchen, welche ihr Wort unbedingt und pünktlich einlösen. Niemals sollte einem Christenhause nachgesagt werden, daß man dort in irgend einer Sache nicht Wort halte, daß man in der Bezahlung der Miete, der Zinsen einer Schuld oder der Rechnungen unpünktlich sei.

Es ist eine ernste Sache, wenn Kinder Gottes Schulden machen — dies kann gewiß in vielen Fällen eine vom HErrn auferlegte Prüfung sein, z. B. in Zeiten der Krankheit oder der Arbeitslosigkeit — jedoch es ist ernst und es gehört zur Ehre des Glaubens, daß alle zugesagten Rückzahlungen pünktlich erfolgen.

Das Wort Gottes gebietet: „Seid niemandem irgend etwas schuldig, als nur einander zu lieben" (Röm. 13, 8).

Deshalb sind Schulden für Gläubige eine überaus ernste Sache und daraus folgt, daß in einem Christenhause peinliche Ordnung in allen Geldangelegenheiten gehalten werden soll. Gläubige dürfen nicht eine Wohnung mieten, welche zu teuer ist, sie dürfen nicht in ihrer Lebensführung, Kleidung und Wohnungseinrichtung die Grenzen überschreiten, welche der HErr ihnen durch ihre Einnahmen zog — handeln sie anders, so wird der HErr verunehrt. Wenn aber Tage der Not kommen — und sie kommen nach Gottes Regierung und Erziehung —, so sollen Kinder Gottes nicht bei der Welt die Hilfe suchen, sondern zuerst bei dem HErrn und alsdann bei ihren Brüdern und Schwestern.

In einem Christenhause soll der HErr verherrlicht werden durch Ordnung, Reinlichkeit und Pünktlichkeit. In einem Hause,

in welchem Jesus herrscht und alles für Ihn geschieht, sollten weder Spinneweben noch Staub und Schmutz, noch unordentlich gemachte Betten das Urteil der Weltkinder herausfordern. Auch die Speisen sollten durch die Sorgfalt der Bereitung zur Ehre des HErrn sein. Angebrannte Suppen und ungahre Kartoffeln verherrlichen den HErrn nicht. Wie schön ist's, wenn man in die Wohnungen geringer Geschwister eintritt, wo viel Arbeit auf der Hausfrau liegt, wo der Mann vom Tagesanbruch bis zum Abend auf Arbeit ist, wenn dann alles peinlich sauber und ordentlich ist — es ist zur Ehre des HErrn und der HErr wird alles, auch das Kleinste anerkennen, was aus Liebe zu Ihm getan wurde. Die Welt hat acht darauf und macht sofort ihre Bemerkungen, wenn die Kinder von Gläubigen in der Schule zu spät kommen, oder mit schmutzigen Händen, unordentlichem Haare oder zerrissenen Schuhen erscheinen. So ist es auch mit dem Anzuge der Erwachsenen. Wir können und brauchen nicht in neuen, modischen Kleidern zu gehen, aber wir können und sollen in unserer äußeren Erscheinung tadellos an Sauberkeit und Ordnung sein. Ist nicht unser Leib, den wir waschen und kleiden, ein Tempel des Heiligen Geistes?

Was den Dienst im Berufe, in der Arbeit anbetrifft, so steht auf diesem Gebiete **der Mann** vor den Augen der Welt und nach seiner Treue, seinem Fleiße, seiner Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit beurteilt die Welt das Christentum. Was die Welt aber in den Häusern der Gläubigen sieht, liegt zum größeren Teile auf der Verantwortung **der Frau.** Für diese hat das Wort Gottes ein Vorbild gezeichnet (lies Spr. 31, 10—31), welchem eine treue Christin mit Gebet nachtrachten soll in dem Maße, als ihre Verhältnisse und Fähigkeiten es ihr gestatten.

III.

Die Autorität von Vater und Mutter.

Die Geschichte Eli's und seiner Söhne steht im Worte Gottes als ein warnendes Denkmal für alle Väter (lies 1. Sam. 2, 12—17; 22—25; 27—34. — 1. Sam. 3, 10—14. — 1. Sam. 4, 1—22). Gott gab den Eltern eine gewaltige Autorität ihren Kindern gegenüber; diese muß gewahrt werden. Möge jeder Vater sich scheuen, aus falscher Gutherzigkeit die Sprache Eli's zu sprechen. Ganz besonders ist dies von Bedeutung **für Gläubige.** Ihnen gilt das Wort: „Denn die Mich ehren, werde Ich ehren, und die Mich verachten, werden gering geachtet werden." Dies Wort wendet Gott direkt an auf die Erziehung der Kinder in Zucht und Gottesfurcht. Es handelt sich um die väterliche Autorität **gegenüber erwachsenen und verheirateten Söhnen.** Wir sehen hier, daß die Verantwortung der Väter für den Wandel ihrer Kinder nicht aufhört, wenn diese großjährig und selbständig sind. Wohl zieht das bürgerliche Gesetz eine Altersgrenze, welche die erwachsenen Kinder für unabhängig erklärt in Heiratsentschlüssen und Vermögensangelegenheiten. Es war ein großer Schaden für das deutsche Volk, als diese Altersgrenze vom 25. auf das 21. Lebensjahr herabgesetzt wurde, in welchem weitaus die meisten Menschen noch unreif und unerfahren sind. Das Wort Gottes spricht eine andere Sprache! **Niemals** kommt eine Stunde, in welcher vor dem Auge Gottes die Verantwortlichkeit der Väter für den Wandel ihrer Kinder aufhört. Dabei ist es erschütternd ernst, daß Samuel, der den Untergang des Hauses Eli erlebt hatte, seine eigenen Söhne nicht so zu erziehen vermochte, daß sie in den Wegen Gottes wandelten. Ob und inwieweit Samuel dabei eine Verschuldung hatte, wissen wir nicht (lies 1. Sam. 8, 1-5). Dies sollte alle gläubigen Väter in den Staub beugen mit dem heißen Flehen, daß ihre Söhne wandeln möchten zu des HErrn Ehre.

Wenn gläubige Eltern erwachsene Kinder haben, die auf Wegen der Sünde wandeln, so bringen letztere oftmals tiefe

Schmerzen und große Schwierigkeiten. Außerhalb des Hauses hat ein Vater keine Macht, seinem zügellosen Sohn entgegenzutreten — da hat er nur die gewaltige Macht des Glaubensgebetes, welches schließlich den widerstrebenden Sohn überwindet. Dies erlebte der gesegnete Spener an seinem Sohne, der das Herz seines alten Vaters lange Jahre hindurch mit tiefem Weh beschwert hatte. Aber innerhalb der Mauern eines gläubigen Elternhauses darf niemals Raum sein für die sündige Anmaßung ungläubiger Söhne oder Töchter. Da muß unbedingt das Zeugnis für die göttliche Wahrheit aufrechterhalten werden. Ob solche Söhne sich an der Hausandacht beteiligen wollen, muß ihnen überlassen bleiben, es wäre gewiß nicht gut, sie dazu zu zwingen. Aber niemals dürfen sie für ihre von Gottes Wort gelösten Anschauungen in der Familienunterhaltung oder am Tische der Eltern Raum finden oder Berechtigung beanspruchen. Was Sünde ist, muß als Sünde verurteilt bleiben in einem Hause, welches dem HErrn gehört, und jeder sündigen Anmaßung soll ein gläubiger Vater mit heiligem Ernste entgegentreten.

Zu den Reichsgrundsätzen göttlicher Regierung gehört es, daß die Eltern für ihre Kinder als **die höchste irdische Autorität** hingestellt sind, als die Personen, welche von den Kindern geehrt werden sollen. Hier handelt es sich nicht um die Scheinehre unterwürfiger Worte, sondern um die wahre Ehre der Liebe, des Gehorsams, um wirkliche Herzensunterwürfigkeit. Gott hat gesagt, daß Er diese demütige Kindesstellung anerkennen wolle mit irdischer Segnung und Wohlergehen: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß deine Tage verlängert werden in dem Lande, das Jehova, dein Gott, dir gibt“ (2. Mose 20, 12). Und wiederum: „Ihr Kinder, gehorchet euern Eltern im HErrn, denn das ist recht. Ehre deinen Vater und deine Mutter, welches das erste Gebot mit Verheißung ist, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf der Erde“ (Eph. 6, 1—3). Niemand denke, daß dies leere Worte sind. Nein, dies wird wirklich geerntet und erlebt in Gesundheit, Wohlstand, Gelingen im Beruf, häuslichem Frieden, Gedeihen der eigenen Kinder. Das Leben ist voll von der Erfahrung der Wirklichkeit

dieser Segnungen bei solchen, welche ihre Eltern geehrt haben. — Der HErr, welcher in Seinem Erdenleben in allem das Vorbild der Vollkommenheit ist, war nicht nur in den Tagen Seiner Knabenzeit Seinen Eltern untertan, sondern noch auf dem Kreuze ehrte Er Seine Mutter durch Seine liebende, kindliche Fürsorge. Jeder sollte mit ganzer Liebe die Tage auskaufen, in denen er die Eltern noch besitzt. Man kann jedem Menschen sagen: Aus deinem Betragen gegen die Eltern will ich dir im voraus sagen, wie es dir im Leben ergehen wird.

Kinder, welche sich der warnenden Stimme von Vater und Mutter nicht beugen, sind in den Augen Gottes in einem viel höheren Maße dem Urteil verfallen, als wir gewöhnlich denken. Die Empörung gegen menschliche Obrigkeit ist sicher eine schwere Verschuldung, welche Strafe nach sich zieht, denn die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin. „Wer sich daher der Obrigkeit widersetzt, widersteht der Anordnung Gottes; die aber widerstehen, werden ein Urteil über sich empfangen" (Röm. 13, 1—4). Wieviel ernster ist es, sich der höchsten irdischen Autorität zu widersetzen, welche der Allmächtige mit göttlicher Ehre umkleidet hat! —

Es steht geschrieben: „Wenn ein Mann einen unbändigen und widerspenstigen Sohn hat, der der Stimme seines Vaters und der Stimme seiner Mutter nicht gehorcht, und sie züchtigen ihn, aber er gehorcht ihnen nicht: so sollen sein Vater und seine Mutter ihn ergreifen und ihn zu den Ältesten seiner Stadt und zum Tore seines Ortes hinausführen und sollen zu den Ältesten seiner Stadt sprechen: Dieser unser Sohn ist unbändig und widerspenstig, er gehorcht unserer Stimme nicht, er ist ein Schlemmer und Säufer! Und alle Leute seiner Stadt sollen ihn steinigen, daß er sterbe; und du sollst das Böse aus deiner Mitte hinwegschaffen. Und ganz Israel soll es hören und sich fürchten (5. Mose 21, 18—21). Und wiederum: „Verflucht sei, wer seinen Vater oder seine Mutter verachtet!" (5. Mose 27, 16.) Dies sind Gesetze, die Jehova in Seinem Volke aufrichtete. Aber nun kommt ja hinzu, daß es niemand auf Erden gibt, dem ein erwachsener Mensch so tief für empfangene Liebe und Wohl-

tat verschuldet wäre, als seinen Eltern. Gedenke der Liebestreue deiner Mutter! Gedenke ihrer Nachtwachen, ihrer Tränen und Gebete! Gedenke der treuen Fürsorge deines Vaters! Diese Schuld wird niemals abgetragen! „Ihr Kinder, gehorchet euren Eltern **im HErrn!**“ Wenn schon im Alten Bunde ein Mensch, der Vater und Mutter verachtete, der Steinigung verfallen war — was wird es sein vor dem göttlichen Richterstuhl um einen Sohn, welcher aufgezogen war in der Zucht und Vermahnung zum HErrn und der dann doch, weil sein Hochmut und sein Starrsinn sich nicht beugen will, sich der Vermahnung und Warnung seiner Eltern widersetzt. Sicherlich kommen die Tränen, die Vater und Mutter um ihn geweint haben, auf seinen Kopf und auf seinen Weg zurück. Selbst die Fürbitte von Vater und Mutter kann dies nicht abwenden.

Es ist für die deutsche Nation beschämend, daß oftmals bei den Heiden mehr Ehrfurcht und Ehrerbietung vor den Eltern gefunden wird, als in unserem Volke. Z. B. wird in China ein Sohn, welcher sich dem Willen seines Vaters widersetzt, ohne Widerrede durch den Richter zum Tode verurteilt, weil er dies heilige Gesetz gebrochen hat, seine Eltern zu ehren. In China ist es Volkssitte (so berichtet Moody), daß am Neujahrstage jeder Mann und jeder Junge im ganze Lande seine Mutter besucht, um ihr ein Geschenk zu bringen. Er dankt ihr für alles, was sie an ihm getan, und bittet sie, ihm auch für das neue Jahr ihr Wohlwollen zu bewahren. Ist das nicht schön?

Wo Gott einen Menschen als Führer, Berater und Wächter zum Segen für die Seinigen hingestellt hat, fordert Er, daß er geehrt werde und vor geringschätzendem Urteil bewahrt sei. Gott nimmt Kenntnis von jedem Wort, welches Söhne und Töchter wider ihre Eltern reden und besonders dann, wenn es sich um gläubige Eltern handelt. Wie schrecklich, wenn ein gläubiger Sohn mit überhebenden Worten sich wider die Ehrfurcht versündigt, die er Vater und Mutter schuldet! Alle Kinder Gottes, junge und alte, welche noch das Vorrecht besitzen, Vater oder Mutter auf Erden zu haben, mögen ihre

Herzen und ihre Lippen bewahren, **nie** die Liebe, die Ehrfurcht und den Dank zu vergessen, sich **nie** mit überhebenden Gedanken oder verurteilenden Worten an Vater oder Mutter zu versündigen. Dies letztere ist es, was das Wort Gottes meint: „Wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht, soll gewißlich getötet werden" (2. Mose 21, 17). Davon redet auch das Wort: „Ein Auge, das den Vater verspottet und den Gehorsam gegen die Mutter verachtet, das werden die Raben des Baches aushacken und die Jungen des Adlers fressen" (Spr. 30, 17). Ein solcher Sohn wird schmerzliche Erfahrungen davon machen, was diese Worte bedeuten. Vielleicht nach vielen Jahren erlebt er an seinen eigenen Kindern, wer die Raben des Baches und die Jungen des Adlers sind. „Denn was irgend ein Mensch säet, das wird er auch ernten" (Gal. 6, 7).

Moody erzählt: Ich hörte einst von einem armen Mann, der seiner Sohn zur Ausbildung in die Stadt geschickt hatte. Eines Tages bringt der Mann Holz in die Stadt, vielleicht, um seines Sohnes Rechnungen zu bezahlen. Da kommt sein Sohn modisch gekleidet mit einigen Freunden die Straße entlang. Der Vater sieht ihn, und in seiner Herzensfreude läßt er das Holz stehen, läuft aufs Trottoir, um seinen Sohn zu begrüßen. Doch der Sohn schämt sich seines armen Vaters, der in seinen Arbeitskleidern vor ihm steht. Er wendet sich kurz mit den Worten ab: „Ich weiß nicht, wer Sie sind!" Kann aus einem solchen Burschen je ein braver Mann werden? Sicherlich nicht!

Ich hatte in meiner Sonntagsschule in Chicago einst einen vielversprechenden Knaben. Sein Vater war ein ausgesprochener Trinker und seine Mutter suchte durch Waschen das nötige Geld zu verdienen, um ihren Kindern eine anständige Erziehung geben zu können. Er war der älteste von den Kindern und ich dachte, er werde an seiner Familie gutmachen, was sein Vater versäumt hatte. Eines Tages aber mußte ich etwas über ihn hören, das ihn tief in meiner Achtung sinken ließ.

Der Junge besuchte die Realschule und war einer der gescheitesten Schüler. Einst stand er mit seiner Mutter vor der Tür ihres kleinen Häuschens — es war sehr ärmlich, denn

die Mutter konnte neben der Nahrung und Kleidung nicht auch noch Geld für eine bessere Wohnung erschwingen. Als die beiden so vor der Haustür standen, kam ein Mitschüler die Straße entlang, und als der Sohn denselben erblickte, trat er abseits von der Mutter.

„Was war das für eine Frau, mit der ich dich gestern sah?" fragte des anderen Tages der Mitschüler.

„Meine Wäscherin!" lautete die Antwort.

Armer Knabe! dachte ich, als ich das hörte. Aus dir wird nie etwas werden!

Dies ereignete sich vor Jahren. Ich habe den Jungen seit der Zeit im Auge behalten. Es ist immer mehr und mehr abwärts mit ihm gegangen, nun ist er ein elender, verkommener Mensch. Es konnte nicht anders sein. Ein Junge, der sich seiner Mutter schämt, die ihn liebt, die sich für ihn abarbeitet, kann es nie zu etwas Gutem bringen. Ich kann nicht sagen, wie groß die Verachtung war, die ich für jenen Jungen fühlte.

Doch nun möchte ich ein schöneres Bild vorführen. Vor einigen Jahren hörte ich von einer armen Frau, die ihren Sohn in das Gymnasium zur Ausbildung geschickt hatte. Als die Versetzung in eine höhere Klasse erfolgen sollte, schrieb er an seine Mutter, sie möge doch kommen und der Versetzung beiwohnen. Die Mutter aber schrieb ihm zurück, sie könne nicht kommen, ihre Kleider seien zu ärmlich, ihr Rock sei schon zweimal gewendet und er würde sich seiner armen Mutter nur zu schämen haben. Doch der Junge ließ nicht nach, die Mutter müsse kommen, an ihren ärmlichen Kleidern liege ihm durchaus nichts. Er bat so dringend, daß sie wirklich nachgab. An der Eisenbahnstation holte er sie ab und brachte sie in eine hübsche Wohnung. Der Tag der Versetzung kam. Zärtlich führte der Sohn die ärmlich gekleidete Frau den breiten Chorgang entlang und geleitete sie auf einen der besten Plätze. Wie war die gute Frau erstaunt, als ihr Sohn die Abschiedsrede für die ganze Klasse hielt, die alles im Sturm mit sich fortriß. Er erhielt den ersten Preis, und als ihm derselbe übergeben wurde, trat er vor der ganzen Versammlung vor seine Mutter hin, küßte dieselbe und sprach:

„Nimm den Preis, Mutter, er gebührt dir. Wenn du mir nicht geholfen hättest, wäre er mir niemals zuteil geworden."

Gott sei gelobt, daß es noch solche Jungen gibt. Soweit Moody's Erzählung. (Aus: Gewogen und zu leicht gefunden!)

Es ist wichtig für Gläubige, zu beachten, daß keine Bemühung für die Sache Gottes, kein Opfer an Geld oder Arbeit, kein Reden und Zeugen in Versammlungen etwas von dem ersetzen kann, was an Ehrfurcht und Liebe gegenüber Vater und Mutter versäumt wurde. Die Pharisäer und Schriftgelehrten versuchten solchen trügerischen Umtausch der Werte, aber der HErr ließ das nicht zu (vergl. Matth. 15, 3—9). Diese Wahrheit bleibt bestehen ohne Rücksicht darauf, ob die Eltern bekehrt oder unbekehrt sind: Vater und Mutter haben ein unverlierbares Anrecht auf die Verehrung, Liebe, Fürsorge und Pflege ihrer Kinder, und diese Kindespflicht ist wichtiger als alle Bemühungen und Opfer für die Sache Gottes. Die Dankespflicht der Kinder gegen ihre Eltern ist eine so heilige und überwältigend große, daß das, was da versäumt und mißachtet wird, auf keinem anderen Gebiete ersetzt werden kann.

Die Auflehnung gegen die Eltern gehört zu den Zeichen des großen Verderbens der letzten Tage (vergl. 2. Tim. 3, 1—2). Dieser Geist der Zeit, welcher die gottgegebene Autorität antastet in der Meinung, daß das herangewachsene Geschlecht klüger sei und sich nicht zu beugen brauche, dringt auch in die Gemeinde Gottes ein. Wer aber das Wort Gottes zur Richtschnur seines Weges nimmt, der weiß, daß es keine Umstände, Zeitverhältnisse, keine Bildungshöhe, keinen Erfolg im Berufe gibt, durch welche die Stellung der Abhängigkeit und der Ehrfurcht, in welcher die Kinder zu den Eltern stehen, abgeschwächt würde. Der Hochmut, welcher die eigene Meinung, Weisheit oder Erkenntnis über die Weisheit des Wortes Gottes und über die Erfahrung und Liebe der Eltern stellt, ist vor Gott **etwas Widerwärtiges;** Gott aber widersteht dem Hochmütigen

(lies Jes. 2, 11—17). Wie ernst, wenn Kinder sich nicht der gottgegebenen Autorität von Vater und Mutter beugen! Dieser Mangel kann nicht ausgeglichen werden durch Liebesbeteuerungen, Tränen oder Geschenke. „Gehorsam ist besser als Opfer!" Wer könnte besser verkehrte, unheilvolle Entschlüsse erkennen, wer könnte liebevoller warnen als Vater und Mutter! Wenn aber ein Sohn vor dieser Liebe seinen Eigenwillen nicht beugt, so wird er erleben, was geschrieben steht: „Ein Mann, der oft zurechtgewiesen, den Nacken verhärtet, wird plötzlich zerschmettert werden ohne Heilung" (Spr. 29, 1). Die Worte „Starrsinn" und „Widerspenstigkeit" bilden in der Schrift die eigentliche Grundanklage, welche der ewige Gott wider Sein Volk erhebt (Jes. 63, 9—10; Jes. 65, 2; 5. Mose 9, 24; Neh. 9, 16—17; Klagel. 1, 18). Wie bedeutungsvoll wird es da für gläubige Kinder, sich den Ratschlägen und Weisungen ihrer Eltern in Demut zu unterwerfen! Aber auch wie entscheidend wichtig für die Eltern, jenen Charakterzügen, wo sie sich in den Kindern zeigen, frühe entgegenzutreten, damit der Eigenwille gebrochen werde.

Einst lag ein Greis auf seinem letzten Lager, er sprach über sein vergangenes Leben und sagte: „Ich habe einen Sohn gehabt — mein Leben wäre glücklicher gewesen, wenn ich keinen Sohn gehabt hätte!" Wie schmerzlich! Dieser Sohn war zuerst Offizier gewesen, hatte den Eltern durch Leichtsinn schwere Sorgen gemacht, hatte dann gegen den Willen der Eltern sich verheiratet und war seitdem mit Vater und Mutter zerfallen. Er war nachher Generalagent und Bankier in Berlin; er war reich geworden und schien auf dem Wege zu sein, um Millionär zu werden. Aber plötzlich verarmt, erkrankte er an Gehirnerweichung. Nach langen Leiden starb er und ließ Weib und Kinder in schwierigen Verhältnissen zurück. Sieh da ein Mensch, der nicht gesegnet werden konnte, weil er Vater und Mutter nicht geehrt hatte.

Wie schön war dagegen das Lob, welches ein alter General, der Vater von sechs Söhnen, seinem Ältesten aussprach. Dieser war gestorben als hoffnungsreicher junger Offizier. Als ein

Jugendfreund den alten Vater besuchte, um ihm seine Teilnahme zu bezeugen, führte dieser ihn an den offenen Sarg und sagte auf den toten Sohn zeigend: Dies ist der erste Schmerz, den er mir gemacht hat!

IV.

In welchem Alter sollen die Kinder eines Christenhauses den HErrn kennen lernen?

Timotheus war von Kindheit auf im Worte Gottes unterwiesen worden durch seine Mutter und seine Großmutter (2. Tim. 1, 5). So hatte er einen Schatz mit in das Leben hinausgenommen, der ihn weise machte. In einem Christenhause sollten die Kinder von klein auf im Worte Gottes unterwiesen werden. Hat nicht der HErr gesagt: „Lasset die Kindlein zu Mir kommen, denn ihrer ist das Reich Gottes!"? Man kann natürlich nicht von einem bestimmten Alter reden als passende Zeit für die Bekehrung; der HErr wirkt ganz verschieden; für jedes Kind gibt es andere Führungen und Umstände, durch welche der HErr es zu Sich ziehen will. Wir wissen von manchen Gläubigen, daß sie im zarten Kindesalter sich bekehrten und als Jesu errettetes Eigentum durch ein langes Leben gegangen sind (vergl. Spr. 8, 17). Es gibt andererseits viele Fälle, in welchen das Kind von den Eltern für bekehrt gehalten oder dafür ausgegeben wird, ohne es in Wahrheit zu sein. Dann geht es später rückwärts. Diesen Fall erlebt man aber ebenso oft, sogar noch öfter, bei Erwachsenen! Diese Tatsache sollte niemals die Eltern davon abhalten, daß schon die kleinen Kinder unter den Schall des Wortes kommen und an den Lobliedern ihres Vaterhauses teilnehmen. — Nicht alle Väter und Mütter haben Gabe und Zeit, um selbst ihre Kinder in das Wort Gottes einzuführen.

Diese sollten Sorge tragen, ihre Kinder an solche Sonntagsschulen anzuschließen, in denen die Kinder durch wahre Zeugen Jesu zum Heiland hingeführt werden. So viel Weisheit aber darf jeder Vater und jede Mutter glaubend vom HErrn erbitten (Jak. 1, 5), daß sie ihre Kinder aus Gottes Wort ermahnen können. Frühe sollten die Kinder lernen, in jeder Schwierigkeit die Hilfe beim HErrn zu suchen. Wann irgend in ein Christenhaus Not, Trübsal, Gefahr und Schwierigkeit kommt, sollten Eltern und Kinder gemeinsam auf den Knien des HErrn Hilfe anrufen und dann auch gemeinsam für die erfahrene Hilfe danken.

Es ist für alle gläubigen Eltern wichtig, zu verstehen, daß auch junge Kinder dazu begnadigt werden können, sich mit Herzensentschluß dem HErrn zum Eigentum zu übergeben.

Ein gläubiger Vater erzählt von seinem Sohne:*)

Einmal machte die Mutter mit den Kindern einen Spaziergang. Erst hatte die Sonne schön und hell geschienen. Plötzlich zogen dunkle Wolken herauf, die den Himmel verhüllten und mit Regen drohten. Ja, es fielen schon einige Tropfen. Da ließ der noch nicht dreijährige Knabe die Hand der Mutter los, faltete die Hände und betete: „Herr Jesus, nicht regnen! Amen.“ Dann ging er vergnügt weiter. Und richtig, der drohende Regen verzog sich, und es fiel kein Tropfen, bis die kleine Gesellschaft wieder zu Hause war.

Derselbe Vater erzählt von demselben Sohne:

Als Werner $4^1/_2$ Jahre alt war, sagte er eines Morgens früh zu den Eltern: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr Meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt — was ist das eigentlich: ein Jünger?“ Der Vater erklärte ihm: „Ein Jünger, das ist ein Mensch, der dem Heiland nachfolgt und Seinen Willen tut.“ Nach einer Weile des Überlegens sagte der Kleine wieder: „Dann ist der Teufel kein Jünger; aber alle Menschen sind Jünger, nicht wahr?“ „Ach nein,“ wurde ihm

*) Entnommen aus: „Ein Kinderleben“ von Ernst Modersohn, Pastor, Verlag von G. Ihloff & Co., Neumünster.

geantwortet, „nicht alle Menschen sind Jünger. Es gibt auch solche, die wollen dem Herrn Jesus nicht nachfolgen, die wollen Seinen Willen nicht tun." Da erklärte er: „Aber wenn ich groß bin, dann werde ich auch ein Jünger." „Wenn du ein Jünger werden willst, dann brauchst du nicht zu warten, bis du groß bist," sagte der Vater. „Der Herr Jesus hat gesagt: Lasset die Kindlein zu Mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes." „Ja," antwortete das Kind, „das möchte ich wohl; ich weiß aber nicht, wie ich's machen soll." Da ließ ihn der Vater zu sich kommen. Und als er zu ihm ins Bett geklettert war, da fragte er ihn, ob er wohl schon Böses getan habe. Ja, das wußte er ganz genau, daß er schon manches getan hatte, was dem Heilande nicht recht war. Und dann fragte der Vater weiter, ob er auch manches ungern tue, was die Eltern verlangten. Ja, da war auch etwas. Er mochte sein Emser Kränchen gar nicht trinken, das er seiner Erkältung wegen trinken mußte. „Wenn der Heiland nun haben will, daß du Emser Kränchen trinkst, was dann?" „Dann will ich's auch gern tun." So suchte ihm der Vater einen Begriff von Sünde und von Gehorsam beizubringen. Und dann beteten die Eltern mit ihm, und der Kleine betete auch und gab in aller Einfalt sein Herz und seinen Willen dem HErrn.

Die Augen der Mutter standen voll Tränen. Sie dachte an ihr Flehen von einst: „Laß ihn nicht lebend zur Welt kommen, wenn er sich nicht für Dich entscheidet." Nun hatte der HErr ihr Gebet erhört und ihren Werner als Seinen Jünger angenommen.

Ja, das hatte Er wirklich. Das konnte man in der Folgezeit ganz gut merken.

Manche Leute denken und sprechen so, als ob es ganz unmöglich sei, daß sich Kinder schon dem HErrn hingeben könnten. O, das können auch Kinder tun. Das war in Werners Leben deutlich zu spüren. Von dieser Morgenstunde an wußte er sich auch mit völliger Bestimmtheit als ein Eigentum des HErrn.

Es ist etwas Ergreifendes, wenn ein Kind von 6 oder 10 Jahren mit dem klaren Zeugnis seiner ewigen Errettung von seinen Eltern und Geschwistern Abschied nimmt, um zum

HErrn zu gehen. Vor einigen Jahren geschah dies sogar mit einem lieben dreijährigen Jungen, daß er lobsingend zu seinem HErrn hinüberging. Dies war insofern nicht wunderbar, als die Eltern dieses Jungen dem HErrn völlig hingegebene Christen waren, die für ihre Kinder nur das Eine erflehten: HErr, daß sie nur frühe Dein Eigen werden! Aber es kommen auch solche Fälle vor bei Kindern von gottlosen Vätern. Man sollte meinen, die Eltern solcher Kinder müßten überwältigt werden von diesen Zeugnissen des Glaubens. Jedoch die Erfahrung lehrt, daß oftmals die Väter solcher Kinder nach kurzer Zeit auf die gewohnten Pfade ihres Welt- und Sündenlebens zurückkehren. Es bedarf auch in solchen herzbewegenden Fällen der besonderen Gnade Gottes, um das Herz unbekehrter Eltern in Buße zu zerbrechen.

Herr N. war ein hochbegabter Mann; vieles war ihm in seinem Leben gelungen, und mehr noch wäre ihm gelungen, wenn er nicht durch sein wüstes Leben sich selbst und seine Familie des Segens beraubt hätte. Er war ein Ehebrecher, Flucher, Spötter, Trinker — und doch war dieser Mann einst von der Gnade Gottes so erfaßt gewesen, daß er in die Wirtshäuser der Stadt gegangen war, um denselben Wirten und Gästen, vor denen er bis dahin als Wüstling eine Rolle gespielt hatte, zu bezeugen, daß Jesus wahrhaftig der Sohn Gottes, der Retter der Sünder, der Richter der Welten ist. Aber ach, diese herrlichen Zeugnisse hatte Herr N. selbst in den Staub getreten; er war bald zurückgesunken in um so tiefere Sünde. Damals betrachteten viele Gläubige diesen abtrünnigen Mann als einen hoffnungslos Verlorenen. Gott sei gepriesen, daß von Jesu geschrieben steht: „Du bist aufgefahren in die Höhe, Du hast die Gefangenschaft gefangen geführt; Du hast Gaben empfangen im Menschen, und selbst für Widerspenstige (Abtrünnige), damit Jehova, Gott, eine Wohnung habe" (Ps. 68, 18). Dies Wort wunderbarer Gnade wurde auch an N. auf den tiefen ernsten Wegen Gottes erfüllt. Auch in diesem Herzen sollte Jesus noch eine Wohnung haben, in welche Er einziehen konnte als der Fürst des Friedens.

Zunächst erlebte N., wie seine treue Frau unter dem Kummer zusammenbrach, den ihr ehebrecherischer, wüster Mann ihr un-

aufhörlich bereitete. Ihr Siechtum und Sterben zerschmolz aber das harte Herz des Mannes nicht. Auch sein jüngster, kleiner Sohn kannte seines Vaters böse Wege und die vielen Tränen, die um ihn geweint wurden. Dennoch liebte er seinen Vater. Dieser Sohn erkrankte; als er den Tod nahen fühlte, bat er seinen Vater, ihn auf den Schoß zu nehmen. Der sterbende Junge legte seinen Kopf an des rohen Vaters Brust und sagte: „Vater, ich gehe zum HErrn, o, kehre doch um von deinen bösen Wegen, sonst werde ich dich beim Heiland nicht wiedersehen, und das wäre so schrecklich!" Die sanften Worte fielen wie gewaltige Keulenschläge auf das verhärtete Gewissen. N. antwortete: „Sei ruhig, mein Sohn, sicherlich, du findest mich beim HErrn wieder."

Vielleicht wagten weder die Geschwister des Sterbenden noch der Vater selbst zu hoffen, daß das wirklich geschehen sollte. Aber Gottes anbetungswürdige Gnade brachte es zustande. Es war der HErr, welcher durch dies sterbende Kind Worte des ewigen Lebens zu dem armen in Sünden gebundenen Vater redete. Das geliebte Kind entschlief, um hinaufzugehen in das Paradies Gottes, wo kein Leid und kein Geschrei mehr sein wird, wo Gott die letzte Träne abwischt, wo die Sünde nicht mehr das Glück der Menschen zerstört.

Zuerst schien es, als ob auch dieser Schlag nicht imstande gewesen wäre, den Vater zurückzuholen von den Wegen des Verderbens. Aber nicht lange hernach erkrankte er selbst an einem Lungenleiden, welches den starken Mann schnell dem Sterben entgegenführte. Da auf dem Krankenbett muß Gott wunderbar mit ihm geredet haben, denn noch ehe die letzte Kraft verzehrt war, ließ er die Gläubigen seines Ortes an sein Lager rufen. Er bekannte vor vielen Zeugen seine Sünden; dann kam von seinen Lippen ein Strom von Lob und Dank für die Gnade, die sich seiner erbarmt hatte. Es war ein helles Zeugnis von der völligen Vergebung, die er durch das Blut Jesu gefunden. Mit solchem Zeugnis ging dieser schuldbeladene Sünder — o, anbetungswürdige Gnade! als ein versöhntes Kind Gottes in die Ewigkeit.

V.

Die Erziehung der Kinder.

Die wichtigste Lebensaufgabe aller gläubigen Eltern ist, ihre Kinder für den HErrn zu erziehen. Ein Gläubiger, der bei seinem Scheiden seine Kinder als Zeugen Jesu zurückläßt, hat seiner ersten und größten Verantwortung durch Gottes Gnade genügt.

Von Abraham sagte Gott: „Denn Ich habe ihn erkannt, auf daß er seinen Kindern befehle und seinem Hause nach ihm, daß sie den Weg Jehovas bewahren, Gerechtigkeit und Recht zu tun, damit Jehova auf Abraham kommen lasse, was Er über ihn geredet hat" (1. Mose 18, 19). Gott gebot Seinem Volke: „Und ihr sollt diese Meine Worte auf euer Herz und auf eure Seele legen und sie zum Zeichen auf eure Hand binden, und sie sollen zu Stirnbändern zwischen euren Augen sein. Und lehret sie eure Kinder, indem ihr davon redet, wenn du in deinem Hause sitzest und wenn du auf dem Wege gehst und wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehst; und schreibe sie auf die Pfosten deines Hauses und an deine Tore, auf daß eure Tage und die Tage eurer Kinder sich mehren in dem Lande, welches Jehova euren Vätern geschworen hat, ihnen zu geben, wie die Tage des Himmels über der Erde" (5. Mose 11, 18—21).

Die Erziehung der Kinder ist eine Aussaat, von welcher die Eltern ernten werden — Gutes oder Schlimmes, Freude oder Leid. Gewiß kann auch ein in Treue und ernster Zucht erzogenes Kind seinen Eltern tiefe Schmerzen bereiten — aber die Gnade Gottes bringt es zu Seiner Zeit an das Herz der Eltern zurück; es gibt in solchen Fällen eine späte Ernte, aber doch eine Ernte des Segens. Die Aussaat beginnt schon im zartesten Alter der Kinder durch das Gebet der Eltern, ja, die Kinder der Gläubigen werden, wo es recht steht, schon von den täglichen Gebeten ihrer Eltern getragen, ehe sie geboren werden. Oftmals wird es so gehen, daß die Kinder, je mehr sie heranwachsen, um so mehr von Glaubensfürbitte umgeben werden, weil sie mehr und mehr den Versuchungen und Gefahren der Welt ausgesetzt sind. So wie die Mutter des Moses ihren geliebten Sohn mit einem aus Binsen

geflochtenen Korbe umhüllte, ehe sie ihn auf die Todesfluten des Nil dahingab, daß er bewahrt bliebe vor den lauernden Krokodilen, so haben gläubige Eltern Ursache, ihre heranwachsenden Kinder mit einem Geflecht von Glaubensgebeten zu umhüllen, damit ihre Seele bewahrt bleibe inmitten der argen Welt, die sie umgibt. Die Kinder atmen in der Schule, ja, überall, wohin sie gehen, die Luft der Welt. Der Geist der Welt, der Fürst der Gewalt der Luft (Eph. 2, 2), wirkt auf sie ein. Da ist es entscheidend wichtig, daß sie zu Hause Ewigkeitsluft atmen, daß sie von göttlichen Einflüssen berührt und erleuchtet werden, damit ihre Herzen für Gott und Gottes Wort sich frühe öffnen. Es ist für die Kinder überaus wichtig, daß sie selbst frühe erkennen: ich bin von den Gebeten meiner Eltern umgeben und begleitet. Es sind nicht viele Eltern, welche aufrichtig für ihre Kinder flehen: HErr, nur, daß sie Dein eigen seien **um jeden Preis!** Mache sie reich oder arm, gesund oder krank, **nur, daß sie frühe Dir Herz und Leben geben!** Sicherlich, Gott antwortet solchem Glaubensgebet, und der Glaubende wird erleben, was ihm verheißen ist: „Glaube an den Herrn Jesum, und du wirst errettet werden, du und dein Haus!" (Apostelgesch. 16, 31).

Die Grundsätze christlicher Erziehung lauten: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Ermahnung des HErrn" (Eph. 6, 4).

Wie wunderbar tief ist Gottes Wort! Es gibt mit diesen beiden Überschriften: „Zucht" und „Ermahnung" die wesentlichsten Mittel, die zwei Hauptbetätigungen in der Erziehung der Kinder an. Wie viele Eltern schon wollten in falscher Liebe — wie einst Eli — nur mit Ermahnungen alles ausrichten, sie versäumten die Zucht, und die Frucht ward: zuchtloses Wesen, Verachtung der gottgegebenen Autorität. Andere Eltern wollen in unverständigem Eifer das Gute erzwingen. Da gibt es eigenmächtiges Gebieten und Verbieten, wie oft auch ein launisches, willkürliches Zufahren gekränkter Eitelkeit oder beleidigten Stolzes. Wie oft wird vergessen, auch von gläubigen Eltern, daß Kinder ein Recht **als Kinder** haben. Manchmal werden dann Verstöße gegen Weltformen wie Verbrechen behandelt, Übereilungen wie absichtliche Vergehen! Wie leicht wird da Liebe und Mut in den Kinderherzen ertötet! Darum steht geschrieben: „Ihr Väter, ärgert

eure Kinder nicht!" (Kol. 3, 21). Das eigentliche Geheimnis, um recht zu ermahnen und recht zu züchtigen, ist die von Gott in die Herzen gläubiger Eltern ausgegossene göttliche Liebe (nicht die natürliche Liebe), welche in den Kindern die teuersten Kleinodien sieht, die **dem HErrn** gehören. Welche Verantwortung für Vater und Mutter, um da zu züchtigen, wo das Böse ungescheut hervortritt, und da zu ermahnen, wo das Gute gepflanzt werden soll. Das Ziel der Erziehung sollte immer dies sein, daß die Kinder zu der Liebe heranwachsen, welche in den Eltern ihre besten Freunde auf Erden erkennt, und von welcher geschrieben steht: „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, ist nicht vollendet in der Liebe" (1. Joh. 4, 18).

Das wirksamste Erziehungsmittel ist das Vorbild gläubiger, betender Eltern, die persönlich im Worte Gottes und in der Zucht des Heiligen Geistes wandeln, welche in allen Schwierigkeiten ihre Zuflucht glaubend zu Gott nehmen. Wo die Eltern das Wort Gottes als Richtschnur und Wegweisung bei jeder Entscheidung den Ausschlag geben lassen, da lernen auch die Kinder sich vor dem Worte Gottes beugen als vor der wahrhaftigen höchsten Weisheit. Für die Kinder der Welt ist Gott entweder ein Phantasiegebilde oder eine außer Kraft gesetzte, ehrwürdige Idee; Gottes Wort übt keine Wirkung aus auf ihr Tun und Lassen. Aber die Kinder der Gläubigen sollen von Kindheit auf lernen, mit Gottes Gegenwart, Macht und Treue zu rechnen. Nur dann sind sie fähig, **Zeugen Jesu** zu werden, wenn sie den lebendigen HErrn Tag und Nacht bei sich wissen. Wie kostbar war Davids Unterweisung an seinen Sohn (vergl. 1. Chron. 28, 9—10 u. V. 20). Gott hat die Worte dieses Vaters bestätigt.

Die Kinder von Gläubigen sollen frühe erfahren, wer der HErr ist, was Er an ihren Eltern, an ihrem Vaterhause getan hat. Die größte Tat Gottes an jedem Gläubigen ist die erlebte Errettung, die Verwandlung aus einem schuldigen Sünder in ein geliebtes Kind Gottes. Aber außer dieser ewig gültigen wunderbaren Begnadigung gibt es Erlebnisse und Erfahrungen, welche als Denkmäler der erlebten Hilfe, der erfahrenen Wunder in die Geschichte des Hauses eingeflochten sind. Wie jene Steine, die Josua aus dem Jordan holen ließ, um sie als

Denkmal aufzurichten, allen kommenden Geschlechtern kundtaten: „Auf trockenem Boden ist Israel durch diesen Jordan gezogen" (lies Jos. 4, 19—24), so sollen gläubige Eltern ihren Kindern einprägen, was Gott an ihnen getan, die Wunderwege, die Er sie geführt, die Erhörungen, die sie erlebt haben.

Es steht geschrieben: „Was wir gehört und erfahren und unsere Väter uns erzählt haben, wollen wir nicht verhehlen ihren Söhnen, dem künftigen Geschlecht erzählend den Ruhm Jehovas und Seine Stärke und Seine Wunderwerke, die Er getan hat. Denn Er hat ein Zeugnis aufgerichtet in Jakob, und ein Gesetz gestellt in Israel, die Er unseren Vätern geboten hat, um sie ihren Söhnen kundzutun, damit sie kännte das künftige Geschlecht, die Söhne, die geboren werden sollten, und sie aufständen und sie ihren Söhnen erzählten, und auf Gott ihr Vertrauen setzten und die Taten Gottes nicht vergäßen und Seine Gebote bewahrten" (Ps. 78, 3—7).

Es ist für alle Erzieher ein Gesetz göttlicher Weisheit: „Wird dem Gesetzlosen Gnade erzeigt, so lernt er nicht Gerechtigkeit; im Lande der Geradheit handelt er unrecht und sieht nicht die Majestät Jehovas" (Jes. 26, 10). Ehe ein Kind sich nicht mit dem Bekenntnis seiner Sünde wirklich gebeugt hat, ist es allemal eine ungöttliche Handlungsweise, solchem Kinde die Gnade und Verzeihung in den Schoß zu werfen. Auf diese Weise lernt es nie Gerechtigkeit. Es beugt sich nicht den göttlichen Anforderungen, es verurteilt nicht in seinem Herzen das Böse. So lange ein Kind ungebeugt es verweigert, seinen Eigensinn oder Ungehorsam anzuerkennen und Vergebung zu erbitten, so lange ist es „gesetzlos". Wie handelt Gott mit den Menschen, den Er so unaussprechlich liebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für den schuldigen Sünder opferte? In dem Augenblick, da der Sünder sich auf den Platz des Schuldigen stellt und die Gnade erfleht, ist die vollkommenste Gnade für ihn da. Jedoch, so lange er sich selbst rechtfertigt und die Beugung verweigert, so lange bleibt er unter dem gerechten Zorn Gottes. Es ist überaus wichtig, Gottes heilige Gerechtigkeit darin zu verstehen, daß Jehova Gott barmherzig und gnädig ist, langsam zum Zorn und groß an Güte und Wahrheit, der Ungerechtigkeit, Übertretung und Sünde vergibt, daß

Er aber keineswegs für schuldlos hält den Schuldigen (vergl. 2. Mose 34, 6—7).

In gottgewollter Weise zu strafen ist eine Aufgabe, welche viel Gebet erfordert. Es ist Sünde für Eltern, wenn sie im Zorne strafen, und wie oft geschieht dies, zum großen Schaden für Eltern und Kinder! Gott ist das Urbild des wahren Vaters, der mit unermüdlicher Liebe und Barmherzigkeit die verlorenen Söhne sucht, die irrenden Kinder zurechtweist. In schwierigen Erziehungsfragen frage man: Wie handelte Gott mit mir? Da findet man den Weg der Liebe, der Geduld, des Ernstes und der Zucht. Gläubige Eltern sollten nie strafen, ohne vorher zum HErrn gefleht zu haben, daß Er die Strafe segne, den Strafenden vor Zorn und Bitterkeit bewahre. Betend zu strafen ist eine heilige Weisheit. Aber auch da, wo es sich nicht um Strafe handelt, sondern nur um Tadel, bedürfen die Eltern Weisheit von Gott.

Es gibt für weise Eltern mannigfache Züchtigungsmittel, vom strafenden Blick bis zu harten Schlägen. Es gibt Dinge im Leben der Kinder, **die unbedingt Schläge erfordern,** z. B. freche Worte des Widerspruchs gegen Vater und Mutter, Lüge, unkeusche Handlungen oder Worte. Wer bei Dingen, die offenbar böse sind, seine Rute spart, der haßt seinen Sohn, d. h. er erweist ihm nicht im göttlichen Sinne wahre Liebe. (Lies Spr. 13, 24.) Dies Wort redet ernst zu denen, welche meinen, es sei besser, bei Erziehung von Söhnen jede körperliche Züchtigung grundsätzlich auszuschließen. Sicherlich wird da die traurige Frucht eines ungebrochenen Eigenwillens und eines hart gewordenen Gewissens geerntet werden. „Rute und Zucht geben Weisheit; aber ein sich selbst überlassener Knabe macht seiner Mutter Schande. Züchtige deinen Sohn, so wird er dir Ruhe verschaffen und Wonne gewähren deiner Seele" (Spr. 29, 15 u. 17). Zu den Dingen, welchen scharf entgegengetreten werden muß, um die Herrschaft der Sünde zu brechen, gehört auch der Jähzorn.

Die göttliche Weisheit weist besonders in der Erziehung der Knaben darauf hin, daß sie der Züchtigung bedürfen, um frühe ihren Eigenwillen und ihre bösen Neigungen zu brechen (lies Spr. 22, 15 u. Spr. 23, 13—14). Von Gott ist uns gesagt: „Wen der HErr liebt, den züchtigt Er; Er geißelt aber jeden Sohn, den Er aufnimmt"

(vergl. hierzu Spr. 3, 11—12). Es gibt törichte Mütter, welche die Sünden ihrer Kinder dem Vater verbergen, um dem Liebling Strafe zu sparen; es gibt schwache, untreue Väter, welche es mit der Sünde ihrer Kinder nicht ernst nehmen — die Verantwortung für beide ist groß, und die Frucht, die daraus wächst, wenn solche Kinder groß geworden sind, schmeckt bitter. Mancher Betrüger, Dieb, Schwelger, Mörder, Ehebrecher wäre vor seinem bösen Wege bewahrt worden, wenn Vater und Mutter ihn gezüchtigt hätten zur rechten Zeit.

Die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts machen ungemessene Ansprüche an den Lebensgenuß. Was jener hat, will auch dieser besitzen und genießen. Alle wollen sich kleiden wie reiche Leute, wohnen wie Fürsten, essen und trinken, wonach sie gelüstet. Wie wichtig ist es da, die Kinder anspruchslos und einfach zu erziehen, damit sie einfach und bescheiden in das Leben hinausgehn. Vor allem ist es nötig, daß die Kinder frühe zu **Fleiß und Pflichttreue** angehalten werden. Ein junger Mann, der nicht **arbeiten** kann und dem die Gewissenhaftigkeit fehlt, ist ein unbrauchbarer Mensch.

Wir leben in einer Zeit, in welcher das heranwachsende Geschlecht alle gottgegebenen Autoritäten ihrer Würde entkleiden will. Da ist es überaus wichtig, daß die Kinder dazu erzogen werden, die Autoritäten anzuerkennen, welche Gott über sie gesetzt hat. In einem Christenhause sollten die Kinder nicht Freiheit haben, über ihre Lehrer zu schimpfen oder zu spotten und noch viel weniger darf da die Obrigkeit und die Person des Herrschers unter eine mißachtende Kritik gebracht werden. Aber auch über die Kinder Gottes sollte da niemals herabsetzend geredet werden, damit die Kinder merken, was es ist, die Heiligen Gottes zu lieben. Vor allem darf niemals irgend etwas vorgebracht werden, wodurch das Wort Gottes angetastet wird.

Zur Erziehung der Kinder gehört auch, daß sie im Elternhause so viel kindliche, wahre Freude finden, als irgend möglich ist. Es ist traurig, wenn Kinder von gläubigen Eltern denken, daß die Kinder eines weltlichen Hauses es besser hätten als sie. Die Kinder begreifen sehr gut, daß Zirkus, Theater und Tanzstunde sich für Gläubige nicht schickt. Wo es im Elternhause recht steht, machen die Schilderungen, welche die Kinder in der Schule

von anderen über jene Dinge hören, keinen Eindruck. Aber sollten gläubige Eltern nicht bemüht sein, ihren Kindern bessere Freuden zu schaffen, indem Vater und Mutter sich auch einmal die Zeit nehmen, mit ihren Kindern Spaziergänge oder Ausflüge zu machen, mit ihnen fröhlich zu spielen, um so Sonnenschein in das Leben ihrer Kinder zu bringen? Wie schön, wenn der Vater wirklich mit den Kindern spielt, oder wenn die Eltern mit den Kindern anziehende Bücher gemeinsam lesen, welche dem Auffassungsvermögen der Kinder entsprechen!

Von entscheidender Bedeutung sind **die Freundschaften,** welche die Kinder schließen und die Häuser, in welchen sie verkehren. Man darf seine Kinder nicht jedem Umgang, nicht dem Geiste jedes Hauses preisgeben. Alle diese Fragen sollten im Gebet vor Gott geprüft werden. Dahin gehören auch die Bücher, welche unsere Kinder lesen. Durch Bücher und Bilder kann viel Gutes in die Herzen gestreut werden — aber auch viel Böses. Verständige Eltern werden auch den schon heranwachsenden Kindern keineswegs gestatten, alles zu lesen, was sie sich von Schulfreunden borgen oder aus der Schulbibliothek holen. Viele Kinder von Gläubigen haben den Samen des Unglaubens, der Weltlust, der Abneigung gegen Gottes Wort aus schlechten Büchern in sich aufgenommen. Keineswegs ist alles, was unter der Überschrift: „Jugendliteratur" oder „Für die reifere Jugend" im Buchhandel verbreitet wird, moralisch rein, besonders aber ist die moderne Romanliteratur vom antichristlichen Geiste beherrscht und richtet unermeßlichen Schaden an. Verständige Eltern prüfen genau die Bücher, welche ihre Kinder lesen wollen.

Die Einflüsse der modernen Schule sind vielerorts dem Christentum feindlich; infolge der antichristlichen, ja gottesleugnerischen Gesinnung eines großen Teiles der Lehrerschaft werden die Kinder zum Unglauben, zum Widerspruch gegen die Bibel an vielen Stellen systematisch angeleitet, besonders in dem Religionsunterricht ungläubiger Lehrer. Es gestaltet sich immer mehr zu einer Gewissensfrage für die Gläubigen, ob sie es verantworten können, ihre Kinder diesen Einflüssen preiszugeben; selbst dann, wenn gläubige Kinder dem Lehrer gegenüber treu ihren Glauben bezeugen, ist dennoch zu befürchten, daß in der Länge der Schuljahre die täglich

wirkende Macht des Unglaubens in solchem Kinde das keimende göttliche Leben erstickt.

Treue Eltern werden sich von ihren Kindern alles erzählen lassen, was in der Religionsstunde gesagt worden ist. Ein alter Christ erzählt: Ich mußte eines Tages zu dem Professor gehen, welcher auf dem Gymnasium der Religionslehrer meines jüngsten Sohnes war. Dieser hatte in den Religionsstunden das Wort Gottes angetastet; ich stand vor der Frage, ob ich meinen Sohn ein für allemal aus dem Unterricht heraustun solle oder ob ich die Bürgschaft bekommen würde, daß das Wort Gottes nie mehr angetastet würde. Ich sagte diesem Professor: „Das Wort Gottes ist das kostbarste Erbteil, welches ich meinen Kindern hinterlasse. Ich darf nicht leiden, daß es meinen Kindern angetastet wird." Da war der Mann vollständig erschrocken, nahm alles, was ich ihm sagte, in Demut an und versprach mir, nie mehr das Wort Gottes anzutasten. Dann sagte er zu meinem Erstaunen: „Wir Lehrer wissen, aus welchem Hause Ihre Söhne kommen!" Das hatten also die Lehrer unter sich besprochen. Man sieht hier, wie genau die Welt weiß, was sie von einem christlichen Hause zu erwarten hat.

VI.

Das Christenhaus ein Haus des Gebetes.

„Bethel", d. h. Haus Gottes, das sollte in Wahrheit jedes Christenhaus sein. Jakob sah im Traum zu Bethel (1. Mose 28, 10—22) die Leiter, welche in den Himmel reichte, er sah die Engel Gottes und empfing die Verheißungen Gottes. Welch' liebliches Vorbild eines Christenhauses, wo vielleicht die Umstände des Tages dem harten Steine von Bethel gleichen, aber die Herzen sind in Frieden, weil man der Gegenwart und Verheißung Gottes, ja des Dienstes der Engel Gottes gewiß ist (vergl. Hebr. 1, 14 und Psalm 103, 20—21). So sollte jedes Christenhaus nach den göttlichen Gedanken eine

Stätte sein, wo der HErr bei den Seinigen wohnt, wo Er herrscht, segnet und bewahrt. Das ist aber nur da Wirklichkeit, wo die Hauseltern persönlich in der Gegenwart Gottes wandeln. Daher die wichtigste Frage für den Hausvater und die Hausmutter: Stehe ich selbst im dauernden Gebetsumgang, in der persönlichen Lebensgemeinschaft mit dem HErrn? Wie könnte der Geist des Gebetes in einem Hause herrschen, wo er in den Hauseltern und vor allem im Hausvater nicht herrscht? Der Herzensfrieden und das Glaubensgebet der Hauseltern bringen auf das ganze Haus diese Atmosphäre des Friedens, des Geborgenseins, welche das Gepräge jedes Christenhauses bilden sollte — und doch so oft nicht bildet. Wie schön ist es, wenn Fremde, die in solches Haus kamen, bezeugten: Da ist ein wunderbarer Friede! Es ist der Friede Gottes, es ist die Ewigkeitsluft, die Gegenwart Gottes, die man da spürt.

Zweifellos ist es Satans Absicht, die Gläubigen und ihre Häuser zu verderben, in Sünde zu verstricken, ihr Zeugnis unwirksam, kraftlos zu machen. Er gebraucht dazu zahllose Mittel — Weltfreundschaft — Sorgengeist — Geldliebe — Menschenfurcht — Sündenlust. Aber den Gläubigen ist gesagt: „Wir werden durch Gottes Macht, durch Glauben bewahrt" (1. Petr. 1, 5). Wenn Satan Macht hätte, so würde er auch heute die Häuser der Gläubigen vernichten, wie er das Haus und das Leben des Hiob in dem Augenblick antastete, als Gott ihm die Umzäunung dazu öffnete. — Satan ging soweit, als er irgend konnte (vergl. Hiob 1 und 2). Wenn Gott nicht Seine Macht einsetzte für die Seinigen, so würde keiner von den Gläubigen den Weg als ein siegreicher Zeuge vollenden. Wieviel Ursache haben da gläubige Hauseltern, ihr Haus, ihre Angehörigen täglich dem Schutze, der Bewahrung des HErrn zu befehlen. Es ist ein Vorrecht, wenn Mann und Frau dies an jedem Morgen gemeinsam tun dürfen — nicht alle genießen dies Vorrecht, weil die häuslichen und beruflichen Verhältnisse es nicht zulassen. Man denke z. B. an einen gläubigen Bergmann oder Fabrikarbeiter, der oft lange vor Tagesanbruch aufbrechen muß. Aber eine Stunde oder Viertelstunde findet sich bei allen, wenn nicht Morgens, so des Mittags oder des Abends, da Mann und Frau ihr Haus, ihre Kinder mit allen ihren besonderen Bedürfnissen, Versuchungen und Schwierigkeiten dem HErrn bringen und eine

Mauer des Gebets um ihr Haus bauen können. Von der Macht und Wirkung solches Glaubensgebetes machen wir uns viel zu geringe Vorstellungen. Hier ein Beispiel von dieser Macht und Wirklichkeit einer solchen durch Gebete gebauten Mauer:

Missionar van Asselt von der Rheinischen Mission war von 1856—76 auf Sumatra bei dem wilden Volke der Batta. Zwei amerikanische Missionare, die 20 Jahre zuvor dorthin gekommen, waren von den Batta getötet und aufgefressen worden. Jetzt kam van Asselt unter dies Volk, ohne dessen Sprache zu verstehen. Er selbst erzählt, daß er nur noch mit Grauen an die zwei ersten Jahre zurückdenke, die er dort zuerst allein, dann mit seiner Frau zusammen verlebte. Es sei oft gewesen, als ob sie nicht nur von feindseligen Menschen, sondern von Mächten der Finsternis umgeben waren. Es sei manchmal eine so unerklärliche, namenlose Angst über sie gekommen, daß sie nachts von ihrem Lager aufstanden, niederknieten und beteten, um nur von diesem Bann befreit zu werden. Später zogen sie einige Stunden weiter in das Innere zu einem Stamme, der sie freundlich aufnahm, und wo sie sich ein Häuschen bauen konnten. Eines Tages saß van Asselt auf der Bank vor seinem Hause, als ein Mann aus jenem Stamme zu ihm kam, unter dem er zuerst gelebt hatte. Dieser brachte die Bitte vor, der Tuan (Lehrer) möchte ihm doch die Wächter zeigen, die er nachts zum Schutze um sein Haus stelle. Vergebens versicherte der Missionar, daß er nur einen kleinen Hütejungen und einen kleinen Koch habe, die nicht zu Wächtern taugten. Der Batta wollte es nicht glauben, er bat, ob er das Haus durchsuchen dürfe. Er durchstöberte die Winkel und die Betten. Als er sich überzeugt hatte, daß der Missionar keine Wächter bei sich habe, erzählte er demselben folgendes: „Als du zuerst zu uns kamst, Tuan, waren wir sehr erzürnt auf dich und beschlossen, dich und deine Frau zu töten. Wir zogen auch hin vor dein Haus, eine Nacht um die andere Nacht, aber wenn wir kamen, stand um dein Haus eine doppelte Reihe von Wächtern mit blinkenden Waffen. So wagten wir nicht, sie anzugreifen. Wir gingen zu einem Meuchelmörder (unter den Battas gab es damals eine besondere Zunft von Meuchelmördern, die gegen Lohn jeden umbrachten, der aus dem Leben geschafft werden sollte). Der Meuchelmörder schalt uns Feiglinge und sagte: Ich fürchte keinen Gott und keinen Teufel, ich werde durch die Wächter durchdringen.

So kamen wir am Abend zusammen. Wir hielten uns zurück und ließen ihn allein gehen. Aber nach kurzer Zeit kam er zurückgelaufen: „Nein, ich wage es nicht, zwei Reihen großer, starker Männer stehen da, ganz dicht Schulter an Schulter, und ihre Waffen leuchten wie Feuer. Da gaben wir es auf, dich zu töten. Aber nun sage, Tuan, wo sind die Wächter, hast du sie nie gesehen?" — „Nein, ich habe sie nie gesehen, meine Frau auch nicht," sagte der Missionar. „Aber wir haben sie doch alle gesehen; wie kommt denn das?" — „Da," erzählte der Missionar, „ging ich hinein und holte aus unserem Hause eine Bibel, hielt sie ihm aufgeschlagen vor und sagte: „Siehe, dies Buch ist das Wort unseres großen Gottes, in dem Er uns verheißt, daß Er uns behüten und beschirmen will; diesem Worte glauben wir fest, darum brauchen wir die Wächter nicht zu sehen; ihr aber glaubet nicht, darum muß euch der große Gott die Wächter zeigen, damit auch ihr glauben lernt." *)

Welche uneingeschränkten Verheißungen gibt der HErr den Seinigen für ihr Glaubensgebet! „Wiederum sage Ich euch: wenn zwei von euch auf der Erde übereinkommen werden über irgend eine Sache, um welche sie auch bitten mögen, so wird sie ihnen werden von Meinem Vater, der in den Himmeln ist. Denn wo zwei oder drei versammelt sind in Meinem Namen, da bin Ich in ihrer Mitte." (Matth. 18, 19—20.) Hier ist eine Verheißung gegeben, welche für gläubige Eheleute von besonderer Bedeutung ist. Mann und Frau dürfen eins werden über irgend eine Hilfe, Bewahrung oder Abwendung, die sie vom HErrn erbitten wollen. Welche Wunder werden da erlebt! Hier wurde ein kleiner Knabe vom Stottern gänzlich geheilt, das anscheinend als Folge einer Gehirnerschütterung plötzlich aufgetreten war, dort wurde eine gemütskranke Tochter ganz überraschend geheilt, hier wurden Geldschwierigkeiten gnadenreich geebnet, dort eine gefährdete Ernte wunderbar erhalten. Aus einem Briefe des Schneidermeisters W. G., eines gläubigen Christen, sei folgendes abgedruckt:

„Ich war als armer Schneidermeister reich an Kindern, deren neun heute noch leben, einige sind schon gestorben. Aber wir haben keinen Mangel gehabt,

*) Missionar van Asselt hat die Wahrheit dieses Ereignisses dem Verfasser persönlich bestätigt.

der HErr hat durchgeholfen. Im Jahre 1906 konnte ich durch die Hilfe einer Tante, die mir 6000 Mark lieh, ein Hausgrundstück kaufen. Es kostete 35 500 Mark. Die erste Hypothek betrug 18 000 Mark. Diese ließ der Gläubiger auf dem Grundstück stehen. Als aber im Jahre 1907 die große Geldkrisis eintrat, wurden allenthalben die Hypotheken gekündigt — dies traf auch mich. Ich sollte zum 31. Dezember 1907 die 18 000 Mark zahlen. Was ein Mensch an Bemühungen, Bitten, Briefen aufwenden kann, um von anderer Seite dies Kapital zu erlangen, habe ich getan. Wie schwer war die Last, als ich von allen Seiten ablehnende Antworten bekam. Bei allen Sparkassen weithin in der Umgegend, bei reichen Leuten, die ich kannte, bei vielen Geldverleihern fragte ich vergebens an. Endlich versprach ein Geschäftsmann, mir das Kapital zu verschaffen gegen 180 Mark bar als Provision — aber siehe da, der 31. Dezember kam, und dieser Mann hatte das Geld nicht. Solange hatte ich das Geld bei Menschen vergebens gesucht. Jetzt demütigte ich mich vor Gott und flehte den HErrn inbrünstig um Seine Hilfe an. Am 7. Januar 1908 kam eine Dame zu mir und sagte: „Herr G., wir haben von Ihrer Verlegenheit gehört; Sie können das Geld von meinem Bruder kriegen, und zwar zu 4 Prozent." Dies war nun in jenen Tagen ein ganz besonderes Wunder, denn damals mußten viele, um ein Kapital zu finden, bis 8 1/2 Prozent zahlen. An diese Dame hatte ich nicht gedacht."

Wer da will, der mag hier von Zufall reden. Aber jeder aufrichtige, nüchterne Leser wird bekennen müssen: Dies ist eine greifbar deutliche Antwort Gottes auf das Gebet des Glaubens. „Bittet und es wird euch gegeben werden, suchet, und ihr werdet finden, klopfet an, und es wird euch aufgetan werden. Denn jeder Bittende empfängt, und der Suchende findet, und dem Anklopfenden wird aufgetan werden" (Matth. 7, 7—8).

Eine betende Christin, die in London ohne jedes Vermögen im Glaubensvertrauen auf den HErrn eine große Schar von Waisenkindern durch Jahre hindurch erzog, berichtet:

„Einmal hatten wir gar nichts mehr im Hause und konnten nichts weiter tun, als dies unserem Vater im Himmel sagen. Da sah ich vom Fenster aus, daß ein großer Wagen eines Kolonialwarenhändlers vor der Haustür hielt und daß ein Mann anfing, Säcke abzuladen. Rasch gehe ich hinaus und sage zu ihm: „Ich habe nichts bestellt." Darauf erwiderte derselbe: „Nein, aber Gott hat bestellt," und fährt ruhig fort, seine Waren, Säcke mit Reis, Mehl, Zucker, eine Kiste Tee, Kaffee, Käse, eine Speckseite usw., abzuladen und ins Haus zu tragen. Als er fertig ist, höre ich, daß es ein wohlhabender Kolonialwarenhändler in Ost-London ist, der meinen Jahresbericht gelesen und währenddem deutlich den Auftrag von Gott bekommen hat: „Geh in dein Warenlager und lade alles auf, was dir unter die Hände kommt, und bringe es selbst hin." Seinen Namen wollte der treffliche Mann nicht nennen. „Gott kennt ihn," sagte er, und ich konnte ihm nur danken und ihm versichern, daß wir betend seiner gedenken würden.

Während ich an meinem letzten Bericht schrieb (Ende 1878), erlebte ich etwas Interessantes, worüber sich meine Freunde mit mir freuen sollten. Bei der Abrechnung fand es sich, daß sehr wenig Geld übrig blieb, dabei liefen eine große Anzahl Rechnungen für Gas, Kohlen usw. ein, auch brauchten wir Mittel für das tägliche Brot. Als der Buchhalter mir beim Fortgehen sagte, es sei große Ebbe in der Kasse, erwiderte ich: „Wir haben heute schon dreimal unsere Rechnungen vor Gott ausgebreitet, und Er wird uns antworten." Es war noch keine halbe Stunde vergangen, als ein Scheck über 1000 Mark ankam. O, lieben Freunde, hättet ihr dabei sein können, als wir unserem Gott dankten und Sein Lob sangen!"

Möchten doch alle, welche bisher die Botschaft von der Gegenwart des rettenden Gottes nicht geglaubt haben, sich überzeugen lassen, daß die Verheißungen der Bibel Wahrheit sind.

Eine besondere Bedeutung im häuslichen Leben haben die Mahlzeiten, von denen das Wort Gottes für Gläubige sagt:

„Denn es (die Speise) wird geheiligt durch Gottes Wort und durch Gebet" (1. Tim. 4, 5). Der Apostel setzt also voraus, daß bei den Mahlzeiten der Kinder Gottes gebetet und das Wort Gottes gelesen werde. Wahres, wirkliches **Tischgebet** gehört zu den Wahrzeichen jedes Christenhauses!

Daß ein Tischgebet vor allem ein **Dankgebet** sein soll, erhellt aus den Dankgebeten, die unser hochgelobter HErr vor jeder Mahlzeit zum Vater emporsandte. Es geht auch aus dem Verhalten der ersten Christen zu Jerusalem hervor, welche in einem weit höheren Maße als wir unter der Leitung des Geistes standen. „Sie nahmen Speise mit Frohlocken und Einfalt des Herzens und lobten Gott" (vergl. Apgesch. 2, 46).

Die Bibel enthält ein wörtliches Muster zu einem Tischgebet im Ps. 145, 15 und 16: „Aller Augen warten auf Dich, und Du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit; Du tust Deine Hand auf und sättigst alles Lebendige nach Begehr." Dies ist eine durch den Heiligen Geist Selbst gelehrte Lobpreisung der Güte Gottes.

Millionenfach steigt in allen Sprachen der Erde täglich das Flehen der Kinder Gottes auf, um in allen irdischen Dingen von Gottes väterlicher Güte versorgt zu werden. Wenn es denn das Vertrauen aller wahren Gotteskinder ist, von der Huld des Vaters in den Himmeln das tägliche Brot zu empfangen, so folgt schon hieraus, daß der kindliche Dank für die Erfüllung jener Bitte

Dem gebührt, der uns alles gibt. Dieser Dank wird sich je nach den besonderen Verhältnissen und Tagesereignissen unter der Leitung des Heiligen Geistes verschieden gestalten. Anders lautet er, wenn eine arme Familie Brot und Speise empfing, von der man morgens noch nicht wußte, woher sie kommen sollte. Anders dankt ein Hausvater, wenn er am Silvestertage mit seiner großen Familie dessen gedenkt, daß Gott wiederum durch 365 Tage hindurch sein Haus versorgt hat. Diese Verschiedenheit der Umstände deutet an, daß ein auswendig gelerntes Tischgebet vielleicht **ausnahmsweise,** aber keinesfalls immer den täglich wechselnden Bedürfnissen entsprechen kann.

Sobald der Heilige Geist die Saiten des Herzens berührt zu wahrer Danksagung, bringt Er die Gott wohlgefälligen Gedanken und Worte Selbst hervor. Wenn ein heimgekehrter Sohn wieder seinen Platz bei Vater und Mutter einnimmt, wenn die genesene Frau zum erstenmal wieder an des Mannes Seite sitzt, wenn teure Kinder Gottes als Gäste am Tisch sind, das alles bringt neue Akkorde des Dankes in den Herzen hervor. Hier ist eine Seite des Tischgebetes berührt, welche dasselbe in seiner Bedeutung als ein Stück priesterlichen Dienstes im Christenhause beleuchtet.

Wahres Tischgebet beeinflußt mächtig die Tischunterhaltung. Ein Gläubiger, der vor Beginn des Essens betet, bezeugt mit seiner Familie, die um den Tisch sitzt, daß er vor einem heiligen, gegenwärtigen Gott steht, welcher Zeuge ist bei jeder Unterhaltung.

Wer seine Mahlzeit als eine unverdiente Gabe Gottes dankend empfing, wird nicht einstimmen können in irgend ein Tadeln und Bemäkeln der Speisen. **In Christenhäusern sollte letzteres im Blick auf die Kindererziehung ein für allemal ausgeschlossen sein.**

VII.

Hausandacht und Loblieder.

Wenn Paulus das gottgewollte Leben im Hause der Gläubigen zeichnet, so sagt er: „Laßt das Wort des Christus reichlich in euch wohnen, in aller Weisheit euch gegenseitig lehrend und ermahnend mit Psalmen, Lobliedern und geistlichen Liedern, Gott singend in euern Herzen in Gnade. Und alles, was immer ihr tut, in Wort oder in Werk, alles tut im Namen des Herrn Jesu, dankſagend Gott, dem Vater, durch Ihn" (Kol. 3, 16—17). Es gehört viel Gnade dazu, dies Wort zu einer Wirklichkeit zu machen, besonders dazu, daß die Kinder Gottes in ihrem täglichen Leben in ihren Herzen Gott mit geistlichen Liedern und Lobgesängen preisen. Dazu gehört, daß im Hause der Geist der Freude, der Geist der Kindschaft walte und nicht der Geist der Knechtschaft (der Sklaverei) oder der Furcht (vergl. Röm. 8, 15). Wie schön, wenn die versammelte Familie den HErrn in Liedern preist, oder wenn die einzelnen bei der Arbeit im Hause Lieder des Dankes und der Hoffnung singen!

Lieder verscheuchen die finsteren Geister der Unzufriedenheit, der Klage, des Murrens, das ist noch heute so, wie in Davids Tagen (lies 1. Sam. 16, 14—23). Wo viele Lieder sind, da sind keine Sorgen, wo keine Lieder sind, pflegen viele Sorgen zu sein. Hast du Sorgen? Singe sie weg durch Lieder des Glaubens. Der HErr gab Seiner Gemeinde in unseren Tagen viele kostbare Lieder; diese sind nicht allein für die Versammlungen der Gläubigen bestimmt, sondern ebenso sehr für die Herzen und die Häuser. Für letztere sind sie überaus wichtig; vor allem, wo Kinder sind, sollten diese im Elternhause die Lieder des Glaubens und des Lobes lernen. Es ist ein Gottesgeschenk, daß in so vielen Häusern der Gläubigen der Gesang durch Harmonium- oder Klavierbegleitung gefördert wird. Wo man dies Vorrecht hat, sollte täglich davon Nutzen gezogen werden, sei es morgens oder abends. Aber Kinder Gottes, in deren Herzen es singt und klingt, werden auch singen ohne Harmoniumbegleitung, und sie sollten es nicht versäumen. Welch schönes Zeugnis für die Nachbarn, welche den HErrn noch nicht kennen, wenn aus einem Christenhause Loblieder hinüberschallen!

Bei vielen Kindern Gottes ergibt sich aus der Arbeitspflicht des Mannes, daß erst zur Mittagsstunde, vor oder nach dem Essen, das Haus versammelt werden kann zum Gebet und zur Wortbetrachtung. Wo es aber möglich ist, sollte die Familie morgens und abends um das Wort Gottes versammelt sein und gemeinsam die Knie beugen. In vielen Häusern der Gläubigen wird nur das Wort Gottes fortlaufend gelesen, nach jeder Mahlzeit ein ganzes oder ein halbes Kapitel. Dies hat einen Vorzug: Das Haus hört nur das einwandfreie Gotteswort, die absolute Wahrheit und lernt die Bibel im Zusammenhange kennen. Es hat auch Nachteile: Nicht alle Stellen der Bibel eignen sich für die Hausandacht — manche sind offenbar gegeben, um sie allein zu lesen. Kinder und unbekehrte Gäste können vieles im Worte Gottes noch nicht verstehen. Deshalb wird es in vielen Häusern anders gehalten.

In einigen Häusern liest der Hausvater das Wort Gottes und fügt selbst einige Worte der Auslegung hinzu. In anderen Häusern bedient man sich eines Hausandachtsbuches. Gott hat in Seiner Güte dafür Sorge getragen, daß es deren jetzt einige in Wahrheit biblische, gesegnete gibt. — Es gibt leider auch eine Anzahl solcher, welche nur menschlich religiöse Abhandlungen enthalten, aus denen weder Leben, noch Kraft, noch Trost in die Herzen fließen kann. Es genügt also nicht, wenn ein Hausvater ein Buch mit Hausandachten kauft, es ist die Frage: Was für ein Buch ist es? Hauseltern, welche sich zu einem Hausandachtsbuche entschließen, sollten dasselbe von erfahrenen Brüdern gründlich prüfen lassen, damit sie nicht unbiblische, widergöttliche Gedanken in die Herzen ihrer Hausgenossen tragen. Wenn in einem Hause dauernd die Hausandacht aus einem Andachtsbuche gelesen wird, so bedarf man deren mehrere im Laufe der Zeit, damit nicht jedes Jahr dieselben Gedanken wiederkehren — da würde kein gesundes Wachstum zu erwarten sein. Eine andere Art ist die, zur täglichen Wortbetrachtung einen guten Abreißkalender zu benutzen. Auch darin hat der HErr in Gnaden die Bedürfnisse der Seinigen angesehen und einige wahrhaft biblische Abreißkalender gegeben.*)

*) Als solche können z. B. bezeichnet werden: 1. der Abreißkalender Bote des Friedens, herausgegeben von Dr. Emil Dönges; Verlag von Geschwister Dönges zu Dillenburg; 2. der sogen. Neukirchener Abreißkalender, „Der Christliche Hausfreund," Verlag Neukirchen (Kreis Moers).

Diese Betrachtungen haben den Vorzug der Kürze. In manchen Christenhäusern werden auch die Bibellesezettel von Schwert und Schild zur Hausandacht benutzt.*) Wie es nun auch gehalten wird, wesentlich ist, daß das **Wort Gottes** den Kern und Mittelpunkt bilde — nicht menschliche Worte. Deshalb ist es auch dringend geraten, daß alle Hausgenossen, Vater, Mutter, Kinder (mit Ausnahme derer, die noch nicht fließend lesen können), Dienstboten ihre Bibel mitbringen, damit sie in ihrer eigenen Bibel den Abschnitt mitlesen und imstande sind, das Wort für sich noch einmal nachzulesen, wenn der HErr sie daran erinnert.

Kinder von gläubigen Eltern sollten schon frühe — etwa mit 7 oder 8 Jahren — ihre eigene Bibel als Geschenk empfangen. Das macht ihnen erfahrungsmäßig ihre Bibel wert und treibt sie oftmals dazu, im Worte Gottes zu forschen. Vor einiger Zeit hatte ich die Bibel eines vor kurzem heimgegangenen achtjährigen Jungen in der Hand. Wie vieles war da angestrichen und unterstrichen und wie viele Randbemerkungen lieferten den Beweis, daß dies Kind im Worte Gottes gelebt hatte.

Ist der Hausvater abwesend oder krank, so sollte doch deshalb die Hausandacht nicht ausfallen, sondern die Hausmutter sollte sie dann regelmäßig halten. Das ist ja auch ihr gottgegebener Dienst, wenn es ihr beschieden sein sollte, Witwe zu werden.

In manchen Häusern wird am Schlusse der Hausandacht sitzend gebetet, in anderen steht man zum Gebet auf, in anderen knien alle nieder. Letzteres erscheint als das Natürliche, besonders bei der Abendandacht, wenn das ganze Haus sich mit Lob und Dank in des HErrn Hand befiehlt.

---

*) In diesen Bibellesezetteln werden sowohl die einzelnen Bücher der Schrift im Zusammenhange betrachtet, als auch einzelne biblische Fragen aus der ganzen Schrift beleuchtet.

VIII.

Die Dienenden im Hause.

Nur wenige Gläubige sind in der Lage, Dienstboten zu halten, aber viele Kinder Gottes sind in dienender Stellung. Für beide ist es überaus wichtig, die göttlichen Gedanken darüber zu verstehen, was der HErr von ihnen erwartet. Die Auswahl eines Mädchens oder Dieners, einer Stütze für die Hausfrau, einer Erzieherin, eines Hauslehrers ist immer eine wichtige Entscheidung. Wir sind keine Herzenskündiger. Zeugnisse, Photographien und der persönliche äußere Eindruck können gewaltig irreführen. Satan ist bemüht, in ein Christenhaus störende Elemente, feindselige Geister, den Geist des Widerspruchs, des Spottes, der Weltlust und der Untreue hineinzubringen. Jede Persönlichkeit, die in das Haus aufgenommen wird, übt eine Wirkung auf die Hausgenossen aus, zum Guten oder zum Schlimmen. Natürlich sind die Wirkungen, welche eine Erzieherin, ein Hauslehrer ausübt, spürbarer und weitreichender als die, welche ein Mädchen in der Küche ausübt — jedoch auch letztere kann unaussprechliches Leid und großen Schaden bringen. Welches Unheil bis zu sittlicher Verführung von Kindern ist geschehen in Familien, während die Eltern sich nichts davon träumen ließen, was mit ihren Kindern vorging! Welche Bekenntnisse vernimmt man zuweilen von erwachsenen Personen über Erlebnisse, die in ihrer Kinder- und Jugendzeit im Elternhause lagen. Aus dem allen ist erkennbar, daß die Auswahl und Annahme der Dienenden in einem Christenhause des ernstesten Gebetes um Leitung, Bewahrung und Segen bedarf.

Der Geist der Zeit will das Verhältnis der Dienenden so umgestalten, daß an die Stelle von väterlicher Fürsorge und Liebe, von persönlicher Verantwortung und Autorität einerseits, von Gehorsam, Treupflicht und Dankbarkeit andererseits ein kaltes Lohnverhältnis tritt. Der eine liefert die Arbeit, der andere bezahlt dieselbe mit Lohn und Kost. Von einem Verhältnis gegenseitiger Liebe und Treue soll nicht mehr die Rede sein. In den nordamerikanischen

Freistaaten ist dies moderne Verhältnis eines jederzeit lösbaren Lohnkontraktes völlig durchgeführt.

Für Gläubige ist zunächst die Frage: Was will Gott? Was gebietet das Wort Gottes? Da kann kein Zweifel sein, daß Gott den Hauseltern die Autorität der Herrschaft gab und den Dienenden die Pflicht des Gehorsams, der Treue und Ergebenheit. Auch auf diesem Gebiete erweist die Wirklichkeit des Lebens, daß Glaubensgebet und Liebe stärker ist als der Geist der Zeit und daß die Macht des in einem wahren Christenhause herrschenden Geistes auch widerstrebende Gemüter zu überwinden vermag. Zuweilen gibt Gott wunderbare Gnade, daß Mädchen, welche unbekehrt aus der Welt in ein Christenhaus kommen, sich schnell bekehren. Einst sagte ein gläubiger Fabrikant im weißen Haare: Wir haben in den langen Jahren unserer Ehe viele Mädchen in unserem Hause gehabt, die unbekehrt zu uns kamen, aber der HErr hat Gnade gegeben, sie sind alle als gläubig von uns gegangen!

In einem Falle war das erste Gespräch eines gläubigen Hausvaters mit einem neu angenommenen Mädchen entscheidend. Ihr Gewissen wurde getroffen, sie bekannte ihre Sünden, sie gab ihr Herz dem HErrn, sie ging zu ihrer früheren Herrschaft, um das zu bekennen, worin sie gefehlt hatte. Das neue Leben begann, und sie blieb im Hause fünf Jahre, bis sie als Krankenpflegerin in ein Krankenhaus ging.

In einem anderen Falle kam ein Mädchen aus den Tiefen der Sünde und Schande, hatte aber ihre Vergangenheit verheimlicht. An einem Sonntagnachmittage, wenige Tage, nachdem sie ins Haus gekommen, sagte ihr der Hausvater von der Gnade und Errettung, die in Christo ist. Das Mädchen ergriff glaubend in demselben Augenblick die Gnade, wurde Jesu Eigentum und offenbarte in ihrem Wandel das neue, gottgegebene Leben. Dies sind gewiß Ausnahmen, denen gegenüber mancher schmerzliche Fall von Enttäuschung stehen mag. Wir dürfen aber fest vertrauen, daß jedes Mal, wenn Dienstboten in Abhängigkeit vom HErrn mit Glaubensgebet in ein Haus aufgenommen werden, irgend ein Segen hervorkommen wird. Vielleicht besteht dieser Segen in manchen Fällen nur in der Prüfung und Bewährung von Liebe, Glauben und Geduld, vielleicht auch darin, daß ein oft gerufenes Menschenkind zum letzten Male gerufen und gewarnt werden soll.

Für die Gläubigen ordnet das Wort Gottes das Verhältnis der Herrschaft und der Dienenden wie folgt: „Ihr Knechte, gehorchet euern Herren nach dem Fleische mit Furcht und Zittern, in Einfalt eures Herzens als dem Christus; nicht mit Augendienerei als Menschengefällige, sondern als Knechte Christi, indem ihr den Willen Gottes von Herzen tut und mit Gutwilligkeit dienet als dem HErrn und nicht den Menschen, da ihr wisset, daß, was irgend ein jeder Gutes tun wird, er dies vom HErrn empfangen wird, er sei Sklave oder Freier. Und ihr Herren, tut dasselbe gegen sie und lasset das Drohen, da ihr wisset, daß sowohl ihr als euer HErr in den Himmeln ist und daß bei Ihm kein Ansehen der Person ist" (Eph. 6, 5—9). Und ferner: „Die Knechte ermahne, ihren eigenen Herren unterwürfig zu sein, in allem sich wohlgefällig zu machen, nicht widersprechend, nichts unterschlagend, sondern alle gute Treue erweisend, auf daß sie die Lehre, die unseres Heiland-Gottes ist, zieren in allem" (Tit. 2, 9—10) und: „Alle, welche Knechte unter dem Joche sind, sollen ihre eigenen Herren aller Ehre würdig achten, auf daß nicht der Name Gottes und die Lehre verlästert werde. Die aber, welche gläubige Herren haben, sollen dieselben nicht verachten, weil sie Brüder sind, sondern ihnen vielmehr dienen, weil sie Treue und Geliebte sind, welche die Wohltat (d. h. die Wohltat dieser treuen Dienste) empfangen" (1. Tim. 6, 1—2).

Das Wort Gottes ordnet also das Verhältnis der Herrschenden und Dienenden einerseits auf der Grundlage gottgegebener Autorität und Gehorsamspflicht, andererseits auf dem Fundamente gegenseitiger Liebe und Treue.

Oftmals sind Gläubige in Schwierigkeit, weil sie nicht wissen, ob und wann sie berechtigt sind, einem Dienenden zu kündigen, der ihnen tägliche Schwierigkeiten oder Ärgernisse bereitet. Der gleiche Fall liegt auch manches Mal für eine gläubige Christin in dienender Stellung vor. Soll sie kündigen und gehen? Soll sie warten und bleiben? In solcher Lage bedarf es viel Demut und Gebet und stilles Warten, um den Willen des HErrn klar zu erkennen. Eine treue und bewährte Schwester befand sich in diesem Falle; die Ungeschicklichkeit, Trägheit, Unwahrhaftigkeit ihrer Magd war groß. Aber sie widerstand allem Zureden ihres gläubigen Mannes, sie

möge das Mädchen entlassen. Sie sagte bestimmt: Ich weiß, Gott hat mir dies Mädchen geschickt, Gott wird geben, daß sie zurechtkommt. Wie gesegnet ist solch klares Vertrauen! Aber man kann dies nicht in allen Fällen sagen. Wenn z. B. die Dienenden in einem Christenhause die gottgegebene Autorität der Hauseltern dauernd und mit Bewußtsein und Trotz mißachten, so ist es sicherlich falsch, solche im Hause zu behalten. Wer die Pflicht der Unterordnung nicht anerkennt, reißt die von Gott gegebene Grundordnung des Hauses in Stücke; da ist dann alle Geduld und Wohltat vergebens. In solchem Falle sollte man zwar die nötige Zeit gewähren, um zu warten, ob der Widerstrebende sich beugt, man sollte alle Liebe und Geduld daran wenden, um den empörerischen Geist zu überwinden, — wird dies aber abgelehnt, so muß Trennung erfolgen.

Die gute Sitte, der sittliche Anstand in Wort und Wesen, Zucht und Gehorsam müssen in einem Christenhause mit Ernst aufrecht erhalten werden um der Ehre des Glaubens willen vor den Augen der Welt. Auf diesen Gebieten kann man keine Konzessionen machen, sonst wächst das Unkraut riesengroß, und der Frieden des Hauses wird zerstört. Davon abgesehen, geziemt es gläubigen Herrschaften, ihren Dienstboten gegenüber die Geduld und Liebe Christi zu offenbaren und nicht zu vergessen, mit wieviel Geduld und Nachsicht wir selbst vom HErrn erzogen und getragen werden.

Gläubige Christen sind ihren Dienstboten schuldig, sie gut zu ernähren, ihnen eine gesunde, behagliche Wohnstätte zu geben, vor allem sie vor sittlichen Gefahren zu behüten. In manchen Städten des Westens ist es Sitte, daß die Dienenden aller im Hause wohnenden Familien in den Mansardenzimmern schlafen, völlig außerhalb der Obhut der einzelnen Hauseltern, in deren Dienst sie stehen. Dies gibt natürlich Veranlassung zu großen Gefahren und zu einer leicht einreißenden Zuchtlosigkeit. Gläubige Christen, welche ihre Verantwortung vor Gott kennen, werden sich solchen Verhältnissen nicht unterwerfen, sondern ihren Mädchen eine Unterkunft in der eigenen Wohnung schaffen. Aus denselben Gründen können Gläubige auch nicht gestatten, daß ihre Dienstboten die Vergnügungen der Welt auf dem Tanzboden, im Kinematographen usw. mitmachen

und bis spät in die Nacht an den Sonntagen ausbleiben. Denn durch diese Dinge werden die Tore der Unsittlichkeit und Zuchtlosigkeit geöffnet. Es ist nötig, dies vor Abschluß des Mietvertrages klar auszusprechen.

Heutzutage lesen in unserem Volke alle Menschen — aber was lesen sie? Es gibt eine besonders gefährliche Kolportage für Dienstboten. Das Wort Hintertreppenromane bezeichnet eine Klasse von Schauerromanen, reich an Roheit und Sinnlichkeit, welche in Millionen verbreitet werden. Vor diesen Produkten sollte ein Christenhaus bewahrt werden. Damit dies wirksam geschehe, ist es geboten, den Dienenden gute Bücher, Blätter und Zeitschriften in die Hand zu geben, vor allem für den Sonntag.

Wo für die Dienenden wirklich mit Liebe gesorgt wird, ist es nötig, wachsam zu sein, daß dieselben genug **Zeit zu ausreichendem Schlafe** haben, der Regel nach sollten es nie weniger als sieben Stunden sein, besser acht.

Für die Fälle ernster Krankheit empfiehlt es sich, ein Jahresabonnement in einem guten Krankenhause abzuschließen, durch welches man Anrecht erhält, erkrankte Dienstboten bis zur Dauer von sechs Wochen unentgeltlich aufgenommen und verpflegt zu haben. (Solches Abonnement kostet gewöhnlich 6—8 Mark.) Man hat auf diese Weise Bürgschaft, daß an der Gesundheit der Dienenden nichts versäumt werde. Die Liebe gebietet, dessen zu gedenken, daß die Gesundheit der Dienenden ihr kostbarstes Erdengut ist, das einzigste Kapital, welches sie in das Leben mit hinausnehmen. Wie groß ist die Verantwortung, daß ihnen dieser Schatz erhalten bleibe. Freilich größer als die Gesundheit des Leibes ist der Wert der unsterblichen Seele. Daß diese errettet werde, muß das tägliche Flehen der gläubigen Herrschaft für ihre unbekehrten Dienstboten sein, für ihre gläubigen Dienstboten aber, daß das geistliche Leben derselben wachse und Frucht bringe und daß sie vor sittlichem Schaden behütet werden.

Alle Dienenden gehören zur Familie und sollten nie bei der Morgen- und Abendandacht des Hauses fehlen. Daß **der Sonntag** für alle soweit als irgend möglich ein wirklicher Ruhetag sei, gehört zur Verantwortung jeder Dienstherrschaft. Wer gläubige Dienstboten hat, trägt besondere Verantwortung dafür, daß sie Zeit und

Gelegenheit finden, um die Versammlungen der Gläubigen zu besuchen, nicht nur am Sonntage, sondern auch, so weit möglich, an Wochenabenden, wenn Gelegenheit dazu ist.

Gläubige Dienstboten stehen als „Geschwister im HErrn" ihrer gläubigen Dienstherrschaft nahe. Dies unaussprechlich kostbare Lebensverhältnis findet, wo es recht steht, seinen Ausdruck und seine Bestätigung in einem von Liebe und Vertrauen getragenen Verkehr. Da gibt es gewiß manche Stunde, in welcher man gemeinsam vor dem HErrn die Knie beugt und manche vertrauensvolle Aussprache über das, was die Herzen beschäftigt. Trotzdem bleibt das Verhältnis von Herrschaft und Dienerschaft bestehen — es darf weder verwischt noch durch eine unpassende Vertraulichkeit außer Kraft gesetzt werden. Geschieht letzteres, so wird der Schaden nicht ausbleiben. Die göttlichen Ordnungen werden niemals ungestraft mißachtet. Stets sollte die Herrschaft in Liebe und Freundlichkeit den Dienenden zum Bewußtsein bringen, daß sie als geliebte Geschwister geachtet werden, aber niemals dürfen gläubige Dienstboten vergessen, was sie ihrer Herrschaft an Ehrfurcht schuldig sind.

Die allen Menschen angeborene Selbstsucht ist oftmals für die gläubige Dienstherrschaft ein Hindernis, um sich wirklich in die Lage der Dienenden hineinzuversetzen, ihre Empfindungen zu verstehen und richtig zu erkennen, welchen Wert Freundlichkeit und Anerkennung für die Herzen der Dienenden hat und welchen Eindruck jeder Tadel hervorruft. Was wird der HErr sagen, wenn die Dienenden niemals für Treue und Aufmerksamkeit gelobt werden, wohl aber für jeden Fehler getadelt? Es gibt Familien, auch bei Gläubigen, wo die Dienenden niemals gelobt werden. Letztere sind aber Menschen „von gleichen Gemütsbewegungen wie wir", d. h. sie bedürfen der Ermunterung, der Tröstung, der Stärkung des Vertrauens.

Der Feldhauptmann Naaman (lies 2. Kön. 5, 1—4 u. 10—14) war ein Heide, aber sein Haus ist ein Vorbild für alle gläubigen Christen durch das Verhältnis der Dienerschaft zur Herrschaft. Naamans kleine jüdische Sklavin trug Leid um den Aussatz des Hausherrn, nahte vertrauensvoll zur Herrin und sagte den Weg des Heils. Durch ihr Zeugnis fand Naaman Heil und Leben. Die Knechte redeten zu Naaman: „Mein Vater," beschwichtigten seinen

Zorn, vermahnten ihn zur Demut und bewahrten ihn so vor der verderblichen Umkehr, zu der er sich schon gewendet hatte. Sicherlich, das waren treue Herzen, aber hätten sie gewagt, so zu sprechen, wenn ihnen Herz und Mund nicht aufgetan worden wäre durch Liebe und Güte? Stehen unsere Dienstboten und Untergebenen so mit dem Herzen voll Vertrauen zu uns? Teilen wir ihre Schmerzen und Sorgen in der Liebe Jesu? **Sicherlich, sie teilen dann die unsrigen.**

IX.

Prüfungen und Krankheit.

Ob ein Haus in Wahrheit auf den Felsen gegründet ist, erweist sich am Tage des Ungewitters und des Sturmes. Man kann jedem Christenhause voraussagen: Die Tage der Prüfung werden kommen! „Jeder nun, der irgend diese Meine Worte hört und sie tut, den werde Ich einem klugen Manne vergleichen, der sein Haus auf den Felsen baute; und der Platzregen fiel hernieder, und die Ströme kamen und die Winde wehten und stürmten wider jenes Haus; und es fiel nicht, **denn es war auf den Felsen gegründet.** Und jeder, der diese Meine Worte hört und sie nicht tut, der wird einem törichten Manne verglichen werden, der sein Haus auf den Sand baute; und der Platzregen fiel hernieder, und die Ströme kamen, und die Winde wehten und stießen an jenes Haus; und es fiel, und sein Fall war groß" (Matth. 7, 24—27).

Gold wird durch das Feuer bewährt und echtes Christentum besteht seine Probe am Tage der Heimsuchung.

Wenn Vermögensverluste, ja Verarmung, Verleumdung bis zu ungerechten Anklagen vor Gericht dem Gläubigen droht, wenn schwere Krankheit, plötzliche Todesfälle in sein Haus ein-

treten, so darf er ungebeugt zum HErrn aufblicken und sprechen: „Jehova ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Jehova ist meines Lebens Stärke, vor wem sollte ich erschrecken?“ (Ps. 27, 1.) Wenn Arbeitslosigkeit und Mangel sein Haus bedrohen, so darf er glaubend bekennen, mein Vertrauen ist auf Den, welcher mir sagen läßt: „Ich war jung und bin auch alt geworden, und nie sah ich den Gerechten verlassen, noch seinen Samen nach Brot gehen“ (Psalm 37, 25). In solchen Tagen soll Weib und Kind in dem Hausvater einen ungebeugten Steuermann erblicken, der im Vertrauen auf den HErrn klaren Auges vorwärts schaut. Schwerer noch ist es, wenn eine Witwe mit großer Kinderschar durch tiefes Leid gehen muß — aber auch da ist der Glaube der Sieg, der die Welt überwindet. Eine gläubige Witwe war mit einem Sohn und zwei Töchtern zurückgeblieben. Der hochbegabte, hoffnungsreiche Sohn starb kurze Zeit nach dem Vater nach langem schwerem Leiden, die jüngere Tochter zwei Jahre später, ebenfalls unter großen Qualen. Diese beiden Kinder entschliefen im Glauben. Die ältere Tochter, welche der Mutter blieb, wandte dem Glauben den Rücken, ging Wege der offenbaren Sünde, entfremdete ihr Herz der Mutter, wies ihre Ermahnungen ab — und doch blieb diese Mutter im Frieden Gottes bewahrt, eine demütige, liebevolle Zeugin der Gnade, die vielen Menschen den Weg zu Jesu zeigen durfte. Sie erwartet glaubend die Stunde, da ihr abgeirrtes Kind an ihr Herz und zu Jesu Füßen zurückkehren wird. Sie hat sich nicht geärgert an den schweren Wegen Gottes und ist an Jesu Liebe nicht irre geworden.

In einem wohlhabenden Christenhause waren zwei Knaben, der eine krank und idiotisch, der andere gesund und begabt. Der letztere starb nach kurzer Krankheit — der idiotische Sohn blieb den Eltern. Ein junges Mädchen, welches in jenem Hause Erzieherin war, bezeugte: Damals habe ich in der friedevollen, stillen Beugung der Eltern unter den Willen des HErrn erlebt, was das Wort bedeutet: „Auf daß Er (Christus) in allen Dingen den Vorrang habe!“ (Kol. 1, 18.)

Viele Prüfungen der Gläubigen liegen auf dem Gebiete des Erwerbes und des Geldes — der HErr benutzt dieselben, um die Seinigen zu lehren, daß sie in allem von Ihm abhängig sind und um ihre Herzen dankbar zu machen für Seine Fürsorge. Was es für einen Gläubigen heißt, in Frieden durch derartige Schwierigkeiten zu gehen, sei dargestellt durch den Brief eines Familienvaters. Diesem schon bejahrten Manne, der seit 14 Jahren Prokurist in einem großen Geschäfte war, wurde die Stellung gekündigt, als die Firma in andere Hände überging. Der neue Inhaber wollte das Gehalt des Prokuristen sparen und entließ ihn unter vollster Anerkennung seiner Leistungen. Wer aber stellt gern einen Mann ein, der das 50. Jahr schon erreicht hat? Jedoch dieser Gläubige stand mit seiner Frau betend und wartend vor dem HErrn, fest vertrauend, daß er nicht beschämt werden würde. Alsdann schrieb er:

„Viele meiner Bemühungen blieben fruchtlos. Manche Angebote bekam ich, die mir zu wenig Sicherheit boten. Am 1. Dezember bot mir eine Firma in Ch. (beide Inhaber waren hier) zur Errichtung eines Reklame-Bureaus hier ein großartiges Einkommen und drängte sehr, daß ich sofort „ja" sagen sollte. Man sagte, auf Grund der über mich erhaltenen Auskunft möchte man mich sofort engagieren.

Weil aber:

1. der Glaube nicht so eilt,
2. bei Reklame nicht immer die Wahrheit gesagt, sondern in den meisten Fällen darüber hinausgegangen wird,

sagte ich „nein", um mein Gewissen nicht zu beschweren, innerlich überzeugt, daß der HErr es so wünsche, selbst wenn ich mich mit schwerer Arbeit mit dem halben oder gar geringeren Einkommen begnügen sollte.

Dann machte der HErr mich nach und nach auf verschiedene Fabriken aufmerksam, deren vier mir sofort die Vertretung, eine davon sogar die Generalvertretung, übertrugen. Mit anderen stehe ich noch in Unterhandlung. Menschlich besehen, muß ich mich bei einigermaßen gutem Geschäftsgang

besser als bisher stehen. Doch es hängt das alles vom HErrn ab."

Dieser Christ hat die Prüfung bestanden — der HErr hat sein Vertrauen nicht beschämt.

Das Haus des Lazarus und seiner Schwestern wurde gewürdigt, das Vorbild aller Christenhäuser zu werden, welche Gott durch Krankheit oder Sterbefälle prüft. Wenn bei einer ernsten Erkrankung die Kinder Gottes still im Glauben diese Botschaft zum HErrn emporsenden: „HErr, siehe, der, den Du lieb hast, ist krank!" so wird gewiß der HErr verherrlicht werden. Der Glaube und der Frieden werden da in Schmerz und Krankheit bewährt, der Triumph des Glaubens über den Tod wird erlebt, oder die Hilfe Gottes wird in der Genesung des Kranken mit Lob und Dank erfahren. Krankheit ist auch in den Häusern der Gläubigen oftmals eine schwere Prüfung. Aber darin besteht der Unterschied gegenüber den Kindern der Welt, daß die Kinder Gottes im Frieden bewahrt, ruhend in der Treue und Macht des HErrn, solche Trübsal durchschreiten dürfen. Wenn ein hoffnungsreicher, gesunder Sohn plötzlich in Gefahr des Erblindens kommt, wenn ein junger Sohn, der das einzige Kind seiner verwitweten Mutter ist, plötzlich zur Blinddarm-Operation in das Krankenhaus gebracht werden muß, wenn eine liebliche Tochter unter den furchtbaren Schmerzen einer Bauchfell-Entzündung sterbend liegt — das sind ernste, tiefe Führungen Gottes. Da kommt es doch vor allem darauf an, daß Gott das Ziel an den Seinigen erreiche, welches Er erstrebt. Demütige Kinder Gottes werden nicht darauf gerichtet sein, alle Krankheiten und Schmerzen so schnell als möglich wegzubeten, sondern sie werden flehen: HErr, erreiche mit dieser Prüfung an uns Dein gottgewolltes Ziel und gib uns die Gnade, daß wir Dich verherrlichen. Wie schön, wenn in solchen Stunden der eintretende Arzt zu seinem Erstaunen eine friedevolle, stille Ruhe findet, wenn er erlebt, daß es bei diesen Kindern Gottes Wahrheit ist: „Ich fürchte kein Unglück, denn Du bist bei mir!"

In einem Christenhause, wo man wirklich in der Lebensgemeinschaft mit dem HErrn lebt, wird auch plötzlich ein-

tretende Krankheit, ja auch jäh eintretendes Sterben, nicht Schrecken, sondern eine große Stille hervorrufen. Wahre Kinder Gottes wissen in solchen Stunden: **Es ist der HErr!** Da wird die Wirklichkeit des Wortes erlebt: „Frieden tief wie ein Strom!"

Wenn große Not und Trübsal nach des Vaters heiligem Willen einzieht, sollte das ganze Haus gemeinsam die Knie beugen und alles still in des HErrn Hände legen. **„HErr, siehe!"** Siehe hier Dein betendes, glaubendes Volk, siehe die drohende Gefahr! Siehe Deine Verheißungen in Deinem Worte! Solches Haus erlebt die Antwort Gottes.

Vielfach wird die Meinung vertreten, für wahre Christen sei es ein Zeichen von Unglauben, wenn sie einen menschlichen Arzt gebrauchten. Es sei allen Gläubigen geraten, niemals solche Behauptungen als ein gesetzliches Joch auf den Hals ihrer Geschwister und Hausgenossen zu legen. Zweifellos ist der HErr der wahre Arzt Leibes und der Seele. Alles, was Zutrauen zu einem Arzte einflößen kann, besitzt Er in Vollkommenheit: Macht, Weisheit, Liebe. Erwägt man dazu, daß Jesus die Seinigen mit Seinem Blute ganz erkauft hat, Geist, Seele und Leib eines Gläubigen, so wird niemand das Recht eines Gläubigen bestreiten können, in allen Krankheiten und Schmerzen seines Leibes wie seiner Seele Jesum im Glauben anzurühren und von Ihm ohne menschlichen Arzt und menschliche Arzenei völlige Heilung zu erwarten. Ob er aber von diesem Vorrecht nach seinem persönlichen Verhältnis zum HErrn Gebrauch machen **kann** und will, muß ihm überlassen bleiben. Wie ist es bei Zahnschmerzen? Darf ein Gläubiger sich nicht einen Zahn ausziehen lassen? Wahrscheinlich sagen alle Kinder Gottes: Jawohl! Es ist nicht gut, Gesetze zu machen oder stolz zu erklären: „Ich werde niemals einen Arzt gebrauchen!" Sicherlich ist es ein dem HErrn wohlgefälliges Flehen: „HErr, verleihe mir die Gnade, wenn Du es für mich gut findest, daß **Du** mein Arzt seiest, **Du allein,** bis an mein Ende!" Möchten aber alle Kinder Gottes in tiefer Demut und Vorsicht dies Glaubensgebiet betreten! Es hat schon mancher nach dem Arzt geschickt, der sich vorher vermessen

hatte, alle Ärzte zu verschmähen. Moody, der im Triumph heimging, hat einen Arzt gebraucht und gleich ihm viele Gottesmänner, zu welchen wir mit Ehrfurcht aufzublicken haben.

Das aber ist überaus wichtig, daß die Ärzte, welche in das Haus von Gläubigen kommen, den überführenden Beweis davon empfangen, daß der Friede Gottes ein höheres Gut ist als die Gesundheit des Leibes und daß ein wahres Kind Gottes sich völlig geborgen weiß in der Hand seines allmächtigen HErrn. Darum muß auch jede Beschönigung der vorhandenen Lebensgefahr gegenüber dem Kranken mit würdigem Ernste abgewiesen werden. Ein kranker Christ wird immer wohltun, dem Arzte zu sagen: Ich wünsche unbedingt und rückhaltlos die volle Wahrheit zu wissen.

In B. wurde im Jahre 1909 ein Arzt zum Glauben geführt durch die friedevollen Zeugnisse einer alten, an Wassersucht schwer leidenden Christin. In W. brach ein jüdischer Arzt in eine laute Bewunderung der Friedensherrlichkeit eines Christenhauses aus, als er Zeuge war von dem siegreichen Abschied und Heimgang eines jungen Sohnes.

Der Meister ist da und ruft dich! Das war die Botschaft, mit der eine kinderreiche Mutter ihrem Manne mitteilte, daß der Arzt keine Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens hatte. Wo der HErr, der Friedefürst, gegenwärtig ist bei den Seinigen, da ist Frieden.

Nicht der Gebrauch des Arztes verunehrt den HErrn, sondern daß man das Vertrauen vom HErrn abwendet und sich statt dessen auf schwache Menschen stützt. Der HErr wird verunehrt, wenn Gläubige ihren oder der Ihrigen Leib von einer Menschenhand in die andere legen, von einer Kur zur anderen schreiten — zahlreiche Erfahrungen bestätigen es, daß Gott auf solchem Wege nicht mitgeht.

Dagegen erfahren viele teure Kinder Gottes in wunderbaren Heilungen, daß der HErr heute derselbe ist wie in den Tagen Seines Erdenwandels. Wie könnte es anders sein? Er hat ja gesagt, daß Er Der ist, „der da vergiebt alle deine

Ungerechtigkeit und der da heilt alle deine Krankheiten" (Ps. 103, 3). Wenn man seinen Leib als ein lebendiges, heiliges Schlachtopfer auf den Altar Gottes gelegt hat, so verlangt das Herz, daß nur Gott über diesen Leib herrsche — daher sollen Gotteskinder nur im Glaubensgehorsam handeln, sei es, daß sie einen Arzt gebrauchen oder daß sie ihn nicht gebrauchen. Als König Asa am Ende seines Lebens von Gott abgewichen war, und Gott ihm Krankheit schickte, kennzeichnet die Bibel seine falsche Herzensstellung mit dem Worte: „Aber auch in seiner Krankheit suchte er nicht Jehova, sondern die Ärzte" (2. Chron. 16, 12).

Die Furcht vor Bazillen und Ansteckung sollte für einen Gläubigen nicht bestehen. So verwerflich alles leichtfertige Mißachten der tatsächlich vorhandenen Ansteckungsgefahr ist, so darf sich doch kein Kind Gottes von seiner Pflicht dadurch abhalten lassen. Wenn man weiß, daß man nach Gottes Willen Kranke besucht, so kann man alle Gefahren getrost dem HErrn überlassen; Er hat die Haare auf dem Haupte der Seinigen gezählt.

Man darf sich in allen diesen Dingen nicht zum Sklaven der Ärzte machen. Unter den vielen Formen menschlicher Sklaverei ist die moderne Sklaverei der Ärzte in vielen Fällen eine der traurigsten. Nicht nur in Krankenhäusern, auch in manchen Familien gebieten die Ärzte fast unumschränkt. Sie trennen durch ihr Machtgebot Ehegatten voneinander, schicken Kinder in die Ferne, verlangen Operationen oder Amputationen auf Tod und Leben. Ihre auf menschliche Erkenntnis gegründeten Anordnungen fordern und finden willigen Gehorsam. Gläubige, die sich alle dem ohne Prüfung vor Gott unterwerfen, leben und sterben nicht dem HErrn, sondern ihrem Arzte. Ein hochgestellter Mann hatte im Laufe der Jahre die 60 größten medizinischen Autoritäten Europas konsultiert. Ihr Urteil über sein angebliches Lungenleiden stimmte im wesentlichen überein. Später nahm er sich das Leben. Der Leichnam wurde seziert. Die Sektion ergab, daß alle Autoritäten der Wissenschaft sich völlig geirrt

hatten. Er war nicht lungen-, sondern herzleidend gewesen. Die Ärzte hatten ihn wegen Lungenleiden jahrelang von der nordischen Heimat fern gehalten — für sein Herzleiden wäre das nordische Klima besser gewesen als das südliche.

Von der Krankheit des Lazarus sagte der HErr: „Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern um der Herrlichkeit Gottes willen, **auf daß der Sohn Gottes durch sie verherrlicht werde"** (Joh. 11, 4). Dies ist auch die Absicht Gottes bei solchen Krankheiten, mit denen die Häuser treuer Kinder Gottes heimgesucht werden: Der Sohn Gottes soll verherrlicht werden durch das Glaubensvertrauen und den Herzensfrieden der Seinigen. Welche kostbaren Früchte bringt der HErr oftmals durch Krankheit in den Seinigen hervor.

Vier Jahre schon lag eine Christin auf ihrem Schmerzenslager; ein schweres Nervenleiden verursachte ihr unaufhörliche Schmerzen, jedes Geräusch brachte ihr Pein. Dennoch war sie so strahlend glücklich, daß sie folgende Verse dichtete:

Unterm Schatten Seiner Flügel
Bin ich sicher, Jahr um Jahr.
Weicht ihr Berge, fallt ihr Hügel —
Jesus bleibt, was stets Er war;
Bleibt mein Hirte, der mich weidet,
Lebensquell, nach dem mich dürst't,
Stern, der mich gen Himmel leitet,
Heiland, Retter, Friedefürst.

Arzt des Leibes und der Seele,
Meine Stärke, meine Kraft,
Tilger meiner Schuld und Fehle,
Schöpfer, welcher neu mich schafft,
Trost in allen Traurigkeiten,
Kompaß auf des Lebens Meer,
Heller Schein in Dunkelheiten
Und im Kampfe Schutz und Wehr.

Schatten vor des Tages Hitze,
Decke vor der Nächte Frost,
Licht, wenn ich im Finstern sitze,
Zuflucht, wenn das Wetter tost,
Freistatt, drin ich wohl geborgen,
Fels, auf dem mein Glaube ruht,
Träger aller meiner Sorgen,
Sichrer Schutz und treue Hut.

Einz'ges Heil und Weg zum Vater,
Wunderbarer Helfersmann,
Mein allmächtiger Berater,
Wo kein Mensch mehr helfen kann,
Freund, auf welchen ich mich lehne,
Stab und Stecken meiner Hand,
Ew'ge Ruh, die ich ersehne,
Führer nach dem Vaterland.

Freude, Friede, ew'ges Leben,
Hoherpriester vor dem Thron,
Bürge, der sich dargegeben,
Hoffnung, Schild und großer Lohn,
Er, mein Glück und meine Wonne,
Meine höchste Seligkeit,
Meines Lebens heitre Sonne,
Die mir strahlt in Ewigkeit.

Wenn ich leer bin — meine Fülle;
Bin ich arm — der Reichtum mein;
In der Unruh' — meine Stille,
In der Nacht mein heller Schein.
Drum in seinen Liebesarmen
Darf ich ruhen immerdar;
Unterm Schatten Seiner Flügel
Bin ich sicher Jahr um Jahr!

Nach einer Evangelisationsversammlung zu L. kam ein Postdirektor zu dem Evangelisten. Der Mann war noch unbekehrt, aber er hatte Verlangen nach Frieden. Da sagte er: Ich habe zu Hause eine beständige Predigt des Evangeliums vor mir, das ist meine gläubige Frau. Sie ist schwer krebskrank und leidet große Schmerzen. Aber sie ist immer still im Frieden Gottes und glücklich!

Wie oft sind von den Krankenbetten teurer Kinder Gottes Segensströme ausgegangen weithin in das Land durch die Zeugnisse glückseliger Gewißheit und tiefen Friedens!*)

X.

Schluß.

Das Wort Gottes ermahnt die Gläubigen: „Der Gastfreundschaft vergesset nicht, denn durch dieselbe haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt" (Hebr. 13, 2). Wo es die Verhältnisse gestatten, wo Raum und Mittel vorhanden sind, um Gastfreundschaft zu üben, sollte ein Christenhaus allen wahren Kindern Gottes geöffnet sein. Jedoch steht man da vor einer Schwierigkeit, weil es eine nicht geringe Anzahl von christlichen Schwindlern gibt, welche die Sprache Kanaans sprechen, welche aber nur darauf aus sind, den Gläubigen Geld abzuschwindeln und bei denselben ein behagliches, freies Unterkommen zu finden. Es ist gut, daß man in letzter Zeit begonnen hat, vor diesen gewissenlosen Betrügern zu warnen. In einigen Fällen wurden dieselben als gemeingefährlich der Polizei überliefert. Eine zweite Schwierigkeit liegt in den Parteiungen der Gläubigen, von denen viele in schmerzliche Irrlehren verstrickt sind. Um so mehr sollten Kinder Gottes sich

*) Man lese z. B. das Büchlein „Ein Gotteskind", Verlag Ernst Röttger, Cassel.

freuen, wenn sie Gelegenheit finden, treue und bewährte Geschwister unter ihr Dach aufzunehmen, um denselben in Liebe zu dienen. Der Verkehr teurer Kinder Gottes im Hause der Gläubigen bringt große Segnungen auf das Haus und besonders auf die Kinder. Letztere empfangen dadurch von Jugend auf einen Begriff von der Einheit der Kinder Gottes und von dem Gegensatz zwischen ihnen und den Kindern der Welt.

Zu einem Christenhause gehören auch die Freunde des Hauses, diejenigen Geschwister, mit denen man am Wohnort in Liebe und Vertrauen verbunden ist, mit denen man seine Freuden und Schmerzen teilt, mit denen man in Gebetsgemeinschaft steht, die zu allen Zeiten und Stunden willkommen sind. Der Eintritt wahrer Freunde kommt niemals ungelegen, bringt immer Freude — denn diese verstehen es auch, wenn man die Hände voll Arbeit hat und stehlen ihren Freunden nicht die Zeit. Es kommt nicht darauf an, wie reich, vornehm oder gebildet unsere Freunde sind, wohl aber darauf, ob sie glaubend vor Gott wandeln, und ob sie die Geschwätze der Welt vermeiden. Solche Freunde, welche die Neuigkeiten der Stadt und die böse Nachrede über andere in das Haus bringen, werden nie zum Segen sein. Ein erfahrener Christ, welchem ein Besucher Verleumdungen über Abwesende vorzutragen begann, brachte diesen mit dem Zuruf zum Schweigen: Hier wird kein Schutt abgeladen!

Zu den Freunden eines Christenhauses sollten auch solche Arme und Bedürftige zählen, die man kennt, die man besucht, denen zu helfen Freude und Vorrecht ist. Denn das Wort Gottes weist die Gläubigen an: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist dieser: Waisen und Witwen in ihrer Drangsal besuchen, sich selbst von der Welt unbefleckt erhalten" (Jak. 1, 27). Es ist ein großer Nachteil für das ganze Leben der Kinder von wohlhabenden Christen, wenn diese niemals in die Wohnungen der Armen kommen, um zu erleben, wie viel Not, Mangel und Tränen uns von allen Seiten umgeben. Daß für bedürftige Geschwister und für Arme ein freundliches Herz und eine offene Hand da sei, gehört zu den Wahrzeichen eines Christenhauses.

Paulus empfahl den Gläubigen zu Korinth, allwöchentlich von ihren Einnahmen etwas zurückzulegen, um notleidende Ge-

schwister zu unterstützen. Es ist sicherlich nützlich, von dem, was Gott gab, in eine besondere Kasse zurückzulegen für das Werk des HErrn und für die Armen. Welcher Prozentsatz vom Einkommen der Regel nach dazu verwendet werden soll, darüber kann man kein Gesetz machen. Immerhin ist es ein guter Anhalt zur Beantwortung dieser Frage, daß der gläubige Israelit dem HErrn den Zehnten gab. Jedoch **alles** gehört dem HErrn, die Gläubigen sind nur Verwalter aller der Güter, welche Gott ihnen anvertraute: Gesundheit, Zeit, Kraft, Verstand, Geld und Gut. Gott sucht an Seinen Verwaltern nur daß einer treu erfunden werde (1. Kor. 4, 2).

Zum Schlusse sei das Bild eines wahren Christenhauses aus der Wirklichkeit des Lebens gezeichnet:

„Unser Haus hatte drei Räume, der eine war das Territorium meiner Mutter und war Küche, Wohn- und Eßzimmer zugleich; auch enthielt er zwei große, hohe luftige Betten mit Umhängen. Das zweite Zimmer, am anderen Ende des Hauses, war meines Vaters Werkstätte, in der fünf oder sechs Strumpfwirkstühle standen, die, fleißig in Bewegung, die Kaufleute von Dumfries mit echter, guter Ware versorgten. Eine dritte Stube, zwischen den beiden gelegen, war klein; sie hatte nur Platz für ein Bett, einen kleinen Tisch und einen kleinen Stuhl; ein schmales Fensterchen brachte nur wenig Licht. Dies war das Heiligtum der Hütte. Hierher sahen wir unseren Vater sich mehrmals täglich, gewöhnlich nach jeder Mahlzeit, zurückziehen; wir hörten ihn die Tür verriegeln, und wir Kinder errieten durch eine Art geistigen Instinkt (denn die Sache war zu heilig, um sie zu besprechen), daß unser Vater dort für uns bete, wie der Hohepriester im Allerheiligsten. Mitunter hörten wir

den ernsten Ton der bewegten Stimme, die bat, als ob es unser Leben gälte, und wir lernten es, nur auf den Zehen an dem Zimmerchen vorüberzuschleichen, um nicht zu stören. Die übrigen Menschen wußten es wohl nicht, woher dieser Strahl von Glück und Freundlichkeit, das liebevolle Lächeln in des Vaters Zügen kam, wir aber wußten es: es war der Widerschein der Nähe Gottes, in deren Bewußtsein er stets lebte. Nirgends, weder im Tempel noch in Domen, weder auf den Höhen der Berge noch in Tälern, kann ich je die Nähe Gottes mehr empfinden, mehr Sein direktes Wirken auf den Menschen fühlen, als es in unserer ärmlichen Hütte der Fall war. Wenn durch irgend eine undenkbare Katastrophe alles aus meiner Seele und meinem Gedächtnis hinweggeschwemmt würde, was sich auf den Glauben bezieht, so würden die Gedanken doch, zu diesen Bildern der frühen Kindheit heimkehrend, das Echo der Gebete und des Rufens hören, und jeder Zweifel würde schwinden mit den Worten: Er ging mit Gott um, warum dürfte ich es nicht auch tun?" (John Paton.)

Die Häuser der Gläubigen gleichen den Zelten Israels in der Wüste, von welchen Gott sagte: „Wie schön sind deine Zelte, Jakob, deine Wohnungen, Israel! Gleich Tälern breiten sie sich aus, gleich Gärten am Strome, gleich Aloebäumen, die Jehova gepflanzt hat, gleich Zedern am Gewässer" (4. Mose 24, 5—6).

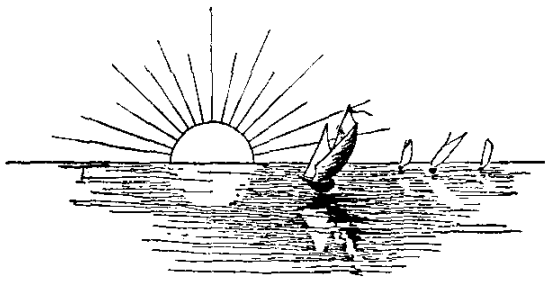
Diese Zelte werden abgebrochen, wenn die Zeit des Bleibens abgelaufen ist. Ein Christenhaus hat wie jedes Menschenleben auf Erden sein Werden, Wachsen, Vollendetwerden und Vergehen. Aber seine Segensspuren und Früchte dauern ewig.

Es ist ernst und schmerzlich, wenn für die Kinder eines Christenhauses durch den Tod der Eltern die Tür des Vaterhauses geschlossen wird. Aber, dem HErrn sei Preis, die wir durch die Gnade errettet, Kinder Gottes geworden sind, wir sind auf dem Wege zu der unvergänglichen Herrlichkeit des himmlischen Vaterhauses, von welchem jedes wahre Christenhaus auf Erden nur ein schwaches Gleichnis ist. In diesem Vaterhause sind viele Wohnungen.

Dorthin ging der HErr voraus, um den Seinigen eine Stätte zu bereiten. Wie kostbar ist diese Gewißheit für jedes Kind Gottes: Auch für mich ist eine Stätte bereitet im Vaterhause

Gottes, von welcher geschrieben steht: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben“ (1. Kor. 2, 9).

„Und ich hörte eine laute Stimme aus dem Himmel sagen: Siehe, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden Sein Volk sein, und Gott Selbst wird bei ihnen sein, ihr Gott. Und Er wird jede Träne von ihren Augen abwischen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen“ (Offenb. 21, 3—4).



Buchdruckerei der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten.
Diesdorf bei Gäbersdorf, Kr. Striegau.

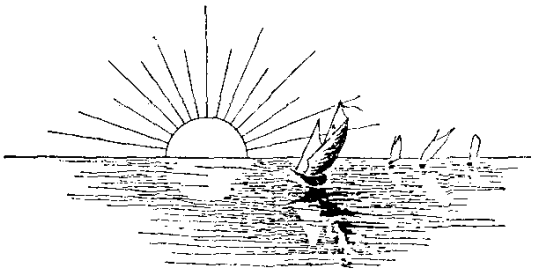
Schwert und Schild.

1912.

Heft II.

Inhalt.

1. „Stehe still und entblöße dein Haupt." (Gedicht) . . . 2
2. Demas 3
3. Hugenottenbriefe 16
4. Vom Meister abgerufen 33
5. Schuldbewußtsein und Gnade 40
6. Aus der Finsternis zum Lichte 51



„Stehe still und entblöße dein Haupt.“

Als aber der Hauptmann, der Ihm gegenüber dabeistand, sah, daß Er also verschied, sprach er: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ Mark. 15, 39.

Und die ganze Volksmenge, die zu diesem Schauspiel zusammengekommen war, schlug sich, als sie sah, was geschehen war, an die Brust und kehrte zurück. Luk. 23, 48.

Ich stehe still und muß mein Haupt entblößen
Vor jenem stillen Hügel Golgatha,
Wo angeheftet auf dem Marterpfahle
Ich Dich, Herr Jesu, Deine Wundenmale
Im Geist und in der Wahrheit vor mir sah.

Ich stehe still und muß mein Haupt entblößen,
Anbetungswürd'ges, unschuldiges Lamm,
Himmel und Erde hüllet euch in Schweigen!
Seht eures Schöpfers Haupt sich sterbend neigen,
Der euch von Knechtschaft zu befreien kam.

Ich stehe still und muß mein Haupt entblößen,
Dein Sterben, Jesus, mir vor Augen steht,
Die blutenden, für mich durchgrab'nen Hände . .
Dein Schrei . . ob er beim Vater Antwort fände,
— Durch alle Fasern meiner Seele geht!

Ich stehe still und muß mein Haupt entblößen,
Du bleiches Lamm auf Gottes Brandaltar,
Von Deiner Liebe kann mich nichts mehr scheiden,
Doch zeige mir die Tiefen Deiner Leiden,
Um zu versteh'n, wie groß Dein Lieben war!

Tsinanfu, Schantung. **A. v. W.**

Demas.*)

Demas hat mich verlassen, da er den gegenwärtigen Zeitlauf liebgewonnen hat!

2. Tim. 4, 10.

Ein besonderer Wert der Heiligen Schriften liegt in der Wiedergabe einzelner Klassen von Menschen. — Einige Charaktere finden wir mit aller Ausführlichkeit gezeichnet. Andere wieder gleichen der Augenblicksskizze eines Künstlers, welche uns trotz ihrer knappen Andeutungen die betreffende Persönlichkeit unverkennbar zeigt. Manchmal habe ich sogar den Eindruck, daß diese skizzenhaften Darstellungen noch kraftvoller wirken als die ganz ausführlichen. Im Alten Testament z. B. finde ich das Bild Davids bis ins kleinste ausgeführt; dasjenige Bild jedoch, welches mir den Mann in seiner ganzen Art, in seinem tiefsten Wesen zeigt, finde ich im Neuen Testament. — es ist zwar nur eine Skizze! —; aber in einem einzigen Satz ist die ganze Biographie enthalten. Apg. 13, 36 heißt es: „Denn David freilich, als er zu seiner Zeit dem Willen Gottes gedient hatte, entschlief." Viele Einzelheiten, die den eifrigen Bibelforscher interessieren, sind hier fortgelassen, aber das Wesentliche ist gesagt, die eine Hauptsache, das beherrschende Motiv, das Wichtigste seines Lebens: er hat zu seiner Zeit dem Willen Gottes gedient.

Unter allen Personalien, die das Neue Testament liefert, finden sich keine, die denen über Demas gleichkommen an warnender Beredsamkeit. „Demas hat mich verlassen, da er den gegen-

*) Ein Vortrag von **Dr. G. Campell Morgan,** gehalten auf einer Konferenz zu Northfield in Nordamerika. Übersetzt von A. von Werthern, geb. von Viebahn, entnommen aus „Heilig dem HErrn", Wochenblatt für jedermann von Pastor Ernst Modersohn in Bad Blankenburg in Thüringen.

wärtigen Zeitlauf liebgewonnen hat." Diese Worte schrieb Paulus, der Heidenapostel, in äußerst einsamer und bedrängter Lage. Es werden mit die letzten Worte gewesen sein, die er überhaupt geschrieben oder diktiert hat. Er war gefangen und erwartete das Ende; das sagen uns die vorangehenden Worte (V. 6): „Schon werde ich als ein Trankopfer gesprengt und die Zeit meines Abscheidens ist nahe!"

Hier — sein Ende erwartend, blickte er rückwärts in die Vergangenheit, vorwärts in die Zukunft und endlich in die ihn umgebende Gegenwart.

Er sah rückwärts — und seine Seele war erfüllt von Triumph (V. 7): „Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe den Glauben bewahrt!"

Er blickte vorwärts: kein Wort verlautet von den ihm bevorstehenden Leiden und Schmerzen; kein Gedanke an das Beil des Henkers, an die Schande des Verbrechertodes beherrscht ihn; er sieht darüber hinweg und spricht: „Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche der HErr, der gerechte Richter, mir zur Vergeltung geben wird an jenem Tage; nicht allein aber mir, sondern allen, die Seine Erscheinung lieb haben." Der Rückblick ließ ihn triumphieren, der Ausblick erfüllt ihn mit Vertrauen; nun sah er in die Gegenwart; und gerade diese hier folgenden Worte von ihm sind mir immer von besonderem Wert gewesen. Es würde mich befremdet haben, wenn ein Mann in solchen Bedrängnissen nichts weiter zu sagen wußte, als das bisher Gesagte. Sein Blick in die ihn umgebende Gegenwart ist es gerade, der mir sein Wesen offenbart; der Ausdruck seiner Vereinsamung bringt mich ihm nahe: „Befleißige dich, bald zu mir zu kommen, denn Demas hat mich verlassen, da er den gegenwärtigen Zeitlauf liebgewonnen und ist nach Thessalonich gegangen. Kreszens ist fort nach Galatien, Titus nach Dalmatien. Lukas allein ist bei mir."

Paulus war also allein bis auf Lukas, der bei ihm ausharrte. Kreszens fort, Titus fort, Timotheus nicht da, Markus fort. Diese alle waren in königlichem, göttlichem Dienst unterwegs, und obgleich Paulus sie vermißte, gedachte er ihrer doch mit Freuden. Nur eines einzigen Abwesenheit machte ihn betrübt: „Demas hat mich verlassen," nicht im göttlichen Auftrag, sondern „weil er den gegenwärtigen Zeitlauf liebgewonnen hat."

Wir kennen Demas von früher her. Am Schluß des Kolosserbriefes schreibt Paulus (wahrscheinlich aus seiner ersten Gefangenschaft): „Es grüßt euch Lukas, der geliebte Arzt, und Demas." Es gab also eine Zeit, da Demas mit Lukas dem Apostel in seinen Leiden zur Seite stand. Indem Paulus den Brief an Philemon schließt, erwähnt er wiederum Demas als seinen Mitarbeiter; und jetzt mußte er schreiben: er „verließ mich, er gewann den gegenwärtigen Zeitlauf lieb!" Dieser eine kleine Satz enthält eine ganze Tragödie; ein Mann, der in inniger Gemeinschaft mit dem Apostel, sowohl im Dienst als im Leiden, gelebt hatte, hatte ihn verlassen.

Was sagt Paulus? „Demas verließ mich." Das war aber erst der Schluß; was ging voran? „Er hat liebgewonnen." Das war auch noch nicht das erste; der Anfang war: „der gegenwärtige Zeitlauf". Paulus führt uns vom Resultat zur Ursache: das erste war der gegenwärtige Zeitlauf, das zweite war, daß Demas denselben mit Wissen und Willen lieb gewann, das letzte war erst, daß er Christo und Seinem Apostel den Rücken kehrte und nach Thessalonich ging.

Laßt uns drei Dinge klar ins Auge fassen: Erstens die versuchende Gewalt: „den gegenwärtigen Zeitlauf"; sodann den zustimmenden Willen: „er hat liebgewonnen"; und schließlich die endliche Trennung: „er verließ mich."

Niemand, der einmal unseren Herrn Jesum Christum kennen gelernt hat und mit Ihm gewandelt ist, verläßt Ihn Knall und Fall! Einen solchen reißt der Teufel nicht durch offenen und freien Angriff von Jesu Seite. Zu einem solchen bahnt er sich heimliche Wege. Ein solcher wird immer erst im verborgenen des Herzens rückfällig, ehe es zum öffentlichen Abfall vom Glauben kommt. — Ich nehme eine Zeitung zur Hand und lese — was die Zeitung allerdings nicht schnell genug drucken kann —, daß der und der Prediger oder bekannte christliche Redner wegen Betruges festgenommen worden ist, oder in gemeine Sünde fiel. Damit weiß ich, daß der Betreffende, ehe er diesen öffentlichen Fall tat, schon längere Zeit darauf zugesteuert sein muß. Die leise Stimme der Versuchung ist das erste gewesen, danach hat der Wille nachgegeben, und eines Tages heißt es plötzlich: „Demas ist gegangen!" und in dem Augenblick findet die Welt heraus, was Gott längst gewußt hat.

Laßt uns zu unserer eigenen Warnung und Bewahrung die Dinge etwas näher betrachten.

I. Die versuchende Gewalt.

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß die als Text angeführte Schriftstelle manchmal falsch zitiert wird, nämlich mit dem Zusatz: „Demas hat mich verlassen, da er den gegenwärtigen bösen Zeitlauf liebgewonnen hat." Paulus hat das Wort „böse" gar nicht gebraucht. Daß es so oft fälschlich eingefügt wird, liegt wohl daran, daß die Betreffenden meinen, es sei eine ungenügende Ausdrucksweise: „er hat den gegenwärtigen Zeitlauf liebgewonnen", es drücke dies nicht aus, was Paulus eigentlich gemeint habe, es müsse doch eine ausgesprochen böse Macht gewesen sein, welche Demas von Christo fortgezogen habe. Doch dem ist nicht so. Des Schwertes Schneide liegt in dem Wort „gegenwärtiger Zeitlauf".

Wie konnte aber der Zeitlauf, das Zeitalter Demas zur Versuchung werden?

Erstens durch den Betrug seiner Gegenwärtigkeit, seiner Realität.

Zweitens durch den Betrug seines Wesens, seiner Art.

Drittens durch den Betrug seiner Gaben.

Versetze dich in Gedanken in das damalige Rom zurück. Denke an Paulus, den Gefangenen in Rom, im kaiserlichen, prächtigen Rom, Rom auf seinen sieben Hügeln, Rom, die Herrin der damals bekannten Welt, Rom, das sogar noch prächtig ist in seinen Trümmern. Bist du einmal auf dem Forum gewesen, hast du dir dort leibhaftig vorstellen können die Größe und Herrlichkeit der Stadt in ihrer Blütezeit? Unter aller Pracht, verborgen vor dem Auge der Menschen, schmachtete hier der Apostel in finsteren Gefängnissen. Demas war auch dort. Demas war in Rom. Er sah das Heidentum, den Pomp, die Pracht, den Luxus der Patrizier, das Wohlleben, die Oberflächlichkeit, das Lächeln und Genießen des Reichtums. Und was er sah, war für ihn „der gegenwärtige Zeitlauf".

Der Mann im Gefängnis, mit dem er zusammengehörte, hatte oft von einer nahen, kommenden Seligkeit gesprochen; aber hier sah er gegenwärtige, jetzt bestehende Herrlichkeit. Der Mann im Gefängnis hatte ihn unterwiesen, daß es durch Leiden und

Schmach der Gegenwart zur noch nicht geoffenbarten Seligkeit der Zukunft gehe, und hier sah Demas um sich her lauter Unmittelbares, lauter Greifbares. Demas wußte wohl den Unterschied zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, dem Tastbaren und dem Unantastbaren, dem Sinnlichen und dem Geistlichen.

Auf seinen Reisen mit Paulus hatte er viele Städte kennen gelernt, auch Thessalonich, wohin er dann hernach ging — die leibhaftige Heimstätte von Luxus und Wohlleben. Es war auch in erster Linie nicht das Wohlleben, nicht die Gemeinheit der Sünde der Stadt, was ihn fortzog, sondern die Tatsache, daß er hier etwas hatte, was seine Augen sehen, seine Hände greifen konnten —, eben „den gegenwärtigen Zeitlauf".

Diese Greifbarkeit des Irdischen ist es, die unzählige Seelen von Christo entfernt hat. Moses hielt standhaft aus, als sähe er den Unsichtbaren, Demas aber liebte das Gegenwärtige, das Sichtbare, das Nahe, das Tastbare, das, wovon er meinte, völlig gewiß sein zu können. Im Geiste höre ich ihn reden — denn diese seine Versuchung ist mir nicht fremd — ich höre ihn sagen: „Ich liebe Paulus, seine Ideale sind groß —, aber — ich bin ihrer nicht sicher. All sein Reden über kommende Herrlichkeit, über den wiederkehrenden Jesus, der ein Reich aufrichten soll, ist doch zum mindesten ungewiß. Rom dagegen — hier weiß ich doch, was ich habe; das ist doch dicht um mich her!" So wog er das Gegenwärtige ab gegen das Zukünftige, das Sichtbare gegen das Unsichtbare, das Irdische gegen das Himmlische, das Sinnliche — nicht im gemeinen Sinn — das, was Auge und Ohr gefällt, gegen das Geistliche, was nur durch den Glauben verstanden werden kann. Mein Bruder, du kennst Demas! Er lebt in deiner Nähe. Du bist vielleicht Demas! Das gegenwärtige Zeitalter ist versuchlich für uns alle!

Schau dir die Bestrickung seines Wesens und seine Art an! Alles, was Demas in Rom oder in den anderen Städten sah, alles, was ihn so sehr beeinflußte, war das gerade Gegenteil von dem, was Paulus ihn gelehrt hatte. Paulus hatte geredet von Selbsthingabe, die das Leben erst lebenswert macht, und daß man sterben muß, um zu leben. In Rom sah Demas Leute, die nicht durch Selbsthingabe, sondern durch Sichselbstnachgeben im Leben herrschten. Denn der Grundzweck aller Sünde ist Selbstsucht. Paulus hatte gesagt, das höchste Gesetz des Lebens sei „dienen". Er hatte Demas

und die anderen in die Fußtapfen Dessen geleitet, der am größten war, als er Sein Oberkleid ablegte, Sich schürzte und zur Erde niederbeugte, um Seinen Jüngern die Füße zu waschen. In Rom aber sah Demas Menschen, die nicht ihre Ehre darin suchten, anderen zu dienen, sondern darin, sich möglichst viele andere dienstbar zu machen. Paulus hatte gelehrt, in Gottes Haushaltung sei Reichtum im Entsagen enthalten; in Rom hieß das Gesetz des Lebens: Besitzen, erjagen, erhaschen, einsammeln! — In dem Maße, als Demas der unsichtbaren Dinge unsicher geworden war, klammerte er sich an das, was er sah, dessen Bestrickung er empfunden. Das Gegenwärtige sagte ihm: Sei kein Narr! Rede nicht von Selbsthingabe, befriedige dich selbst und tue, was dir gefällt. Folge deinen Gelüsten in der gegenwärtigen Stunde, deren du gewiß bist. Erwarte nicht eine bessere Zeit von der unbekannten Zukunft! Rom sagte ihm: Sei kein Narr und diene den Menschen, sondern laß die Menschen dir dienen. Rom sprach: Rede nicht von Entsagen! Geh' hin, ergreife, was du bekommen kannst!

Geschwister, wir wohnen nicht weit ab von Rom. Rom, das heidnische, liegt nur halb begraben unter dem kirchlichen, und das kirchliche Rom ist schon eine Ruine. Das moderne Rom hingegen ist wieder heidnisch, los vom Zeichen des Kreuzes; und wie Rom, so ist auch der Ort, in dem ihr wohnt. Zweifelt an der Realität des Unsichtbaren — belächelt die, die an das Kommen eines noch nicht geoffenbarten Zeitalters, an einen künftigen Sieg glauben, und ihr werdet den Bestrickungen, dem Betrug des Gegenwärtigen verfallen, wie auch Demas! Laßt uns nicht vergessen, daß Demas durch den Betrug der irdischen Gaben fortgerissen wurde. Reichtum wurde ihm geboten, Freude wurde ihm geboten, Freiheit wurde ihm geboten. Und da — konnte er nicht widerstehen.

II. Der zustimmende Wille.

Warum ist Demas aber den Weg gegangen? Ich frage deshalb, weil doch die anderen, die mit Paulus in Rom gewesen waren, dieselben Versuchungen gesehen und empfunden haben, und ihnen nicht zum Opfer fielen; denn vergessen wollen wir nicht, daß der Betrug des gegenwärtigen Zeitalters immer eine Gefahr für den Glauben ist, aber daß diese Gefahr nicht notwendigerweise

über den Glauben zu siegen braucht. Erst wenn der Glaube seine Kraft verleugnet, ist der Sieg auf der feindlichen Seite. **„Lieb gewonnen"** — das ist des Rätsels Lösung; das hier gebrauchte griechische Wort heißt nicht „phileo" sondern „agapeo", der stärkste Ausdruck für „lieben", den man wählen kann. Er drückt Liebe aus, die auf Erkenntnis, auf Willen beruht.

Wie ist Demas zu solcher Willensentscheidung gelangt? Erst hatte er verglichen und was dann? Laßt uns noch mal einen Schritt rückwärts gehen, damit wir die ganze Entwicklung besser fassen können. Was hatte Paulus doch gesagt im Blick auf sich selbst, als er vor seinem Ende schrieb: „Nicht allein aber mir, sondern allen, die Seine Erscheinung lieb haben!" Hier liegt der große Gegensatz. Stell einmal Leute, die Jesu Erscheinen lieb haben, solchen gegenüber, die das gegenwärtige Zeitalter lieb haben, und du verstehst noch besser Demas und seine abschüssige Bahn. Betrachte den Unterschied und du verstehst, wie es kam, daß er falsch wählte, den Apostel verließ und Christum dazu. Der erste unheilvolle Schritt war das Vergleichen. „Seine Erscheinung" — wie ungewiß! Wer von uns hätte nicht schon einmal die Gewalt dieses versuchlichen Gedankens zu spüren bekommen!? In unserem Amt, in unserer Arbeit, unter obwaltenden Schwierigkeiten — wie groß ist die Versuchung, wenn der Satan uns ins Ohr flüstert: „Dein HErr verspricht zu kommen! Vielleicht kommt Er nie; so wie's ist, so bleibt's!" Welche Versuchung!

Wie kam Demas dahin, den obigen Vergleich zu ziehen? Was für Umstände bringen eine Seele dahin, das Erscheinen des kommenden HErrn und das gegenwärtige Zeitalter zu vergleichen?

Petrus sagt: „Wendet **allen Fleiß** an, zu eurem Glauben hinzuzufügen ..." und somit wissen wir, daß der Glaube allein nicht genügt, es sei denn, daß alles, was in unserem Glauben enthalten ist, durch Fleiß und Anstrengung entwickelt werde. Eine Blumenknospe mag als Gleichnis dienen. In der Knospe ist alles enthalten, was die kommende vollendete Blüte ausmacht, ja, was die Frucht ausmacht. So ruht im Glauben auch schon alles, was eine vollendete Heiligung ausmacht. Das Höchste, was nach der Darstellung des Petrus aus dem Glauben kommt, ist: **die Liebe.** Die Liebe ist die Frucht: die aus der Knospe kommt. Paulus nimmt einmal im Galaterbrief dasselbe Gleichnis auf. Während Petrus hier die

Entwicklung von der Blüte des Glaubens bis zur Frucht der Liebe zeigt, analysiert Paulus dort diese Frucht der Liebe und zeigt alle ihre einzelnen Bestandteile und Werte: Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmut, Keuschheit.

Woran fehlt es denn bei Demas? Am Glauben? Nein, er hatte geglaubt, er war Jesu nachgefolgt, aber er hatte es an dem Fleiß fehlen lassen, der den Glauben ausbaut; er hatte vernachlässigt die Gabe, die in ihm war; die heiligen Kräfte, die durch den Glauben in ihm wohnten, hatte er nicht angeregt; infolgedessen war der unentwickelte Glaube unfruchtbar geworden.

Dies ist die Entwicklungsgeschichte jeden Abfalls. Unterlasse es, mit allem Fleiß die Fähigkeiten des Glaubens zu entwickeln und zu fördern, so wird der Glaube eine unfruchtbare Blüte bleiben; und wenn ich soweit gekommen bin, werde ich unwillkürlich das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, das Nahe mit dem Fernen, das gegenwärtige Zeitalter mit der Erscheinung Seiner Herrlichkeit vergleichen — und der verkümmerte Glaube wird unterliegen.

Was folgte dem unglückseligen Vergleich? Demas wurde schwächer und schwächer im Glauben, das Entfernte entfernte sich noch mehr; Gebet ward eine Anstrengung, das Erforschen der Schriften überflüssig und zeitraubend. Woher mag es nur kommen, daß so viele bekennen: ich kann nicht mehr beten, wie ich früher tat? Der Himmel ist fern gerückt, ich kann Gott nicht berühren, Er ist weit ab für mich. — Wenn dem so ist, Geschwister, dann haben wir angefangen, Vergleiche zu ziehen, nachdem wir unser Glaubensleben haben verkümmern lassen; denn genau so rasch, als das Ewige an Wert verliert, gewinnt das Zeitliche an Anziehungskraft, wenn die Seele den Glauben vernachlässigt, der allein Ewigkeitsluft in das Irdische bringt.

Wenn dann schließlich das Nahe und Gegenwärtige immer näher und gegenwärtiger geworden ist, immer begehrenswerter, dann stimmt der Wille zu, und die Zuneigungen werden dem Irdischen zugewendet, nicht übereilt, sondern überlegt! Wenn wir den Ernst dieses Schrittes, den Demas tat, ganz verstehen wollen, so brauchen wir nur daran zu denken, was Paulus einstmals an die Kolosser schrieb, als Demas noch bei ihm war: „**Sinnet auf**

das, was droben ist," d. h. setzet eure Zuneigungen auf das, was droben ist.

Niemand lasse in den heilig ernsten Dingen des geistlichen Lebens die Entschuldigung gelten, man könne nichts dafür, was man lieb habe! Glaubenshingabe entspringt aus dem Willen, nicht aus Gefühlen. „Sinnet auf das, was droben ist" — das ist ein Befehl. Demas aber sann mit Willensentschluß auf das, was auf Erden ist; so kam er in die kritische Stunde, wo er offen erklärte, daß er das Risiko einer ungewissen Ewigkeit nicht auf sich nehmen wolle.

III. Die endliche Trennung

von Paulus folgte darauf. Demas verließ das Gefängnis und seine Bedrängnisse; er schied aus der Gemeinschaft der wenigen Seelen, welche immer noch Jesu Erscheinung lieb hatten; er verließ Lukas, Kreszens, Tychikus, Timotheus und Titus; er verließ Christum.

Wo ging's nun hin? Nach Thessalonich, in eine der bedeutendsten Städte des Reiches; Thessalonich auf Hügeln am Ufer des Meeres aufgebaut, von Bergen geschützt; ein Mittelpunkt des Handels, in seinem Reichtum und seinem Götzendienst eine rechte Verkörperung des damaligen Zeitalters. Ein Demas wird immer ein Thessalonich finden; wer sich einmal entschlossen hat, um das Gegenwärtige das Ewige zu wagen, findet das erstere nur zu nah vor seinen Händen liegen. Es ist jedenfalls leichter, in Thessalonich zu leben als in der Moderluft des Gefängnisses zu Rom! —

Laßt uns im Namen Gottes jetzt herantreten an unser persönliches, inneres Leben. Vielleicht hat doch das, was wir hier besprachen, Bezug auf dich selbst. — Stehst du mit Lukas bei Paulus in der Gemeinschaft Jesu Christi? Hast du Seine Erscheinung lieb? Glaubst du, daß der Sieg der Gerechtigkeit, der Wahrheit und des Friedens in Ihm eine Gewißheit ist für die jetzt noch dunkle Welt? Glaubst du auch, daß der Anbruch jenes Morgens, an welchem alle Lüge verschwinden wird und die Wahrheit für immer zu herrschen beginnt, allein der Mühe wert sein wird?

Sinnst du auf das, was droben ist, auf die himmlischen Dinge? Hast du, Pilger des Glaubens, du Streiter Jesu, Ihn gesehen, den Unsichtbaren? So beschwöre ich dich denn, **wende allen Fleiß an und füge zu deinem Glauben die Tugend, zur Tugend die Erkenntnis, die Selbstbeherrschung, das Ausharren, die Gottseligkeit, die Bruderliebe, und zur Bruderliebe die allgemeine Liebe.** In der Gemeinschaft mit einem leidenden Apostel wird dein Christentum die Probe nicht lange bestehen, es sei denn, daß zu deinem Glauben hinzugefügt werde.

Du hast vielleicht in Demas dein eigen Bild erkannt, zwar bist du noch nicht in Thessalonich — so weit ist es bei dir noch nicht gekommen; aber du machst doch schon Vergleiche, du fragst so viel! Du hast kürzlich viel darüber nachdenken müssen, daß es doch im Grunde vorteilhafter wäre, die Welt von heutzutage zu nehmen, wie sie ist, anstatt auf etwas zu warten, was du noch nie gesehen hast.

Wähle denn! Und wenn du das Sichtbare wählen solltest, dann wisse, daß sowohl der Glaube, als die Geschichte, als auch die Wissenschaft wider dich ist.

Der Glaube ist wider dich — das bedarf ja keiner Erläuterung; denn auf dem Punkt des Glaubens bist du ja gerade zweifelhaft geworden.

Die Geschichte ist wider dich. Alles, was zur Erhebung der Menschheit geschehen ist — ich beschränke mich jetzt nur auf die letzten 1900 Jahre –, ist allein durch Menschen des Glaubens geschehen. Ich sage nicht gerade: Menschen, die Glauben an Gott hatten, aber Menschen, die Glauben hatten.

Mazzini sah im Geist das befreite Italien, als noch jedermann über solche Torheit lachte; Italien ist schließlich aber nur frei geworden, weil eben jemand etwas sah, was die anderen nicht sahen. Jede zur Vollendung gebrachte Tat, die ein Segen für die Menschheit geworden ist, ist erst nur ein Traum, ein Ideal gewesen. Wer seinen Traum zu früh aussprach, hat dafür Spott leiden müssen. Und doch sind diese Leute es gewesen, die, im irdischen Sinn gesprochen, die Welt gemacht haben, Leute, die weiter sahen, als das Sichtbare; in diesem Sinne ist die Geschichte wider dich, wenn du es erwählst, im Sichtbaren zu leben und das Unsichtbare zu vergessen.

Die Wissenschaft ist wider dich. Stände ich vor einem Auditorium in einer früheren Generation, so dürfte ich das am Ende nicht aussprechen. Heute aber kann es niemand leugnen. Eine frühere Generation hat die Gelehrten der Physik hervorgebracht, welche bis dahin verborgene, aber in der Schöpfung längst geoffenbarte Tatsachen und Kräfte vor das Auge der Menschen geführt haben. Vieles Wertvolle ist uns von ihnen überkommen, worauf unsere ganze Wissenschaft aufgebaut worden ist. Aber ihre Hypothesen und die Schlüsse, die sie gezogen, sind zumeist in den Wind geschlagen worden. Dagegen sagt die Gelehrtenwelt von heute uns, daß nicht das, was man sieht, das Endliche ist, sondern daß noch verborgene Kräfte da seien, die noch kein Menschenauge sah, nicht das Atom ist das letzte, was der Mensch zu erfassen habe, sondern die ungekannte Macht, welche das Atom schuf. Noch hat die Wissenschaft nicht den Mut, diese Macht „Gott" zu nennen. Die Bibel hat das zwar seit jeher frank und frei bekannt; die Männer des Glaubens haben es geglaubt; Abraham wußte es, als er Ur in Chaldäa verließ, Noah kannte im Glauben die Quelle und den Ursprung alles Lebens — **Gott.** Also, mein Freund, *selbst die heutige Wissenschaft zeugt wider dich.*

Ich bitte dich, korrigiere deine Pläne; höre auf, Vergleiche zu machen. Ein gefahrvolles Grab harrt jenes Mannes, der dabei verharrt. Du kennst doch die Sage von dem Schiff, welches sich unvermerkt einem magnetischen Eiland näherte. Wie stolz fuhr es daher, wie wohl gebaut — aber ohne Steuer! Und das Eiland zog es an, mehr und mehr; bis auf einmal, ohne daß ein einziger Hammerschlag gehört worden wäre, es in seine tausend Stücke zerfiel — lautlos, ohne Explosion, denn die magnetische Gewalt hatte jede Niete und jede Schraube herausgezogen. Dies ist ein Gleichnis, ein Märchen, aber voll von Wahrheit. Der Betrug des gegenwärtigen Zeitalters ist gleich dem magnetischen Eiland, ehe du dir's recht bewußt geworden, zieht es aus dir heraus jede haltende und bewahrende Kraft, und auf einmal heißt's in dir: Es ist alles Eitelkeit!

Vielleicht liest dies jemand, der in seinem Geschäft viel Erfolg gesehen hat, der sich in der Welt eine Stellung erworben hat und Ansehen **unter Verlust am geistigen Leben.** Früher suchte er regelmäßig die Gemeinschaft der Gläubigen

auf, allmählich ist er abseits geraten, er machte Vergleiche und wählte das Sichtbare. Wo bist du heute? In Thessalonich! — Du lachst über das Unsichtbare!

Einem solchen möchte ich eine oder zwei Fragen vorlegen. Rege dich nicht auf; es hört's niemand, was ich dich frage: Sage mir, du Mann in Thessalonich, sag' mir: **Bist du glücklich dort?** Befriedigt dich das, was du gefunden hast? Quälen dich nicht manchmal die früheren Erinnerungen? Gibt es nicht Augenblicke, in denen du von Herzen wünschest, du wärest wieder bei Paulus im Gefängnis und sähest das ewige Licht wieder leuchten?

Was geschah denn schließlich mit Demas? Niemand weiß es. Ich gehe nicht mit denen, die z. B. einen Demas immer gleich schnurstracks zur Hölle expedieren. Laßt uns doch solche Leute da lassen, wo die Schrift sie beläßt. Ich bin doch ganz gewiß, daß, wenn Demas zurückgekehrt wäre, der HErr ihn wieder aufgenommen hätte ohne einen Vorwurf. Auch Paulus hätte ihn willkommen geheißen. Denn lies einmal, was nachfolgt: „Bemühe dich, bald zu mir zu kommen .... Und bringe Markus mit dir." Wer war dieser Markus? Ein Mann, der auch einmal Paulus den Rücken gekehrt hatte. „Bringe ihn zurück," schreibt Paulus.

O Demas, du Demas in Thessalonich, wo es keinen freien Ausblick in die Ewigkeit, keinen Sieg und keinen Segen gibt — **Demas, kehre um, und du wirst freundlich aufgenommen werden!** — Du bist nach deiner eignen Wahl fortgegangen, kehre zurück!

Glaubt ihr, Demas habe das Zeitalter, das er liebte, wirklich gewonnen? Kann ein Mensch dies Zeitalter gewinnen und besitzen? Kann er es festhalten? Seid mir nicht böse, wenn ich daran erinnere, daß ein letzter Tag einmal kommen wird. Manche Menschen werden ärgerlich, wenn man ihnen vom Tode redet. Warum doch eigentlich?

Es gab einmal einen König, der verbot seinen Untergebenen, jemals in Trauer vor ihm zu erscheinen; er wollte an den Tod nicht erinnert werden. Warum nicht? „Der Stachel des Todes ist die Sünde!" Und doch gibt es Männer und Frauen, die im Gedanken an den Tod durchaus nicht von Furcht geplagt werden. Der Tod ist ihnen verwandelt in Sieg! Du, Demas, aber, was hast du von deinem gegenwärtigen Zeitalter eigentlich gewonnen angesichts des Todes? Was behältst du in der feierlichen Stunde

in der Hand, wenn dieses Verwesliche, dieses Sterbliche dir ausgezogen wird? Was nimmst du mit an jenen geheimnisvollen Ort, von dem noch kein Wandersmann heimkehrte?

Wenn du bis heute zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren geschwankt hast, — halt! sage ich. — Triff deine Wahl, indem du zum Kreuze des Sohnes Gottes aufschaust! Was war dies Kreuz? Indem Er das Kreuz erwählte, hat Jesus das Unsichtbare vor dem Sichtbaren gewählt, denn Er sprach: „Fürchtet nichts von denen, die den Leib töten, darnach aber nichts mehr zu tun vermögen!" **„Darnach!"** Ja, darnach! Zwar in Thessalonich gibt es ja wohl kein „darnach!"? Christus sagt aber, daß diese Menschen „darnach" nichts mehr vermögen; das „darnach" ist dennoch die eigentliche Wirklichkeit, die Realität; als Jesus für uns an das Fluchholz ging, hat Er Seine Lehre mit der Tat bewiesen. Mit königlicher Würde und Gelassenheit ging Er zum Kreuz, die nicht fürchtend, die Seinen Leib töten konnten, darnach aber nichts weiter vermochten. Als sie dann ihr grausames Henkerwerk vollführt hatten, und Sein Leben entfliehen wollte, was sprach Jesus da? — Horch, du Mensch in Thessalonich: „Vater, in Deine Hände befehle Ich Meinen Geist!"

Das Kreuz ist die Offenbarungsstätte des Unsichtbaren! Dort, dort triff deine Wahl!

Meine Botschaft gilt in erster Linie solchen Männern und Frauen, die von Christo abgeirrt sind. Dann aber auch denen, die Ihm noch nie gehuldigt haben. Auch ihr, — wählet — ich bitte euch — das Unsichtbare, das Geistliche, das Ewige gegen das Sichtbare, Zeitliche! Der Segen wird nachfolgen und er quillt ins ewige Leben!

16

Hugenottenbriefe.

Viele Jahrzehnte schon hatten in Frankreich die Verfolgungen der Bekenner des Evangeliums gedauert, Ströme von Blut waren geflossen, Hunderttausende von Männern und Frauen hatten für ihren Glauben das Leben gelassen, dann endlich hatte unter König Heinrich IV. das Edikt von Nantes (13. April 1598) den Protestanten freie Religionsübung zugesichert. Jedoch die Ruhe war nur von kurzer Dauer. Am 12. Mai 1610 wurde Heinrich IV. ermordet und kurz darauf begann von neuem der große Kampf um die Glaubensfreiheit. Dieser steigerte sich unter der Regierung Ludwig XIV. (1643–1715) zu einer fast 30jährigen Verfolgung der Protestanten. Da Lockungen und Überredungen bei den Bekennern des Evangeliums nicht verfingen, begann man die Bekehrung mit Gewalt. Truppenabteilungen, mit Mönchen im Gefolge, durchzogen die südlichen Provinzen, zwangen die Einwohner zur Verleugnung ihres Glaubens, rissen die Kirchen nieder und ermordeten viele Prediger. Hunderttausende von Protestanten flohen nach der Schweiz, den Niederlanden, England, Deutschland, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. Am 23. Oktober 1685 hob Ludwig das Edikt von Nantes auf. Hiermit begann eine neue Flucht und zugleich eine noch furchtbarere Verfolgung. Aus der Gegend von Nimes, wo sie immer noch sehr zahlreich waren, warfen sich Tausende von Protestanten in die Cevennen und übten hier insgeheim ihren Gottesdienst aus. Gegen diese wurde 1702 der sogenannte Cevennenkrieg eröffnet, der unter großen Opfern und Greueln bis 1706 dauerte. In diesem Jahre gab endlich der Hof, durch den spanischen Erbfolgekrieg gedrängt, die Verfolgung auf, bewilligte Amnestie und störte die Protestanten nicht mehr in ihrem Kultus.

Frankreich hatte mehr als eine Million seiner fleißigsten und wohlhabendsten Bürger verloren; gegen zwei Millionen jedoch waren trotz der Verfolgung ihrem Bekenntnis treu geblieben.

Die Ruhe, deren sich die Protestanten nun durch fast achtzehn Jahre erfreuten, beförderte ihr Hervortreten, besonders in der Provence und Dauphiné, aufs neue. Im Jahre 1724 erließ daher Ludwig XV. auf Antrieb der Jesuiten gegen sie ein hartes Edikt, welches zu neuen Verfolgungen und neuem Blutvergießen führte, Scharen von Protestanten wurden in die Gefängnisse geschleppt. Diese Verfolgungen und die Gefangenschaft der Opfer dauerte bis etwa 1768, also fast bis an die Zeit der französischen Revolution.

Aus diesem historischen Rahmen sind die nachfolgend gegebenen Bilder entnommen. Möchten die hier mitgeteilten Briefe dazu dienen, den Gläubigen der gegenwärtigen Tage zum Bewußtsein zu bringen, wie kostbar das Gut der Glaubensfreiheit ist, welches wir genießen. Möchte der Blick auf die Verfolgungen unserer französischen Geschwister im 17. und 18. Jahrhundert uns daran erinnern, daß unser ganzes Leben unserem teuren HErrn rückhaltlos geweiht sein soll. Es ist eine ernste Frage, ob wirklich alles, was wir sind und haben, dem HErrn zu Füßen gelegt ist. Sind wir willig und bereit, Leben, Gesundheit, Besitz, Familienglück und Ehrenstellung um des Zeugnisses des Glaubens willen zu opfern? Die meisten Gläubigen haben sich gewöhnt, die Schriftworte, welche von solchen Proben handeln, als Theorien anzusehen, deren praktische Verwirklichung nicht an uns herantreten wird. Wissen wir das gewiß? Der HErr sagt ganz bestimmt und klar: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als Mich, ist Meiner nicht würdig; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als Mich, ist Meiner nicht würdig; und wer nicht sein Kreuz aufnimmt und Mir nachfolgt, ist Meiner nicht würdig“ (Matth. 10, 37). „Wenn jemand zu Mir kommt und haßt nicht seinen Vater und seine Mutter und sein Weib und seine Kinder und seine Brüder und Schwestern, dazu aber auch sein eigenes Leben, **so kann er nicht Mein Jünger sein;** und wer nicht sein Kreuz trägt und Mir nachkommt, **kann nicht Mein Jünger sein**“ (Luk. 14, 26 – 27). „Also nun jeder von euch, der nicht allem entsagt, was er hat, **kann nicht Mein Jünger sein**“ (Luk. 14, 33).

Möchte doch niemand denken: Mich werden solche Proben nicht erreichen! Das weiß allein der HErr! Er erwartet von

den Seinigen eine völlige Hingabe an Ihn, eine Unterwerfung des Herzens und Lebens unter Seinen heiligen Willen. Wenn wir, vor Verfolgung bewahrt, Ihm in Frieden dienen dürfen, wollen wir Ihn dafür preisen. Aber auch in solchen äußerlich leichten Tagen sagt uns das Wort Gottes: „Ich ermahne euch nun, Brüder, durch die Erbarmungen Gottes, eure Leiber darzustellen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Schlachtopfer, welches euer vernünftiger Dienst ist. Und seid nicht gleichförmig dieser Welt, sondern werdet verwandelt durch die Erneuerung eures Sinnes, daß ihr prüfen möget, was der gute und wohlgefällige und vollkommene Wille Gottes ist“ (Röm. 12, 1–2). Wie ernst und tiefgreifend ist die Frage: Habe ich mein Leben als ein heiliges, gottwohlgefälliges Schlachtopfer auf den Altar Gottes gelegt? Nur dies ist ein vernünftiger (logischer) Gottesdienst.

Die ihrem Glauben treugebliebenen Christen waren scharenweise in ein furchtbares Gefängnis geschleppt worden, nach dem Turm „Constance“ zu Aigues-Mortes in Süd-Frankreich. Schon der Name „Aigues-Mortes“, auf deutsch „Totes Wasser“, gibt eine Andeutung von dem in diesen Verließen herrschenden Elend. Die Häftlinge waren in einem Massengefängnis untergebracht, durch dessen gotische Fenster im Winter vom nahen Meer aus ein eisiger Wind strich, während im Sommer die Ausdünstungen der umliegenden Sümpfe bösartige Fieber erzeugten. Jahrzehntelang mußten viele hier schmachten, bis der Tod sie erlöste. Wohl gab es unter den Gefangenen einige, die noch ungefestigt waren und in ihren Leiden schwach wurden. Unser Bericht verschweigt auch solche Fälle nicht. Wahrhaft erquickend sind aber die – äußerlich gewiß nicht immer fröhlich gestimmten, aber doch eine feste Glaubenszuversicht ausströmenden Zeugnisse der Mehrzahl der meist weiblichen Gefangenen zu lesen.*)

*) Entnommen aus dem Buche: Marie Durand, prisonnière à la Tour de Constance (1730–1768) par Daniel Benoit, pasteur. Toulouse 1894. Auch die Sammlung von Jurieu: lettres pastorales, ist benutzt. Alles Nachfolgende ist entnommen aus dem Christlichen Volksboten aus Basel.

Wir beginnen mit dem Brief, den ein junger Mann namens Giraud am 12. Februar 1687 an seine Mutter richtete:

„Es drängt mich, Dir, meine sehr teure Mutter, noch einen kleinen Einblick in mein Inneres zu vergönnen, weiß ich doch nicht, wann die Stunde kommt, da ich zur seligen Ewigkeit eingehen darf. Man droht uns gegenwärtig unaufhörlich mit dem Tode. Dich und meine teuren Schwestern hat Gott in Seiner unendlichen Barmherzigkeit auf der Flucht beschützt und von den gelegten Fallen ferngehalten. Und noch mehr hat Er getan: Deshalb hat Er Euch in so wunderbarer Weise auf der Flucht aus unserem traurigen, tief unglücklichen Vaterland bewahrt und getragen, damit Ihr jetzt in vollen Zügen dankerfüllt Seinen heiligen Trost verspüren und genießen könnt. Was sollte ich Euch Größeres wünschen? Vergeßt sie nicht, diese Segnungen, diese unaufhörlichen Gnadenbeweise. Bittet, daß der HErr Zion erlösen möge, bittet für die armen Brüder, die Ihn verleugnet haben, bittet für die Gefangenen Jesu Christi. Bis jetzt habt Ihr mit Ehren bestanden, fahret fort und beharret bis ans Ende. Setzt Euer ganzes Vertrauen auf den HErrn und seid gewiß, Er wird Euch geben, was Euch nötig ist für dieses und für jenes Leben. Schaut nie rückwärts, denkt nicht an die zeitlichen Güter, die Ihr zurücklassen mußtet, macht's nicht wie das Weib des Lot! – Gewiß, es braucht viel Kraft und viel Gnade, um uns unser „Ich" ganz überwinden zu lassen und all die zarten Bande zu zerreißen, die uns mit den Unsrigen so innig verknüpfen. Aber es handelt sich um die Ehre des HErrn, um das Heil unserer Seele, – da wollen wir doch keinen Augenblick zögern, den schweren Weg unserer Pflicht freudig zu gehen. Wer nicht seinen Heiland mehr liebt als Vater, Mutter, Mann, Weib und Kinder, der kann nicht Sein Jünger sein. (Nun folgen im Brief einige Mitteilungen über den unlängst verstorbenen Vater des Schreibers; dann wird fortgefahren:) . . . . Der selige Heimgang meines Vaters hat mich erbaut und getröstet. Seine Geduld, seine Standhaftigkeit waren mir eine Ursache heiliger Freude; sie schenkten mir die sichere Gewißheit seiner jetzigen Glückseligkeit. So liegt es mir fern, über sein Abscheiden

betrübt zu ſein. Ich freue mich, gleich ihm abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein, welches mir ſo viel beſſer wäre. Tränen weine ich nicht, die ſpare ich auf für den traurigen, tief zu beklagenden Zuſtand unſerer Kirche, für die totengleiche Verſtockung meiner Brüder, für welche ich Tag und Nacht zum HErrn rufe. . . . ."

Das iſt ein ſolcher Hugenottenbrief.

Mit der Zeit wurde der Turm Conſtance mehr und mehr als Frauengefängnis beſtimmt. Eine reiche Fülle von alten Geſchichten umrankt heute noch wie eine Efeuhecke ſeine Mauern. Beſonders ſchlicht und ergreifend iſt unter dieſen Geſchichten der Bericht über eine junge adelige Chriſtin. Das Mädchen hieß Suzanne de Fontanes und war mit drei gleichfalls adeligen Geſpielinnen im Turm eingeſchloſſen worden. Da wurde die greiſe Mutter der jungen Gefangenen derart von Sehnſuchtsweh um ihr Kind ergriffen, daß es ſie nicht mehr in ihrer Heimat litt; ſie mußte noch einmal die geliebte Stimme ihrer Suſanne hören. Als Bettlerin verkleidet und von ihrer älteren Tochter, Madame de Rodier, begleitet, machte ſich die alte Mutter auf den Weg; um den Schergen der franzöſiſchen Regierung nicht aufzufallen, ging ſie von ihrem Schloſſe Anduze aus bis zum fernen Aigues-Mortes zu Fuß. Als nun die beiden Frauen nach vielen Gefahren und Mühſalen endlich den Turm Conſtance erreicht hatten, verſteckten ſie ſich hart an deſſen Mauer in einem niedrigen Gebüſch und ſangen dann, als der Abend hereinbrach, mit zitternder, von Weinen oft unterbrochener Stimme den Lieblingspſalm der jungen Suſanne. Sobald ſie begonnen hatten, hörten ſie, wie hinter den Gefängnismauern feierliche Stimmen den Pſalm mitſangen. Die Mutter war jetzt ſicher, daß ihr eingekerkertes Kind ihre Stimme vernehmen konnte, und laut rief ſie zum Turm empor: Suſanne – Suſanne! Da gab ihr eine unterdrückte Stimme zur Antwort: Mutter! Und für einen Augenblick tauchte im Kerkerfenſter ein bleiches Geſicht auf. Es war das letzte Mal, daß Frau von Fontanes die Stimme ihrer Tochter hörte und ihr Angeſicht ſah.

Gewiß, es iſt wehmütig, dieſes Bild aus den ſchwerſten Zeiten der Verfolgung. In ein vielleicht noch tieferes Elend

anderer Art, in innere Nöte, läßt uns ein ungefähr gleichzeitiger Brief schauen, aus welchem hier eine Stelle abgedruckt sein mag. Das Schreiben trägt weder Datum noch Unterschrift, doch zeigt es eine Männerhandschrift und ist an die Schwägerin des Schreibers gerichtet. Es lautet:

> Und nun, meine teure Schwägerin, lege Dich völlig in die Hand unseres HErrn. Sprich zu Ihm die Worte des verlorenen Sohnes aus dem Gleichnis: Ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich Dein Sohn heiße, denn ich wollte die Freiheit dieser Welt Deiner Schmach vorziehen und den Leiden, die Du mir hast senden wollen. Aber, HErr, ich bekenne meine Schwachheit und ich bitte Dich von ganzem Herzen um Vergebung. Mit Paulus will ich jetzt fröhlich sprechen: Ich ziehe hinauf gen Jerusalem, Bande und Trübsal warten meiner daselbst. — Das ist die Gesinnung, die ich Dir, geliebte Schwester, wünschen möchte . . . . .

In das an Entbehrungen und Nöten so überreiche Leben der Sträflinge im Turm Constance fiel ein heller Lichtstrahl, als im Sommer 1730 ein junges, kaum fünfzehnjähriges Mädchen als Gefangene eingeliefert wurde. Das Kind hieß Marie Durand. Während ihrer 38jährigen Gefangenschaft hat sie an ihre Verwandten und Freunde mit echt französischer Schreibseligkeit eine große Anzahl von Briefen gerichtet, deren Inhalt uns vom Leben und Denken der Hugenotten in lebensvoller Weise unterrichtet.

Marie wurde ums Jahr 1715 zu Le Bouchet (unweit des untern Rhonetales) als Tochter eines Gemeindeschreibers Etienne Durand geboren. Der Vater war Protestant und ein in seinem Glauben fröhlicher Mann. Heute noch ist das Familienhaus erhalten mit seinem Saal im Erdgeschoß, dessen Schmuck, ein mächtiger Kamin, die Inschrift trägt:

Lové soyt Dieu

1696

(Gott sei gepriesen!) Der Familienkreis war klein. Von der Mutter Maries hören wir nichts, mehr dagegen von dem fünfzehn Jahre älteren Bruder Pierre, der in Privas seine Rechts-

ſtudien machte. Des Mädchens Kindheit verlief ruhig unter der freundlichen Erziehung des Vaters. Marie erlangte eine in kleinbürgerlichen Kreiſen dazumal nicht gewöhnliche Bildung, ſie lernte gut, ja gewählt ſchreiben und auch kompliziertere Gedanken in Worte faſſen. — Die Hugenottenverfolgungen hatten im zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts nachgelaſſen, man atmete allerorts auf und glaubte der ſtillſchweigenden Duldung des evangeliſchen Gottesdienſtes ſicher zu ſein. Im Jahre 1718 öffnete der Vater Durand ſein Haus für religiöſe Verſammlungen, die der Sohn Pierre — damals noch Student — zu leiten pflegte. Anfangs verlief alles ungeſtört; eines Abends im Januar 1719 wurde aber das Haus von der königlichen Gendarmerie umſtellt, die Verſammelten ſtoben auseinander, und der Prediger, eben der junge Pierre, entwich in den nahen Kaſtanienwald. In ihrer Wut, den Hauptmiſſetäter nicht gefunden zu haben, ſchlugen die Soldaten im Durandſchen Hauſe alles kurz und klein. Mit dieſem Januarabend begannen die mehr als vierzigjährigen Drangſale der Durandſchen Familie. Alle öffentlichen Gottesdienſte wurden der evangeliſchen Bevölkerung ſtrenge unterſagt. Der Sohn Pierre Durand, damals noch eine ängſtliche Natur, glaubte, ſeiner Berufung als Prediger nur im Ausland genügen zu können und machte ſich auf, um in Genf eine ſichere Stätte zu finden. Die Verfolgung hatte gegenüber der früheren Zeit etwas humanere Formen angenommen, indem man die Hugenotten nicht daran hinderte, unter Verzicht auf ihre Habe außer Landes zu gehen. Da trat aber die ehrwürdige Patriarchengeſtalt des alten „Wüſtenpredigers“ Roger auf; er ſah mit prophetiſchem Blick voraus, daß der junge Pierre den „Chriſten in der Zerſtreuung“ dereinſt zu großem Segen ſein würde; er warnte den neunzehnjährigen Jüngling dringend davor, ſich einer augenſcheinlichen göttlichen Berufung zu entziehen. Pierre gehorchte dieſer Stimme; er verzichtete auf die ihm in Genf ſicher winkenden Ehren und „hielt ſich an Den, den er nicht ſah, als ſähe er Ihn“. Er wurde zu jenem tapferen glaubensſtarken Prediger, der alle Gefahren verachtete, wenn er mit ſeiner Verkündigung das oft ſchwache gläubige Volk ſeines Vaterlandes ſtärken und aufrichten konnte. Im Jahre 1724 erfolgte ein königlicher Erlaß, der allen evangeliſchen Predigern den Henkerstod in Ausſicht ſtellte, wenn ſie ſich bei der Leitung

von religiösen Versammlungen betreten ließen. Den bloßen Teilnehmern dieser Versammlungen war „ewiger Kerker“ angedroht. Auf der Synode vom 17. Mai 1726 wurde dann Pierre Durand durch Handauflegung von drei evangelischen Lehrern zum „Wüstenprediger“ ordiniert, und das Jahr darauf heiratete er die Notarstochter Anna Rouvier. Es begann nun für ihn das unstete Leben des Wüstenpredigers; Jahre folgten, in denen er wie ein Wild gehetzt wurde und die Seinen nur auf Augenblicke sehen konnte. Er wurde der Lehrer der ganzen Provinz. Bald weilte er im Norden, bald im Süden, einmal predigte er in den Einöden der Cevennen, dann sah man ihn wieder im Lärm einer großen Stadt auftauchen, wo ein Kranker nach ihm gerufen hatte; immer blieb er der Gleiche, ein Mann, der die Liebe Christi ausstrahlte und daneben von einem wahrhaft sonnigen Humor erfüllt war. Die Schergen der Regierung ruhten aber nicht; auf seinen Kopf hatte der Gouverneur der Provinz einen Preis gesetzt, und Schritt auf Schritt wurde Pierre beobachtet und verfolgt.

Bisher war seine Familie – Vater und Schwester – verschont geblieben. Marie Durand war zu einem jungen Mädchen emporgewachsen, dessen Klugheit, Willensstärke und Glaubensmut es zur Stütze des alternden Vaters machte. Seit 1730 war sie, obwohl erst fünfzehnjährig, mit einem gleichgesinnten Protestanten, Matthieu Serre, verlobt. Da brach das Unglück herein. Weil die Gendarmerie trotz aller Bemühungen des Bruders Pierre nicht habhaft werden konnte, griff sie zu dem grausamen Mittel, den alten Vater Etienne Durand zu verhaften; er wurde als Geisel für den flüchtigen Sohn in dem festen Schloß Brescou in Haft gebracht. Kurz darauf wurde auch Marie's Bräutigam ergriffen und gleichfalls nach Brescou in Haft gebracht. Am 28. Juni 1730 drangen die Schergen wiederum im Durandschen Hause ein; diesmal war es die fünfzehnjährige Marie, die verhaftet und bald darauf – ohne Urteil – in das Frauengefängnis im Turm Constance eingeliefert wurde. Die junge Gattin des wie durch ein Wunder noch immer freien Bruders Pierre war außer Landes gegangen, nach Lausanne.

Hier setzt nun der nachfolgende Briefwechsel ein.

24

Als die junge Marie Durand im Turm zu Conſtance eingeliefert wurde, fand ſie dort etwa zehn Schickſalsgenoſſinnen vor. Der einen von ihnen war kurz zuvor ein Kindlein geſchenkt worden, deſſen Taufe ein Ereignis in dem gleichförmigen Leben der Gefangenen bildete. Der katholiſche Pfarrer von Aigues-Mortes vollzog die Zeremonie. Taufpaten waren der Hauptmann der Beſatzungstruppe und eine Majorsgattin. Von Hand zu Hand ließ man ein an die junge Mutter gerichtetes Brieflein gehen, das der Gatte auf den Tag der Taufe geſandt hatte; es war einfach und ganz kurz; aber doch erfüllte es die Mutter mit wehmütiger Freude; wir ſetzen es hierher:

Meine ſehr teure Frau!

Eben habe ich Dein Schreiben erhalten und möchte gelehrt genug ſein, es Dir auszudrücken, wie glücklich es mich macht, daß Du und unſer Kindchen ſich wohlbefinden. Ich ſelber habe vierzehn Tage krank gelegen, aber jetzt – dem HErrn ſei Dank dafür – fühle ich mich beſſer und kann wieder ein wenig arbeiten. Ich bin nicht mehr in Iſſoire, ſondern jetzt bei Albeſa. Du bitteſt mich um ein wenig Geld, meine Teure. Bei allen unſeren Freunden habe ich angeklopft, aber keiner hat mir etwas leihen können. Schau, das iſt's eben, was mich krank gemacht hat, ſo krank, daß ich glaubte, ſterben zu müſſen. So kann ich Dir heute nichts ſchicken, weder viel noch wenig. Nicht wahr, wir wollen auch dieſe Sorge, wie alles, in die Hand unſeres HErrn legen? Er iſt reich und wird uns darreichen, was wir brauchen, wenn es Sein Wille iſt. Es iſt noch ein wenig Seide vorhanden, die Du eben fertiggeſponnen hatteſt, als man Dich ins Gefängnis holte. Ich will dieſe Seide Herrn Cam . . . ſchicken, vielleicht gibt er mir dafür Geld.

Ich habe Dich ſo ſehr lieb, mein teures Weib, und ſehne mich unabläſſig nach Dir. Dein treuer Gatte

Barthelemy Maurand.

Der briefliche Verkehr mit der Außenwelt war den Gefangenen eigentlich unterſagt, doch wurde es ſtillſchweigend geduldet, daß ſich faſt täglich ein junger Burſche aus Aigues-Mortes an den Turm heranſchlich und an deſſen Fuß ein verabredetes Zeichen

gab. Dann wurde an dem heute noch erhaltenen Flaschenzug ein Korb heruntergelassen, der die von den Gefangenen geschriebenen Briefe enthielt und, nachdem ihn der Bote geleert hatte, zur Beförderung der an die Gefangenen gerichteten Postsachen dienen mußte. Auf diesem Wege erhielt Marie Durand am 19. September 1730, fast ein Vierteljahr nach ihrer Verhaftung, den ersten Brief ihres Vaters, der auf der Festung Brescou als Geisel für den geächteten Sohn in Haft war. Der Brief lautet:

Meine Tochter!

Unser HErr hat es zugelassen, daß ich seit den ersten Tagen meiner Kindheit durch Leiden und Prüfungen aller Art hindurch mußte. Sie haben noch kein Ende, diese Leiden, sondern vermehren sich von Tag zu Tag. Aber trotzdem kann ich dem HErrn nur danken, denn nie, gar nie hat Er mich ohne Trost gelassen. Mein Vertrauen zu Ihm ist nicht gestört. Weder ich noch meine Familie haben in all unserem Unglück jemals Mangel leiden müssen.

Ich schreib' Dir das, mein Liebling, damit auch Du nicht betrübt oder verzagt seiest. Im Gegenteil, freue Dich Deines HErrn, singe Ihm im Herzen und laut, mit Deinem Gebet oder mit Psalmen und Liedern. Tue das zu jeder Stunde, ja in jedem Augenblick. Dann kann Dir der HErr Kraft und Mut geben, um alle Prüfungen zu ertragen und zu überwinden, dann kannst Du mit David sprechen: „Ich muß das leiden, darum gedenke ich Deiner vorigen Wunder." Nach den glücklichen Tagen, die Du einst verlebtest, sollst Du nicht so viel zurückschauen; denk' nur an Deinen Bruder Pierre. Auch er hat alles verlassen, Frau und Kinder, um für seinen HErrn zu arbeiten. Du weißt ja, öffentlich darf er sich gar nicht mehr zeigen – und doch hat er Mut und Vertrauen nicht verloren. Mach's wie er und sei mein tapferes Kind! Gott hat Dir doch große Gnade geschenkt, indem Er Dich zwei so liebe Schwestern wie die Damen de Traverse und de Boutières hat im Gefängnis finden lassen, von den vielen anderen ganz zu schweigen. Empfiehl auch uns, Deinen Bräutigam und mich, ihrer Fürbitte. Auch wir beten für Euch, wir beten auch für unsere

Feinde. Schenke ihnen doch der HErr die Gnade, daß sie ihr Unrecht einsehen; nicht das Unrecht, das sie uns getan, sondas viel größere, das sie sich selber zufügen.

Ich hatte das Brieflein beantwortet, das Du mir im vergangenen März, noch vor Deiner Gefangennahme, geschrieben hast; meine Antwort scheinst Du also nicht erhalten zu haben, auch das kurze Troſtwort wird verloren gegangen sein, das ich im Juli, gleich nach Deiner Verhaftung, an Dich gerichtet hatte. Dem Nachbar Boursarie habe ich geschrieben; er wird zu unserem Hause und zu unseren Sachen schauen.

Deinem Bräutigam geht's gut; er schläft bei mir in meinem Zimmer in einem recht ordentlichen Bett. Ihm wie mir schenke der HErr Vertrauen und Weisheit. Noch einmal, mein liebes Kind, sei geduldig.

Ich bleibe Dein treuer Vater Durand.

In diesem Schreiben lag ein kleines Billett, das Matthieu Serre, Marie's Bräutigam, an seine junge Braut richtete. Es lautet wie folgt:

Meine teure kleine Braut!

Ich schrieb Dir, um Dir zu sagen, daß ich Dich lieb habe, und Dich achte und daß ich tief betrübt bin über unsere Trennung und Dein Fernsein. Lange Zeit habe ich weder essen noch trinken können, — aus Schmerz um Dich. Ich wäre gewiß krank geworden, hätte nicht mein teurer, künftiger Schwiegervater mich durch seine liebe Gegenwart wieder aufgerichtet, hätte er nicht die Hoffnung neu belebt, Dich einst wieder sehen zu dürfen. Wie rührt mich die Sorgfalt und Liebe, mit der er uns beide, Dich und mich, umgibt. Gebe es der HErr, daß auch Du einen solchen Tröster findest. Ich kann nur seufzend und sehnend auf den Augenblick warten, da wir drei wieder vereint sind. Dein treuer Serre.

P. S. Noch eine Bitte, mein liebes, süßes Herzchen, empfiehl mich doch der Fräulein de la Chabannerie und den anderen Damen, mit denen Du im Turm Constance eingeschlossen bist. Ich bitte Dich, bei allem, was uns teuer ist, tröste mich bald mit einer Antwort, sag's mir, wenn Du irgend

etwas brauchen solltest. Fräulein de la Chabannerie habe ich gebeten, Dich unter ihren Schutz zu nehmen und Dich zu trösten; schau' sie als Deine Mutter an.

* * *

So ernst, ja so heilig auch die Veranlassung war, welche die Gefangenen im Turme Constance zusammenführte, so regierte doch – kaum ist's zu glauben – in den Kerkermauern nicht immer völlige Eintracht. Oft regte sich das leichte französische Blut, es gab harte Worte und Streit. Viele unter den Gefangenen waren zudem durch das lange Leiden verbittert worden. Auch diese dunklen Seiten dürfen wir nicht unerwähnt lassen, wenn's auch nur wäre, um die freudig und standhaft gebliebenen Märtyrerinnen in ein desto helleres Licht zu rücken. Diese betrübenden Zustände waren den „Wüstenpredigern" nicht unbekannt geblieben (mit „pasteur du désert" – Wüstenprediger – bezeichneten die mit dem Worte dienenden Brüder der bedrängten Gemeinden ihren Beruf); sie hatten kurz vor Marie Durands Ankunft an die Gefangenen folgenden Brief gerichtet:

Meine teuern Schwestern!

Glaubt's doch, daß die Leiden eines Gläubigen für ihn ein Ruhmesblatt sein sollen, ein Sieg; sie schaffen ihm zudem für sein inneres Wachstum einen großen Vorteil: die Leiden gestalten uns in das Bild des Heilandes hinein, dessen irdisches Leben ja nichts anderes war als eine lange Kette von Leiden. Unsere Prüfungen haben auch eine bewahrende Kraft, sie schützen uns vor gar manchen Versuchungen, denen wir auf ebener, dornenloser Straße ausgesetzt wären. Ohne Leiden bleiben wir auch ohne Trost, erst durch Leiden erringen wir den Sieg und finden unser Glück. Tragt also die Leiden in Geduld, beugt Euch freudig unter den Willen des HErrn, denkt immer daran, daß Ihr hier unten weilt, um durch Euern Wandel unseren großen HErrn zu verherrlichen und Seine Kirche aufzubauen; – das gehört mit zu den Pflichten der treuen Diener unseres Heilandes. Immer müßt Ihr es Euch vor Augen halten, liebe Schwestern: Ihr werdet um der Gerechtigkeit willen verfolgt; aber durch Untreue könnt

Ihr trotzdem der großen darauf stehenden Verheißungen verlustig gehen. . . .

Der Briefschreiber erörtert nun im einzelnen den unter den Frauen entstandenen Streit, und fährt dann fort:

Ihr wißt es wohl, daß auch zu uns die Kunde gedrungen ist, wie bei Euch nicht alles ist, wie es sein sollte. Damit habt Ihr den Gegnern unserer Kirche ein großes Ärgernis bereitet und habt die betrübt, welche Euer Ergehen unausgesetzt beobachten und die Euch so gerne in Euren Nöten und Leiden helfen möchten. Im Namen Gottes rufe ich Euch zu, liebe Schwestern, es darf so nicht weiter gehen! Tut ihn hinweg, diesen Geist der Zwietracht; eine trage der anderen Fehler; hütet Euch davor, wegen eines Nichts, einer Kleinigkeit, eines unfreundlichen Wortes die Verbindung mit dem HErrn und den Frieden Eurer Seele zu stören. Gebt Euch mit guten, mit heiligen Dingen ab. Nährt Eure Herzen mit Gottes Wort, laßt Euch nicht von Trugbildern umgaukeln, die so schnell in ein Nichts zerfließen. Nur Gottes Wort kann uns weise und zu jedem guten Werk geschickt machen.

Der Gott des Friedens sei mit Euch! Der Geist alles Trostes ergieße sich reichlich auf Euch. Wir bitten zu Gott, daß Er Eure Leiden verkürze und dereinst Euch dafür die Krone des ewigen Lebens gebe! Amen.

Mitten in diese im Turme von Aigues-Mortes herrschende Not war nun die junge Marie Durand, damals noch fast ein Kind, hineingestellt worden. In ruhigem Ton beschreibt sie ihrem Vater den unheimlichen Eindruck, den die in Kümmernis und gegenseitigem Groll gleichsam versteinerten Gesichter der Mitgefangenen auf sie gemacht hatten. Sobald sich das schwere Kerkertor hinter ihr geschlossen hatte, sank sie auf ihre Knie und bat den HErrn um Seine besondere Gemeinschaft für die kommende Zeit; damals glaubte sie noch, für ein paar Tage oder höchstens Wochen eingeschlossen zu sein, — sie ahnte nicht, daß sie lange achtunddreißig Jahre im Kerker verbleiben müsse!

Das Gefängnis bestand aus zwei kreisrunden, übereinanderliegenden Sälen; in der Mitte war die Feuerstelle und darunter befand sich eine breite Öffnung, in welcher eine steile Treppe angebracht war, um den oberen und unteren Raum zu verbinden;

die Betten der Gefangenen berührten mit ihrem Kopfende die runde Umfassungsmauer und ragten in den Saal hinein. So haben wir uns die Stätte der künftigen Wirksamkeit Marie Durands zu denken. In der Tat darf man von einer „Wirksamkeit" reden, denn gleich bei ihrem Eintritt machte sich das junge Mädchen nützlich. Es erwies den Ärmsten, so gut es vermochte, kleine Liebesdienste, es tröstete sie, betete mit ihnen, besorgte ihre Korrespondenz und bald war es der Engel des Turmes Constance geworden; ein merkwürdiger, stiller Einfluß ging von ihm auf all die verhärteten Gemüter aus. Die „Wüstenprediger" hatten künftig keinen Anlaß mehr, zur Eintracht zu mahnen. Es ist rührend, zu beobachten, wie Marie Durand in ihrem neuen Wirkungskreis sich über den Verlust von Vater, Bruder und Bräutigam hat trösten dürfen; ihre jetzige Pflicht, den Mitgefangenen als Magd, Freundin, ja als geistliche Mutter dienen zu dürfen, schien ihr völlig zu genügen und sie sogar glücklich zu machen.

Was mittlerweile in der Außenwelt unter den Glaubensgenossen vorging, erfuhr man im Turm Constance durch die bereits geschilderten Postverbindungen zumeist nach kurzer Frist. Vieles wußte auch die Schwiegermutter des Predigers Pierre Durand, des Bruders von Marie, zu erzählen. Die alte Frau war als Geisel in den Turm verbracht worden, woselbst sie durch ihre Persönlichkeit ein nicht eben erfreulicher Zuwachs der Gefangenen wurde. Ein harter, immer unzufriedener und mißvergnügter Charakter, hatte sie schon die Verbindung ihrer Tochter mit Pierre Durand, dem Wüstenprediger, nur höchst ungern gesehen. Als nun das Unheil hereinbrach, der Schwiegersohn geächtet wurde, die Tochter nach Lausanne fliehen mußte und zuletzt auch sie, obwohl sie sich zum Zeugnis des Glaubens äußerst lau verhielt, in den Kerker kam, war sie über ihr Geschick fast fassungslos und erschöpfte sich unausgesetzt in harten Klagen über Pierre Durand, der ihr böser Stern gewesen sei. Mit der zornmütigen alten Dame war Marie Durand eine neue, schwierige Aufgabe erwachsen; zuletzt wurde aber auch dieses harte Herz weich; der Märtyrertod des Schwiegersohnes hatte ihr tiefen Eindruck gemacht und ihren Blick über die Zeit mit ihren Leiden und Enttäuschungen auf die große Ewigkeit hingelenkt.

Pierre Durand hatte bis 1732 mit bewundernswertem Mut und großer Treue seinem Predigerberufe gelebt. Die Briefe, die er seiner fernen in der Schweiz lebenden Gattin schrieb, sprechen weniger von den Leiden der Verfolgungszeit, sondern sind der Ausdruck seiner fröhlichen Glaubenszuversicht. Die Predigersfrau war offenbar eine einfache, trockene Natur, die den Feuergeist ihres Gatten nie so recht verstanden hat. Ihre Briefe reden zumeist von äußeren, praktischen Dingen, von den Bedürfnissen der Kinder, die sie in Frankreich zurückgelassen hatte, vom Wetter, von Reiseplänen usw. Pierre Durand hat sich Mühe gegeben, seine Antworten so viel als möglich auf dem geistigen Niveau der Gattin zu halten. Da konnte er ihr z. B. im Januar 1732 erzählen:

„. . . . Am 24. dieses Monats besuchte ich endlich unser kleines Mädchen und auf dem Hinweg war ich so glücklich, seine Patin anzutreffen, die es gleichfalls aufsuchen wollte; so reisten wir zusammen. Die Kleine hätte gewiß auch Dir viel Vergnügen gemacht. Sie plaudert wie ein Papagei und beginnt schon kleine Schrittlein zu machen. . . . . Abends war ich dann bei unserem lieben Söhnlein, dem's womöglich noch besser geht als dem Schwesterlein. — Das Land liegt tief im Schnee, stellenweise ist er drei Spannen hoch gefallen, das ist auch ein Grund, daß ich vorläufig nicht in die Berge der Dauphiné reisen kann. Der HErr ist's, der es so gefügt hat; durch Seine Gnade geht ja alles, wie es geht. Nun leb' wohl, du liebes Kind. Ich kann Dir nicht aussprechen, wie teuer Du meinem Herzen bist. Noch einmal leb' wohl! Der HErr segne Dich; er schenke mir bald das Glück, Dich in meine Arme zu schließen. Ich sehne mich nach Dir. Über meine Gesundheit habe ich nichts geschrieben, ich kann nicht darüber klagen. Wie verbringst aber Du diesen harten Winter? Fehlt's Dir auch wirklich an gar nichts? Hast Du warme Kleider? Bekommst Du genug zu essen? Sag mir's im nächsten Brief. Geld schicke ich Dir heute keines; ich mußte alles für die Pension unserer Kinder ausgeben. Hab' keine Angst wegen unseres Buben; er ist dick wie ein Mehlsack und schläft gut. Der HErr schenke es, daß er einst im

späteren Leben nicht eine Schlafmütze werde, sondern ein aufrechter, tapferer Mann."

Wenige Tage später saß Pierre Durand auf seinem treuen Roß, einem Rappen; er war unterwegs nach dem Städtlein Vernoux, auf dessen Brücke er die Rhone überschreiten wollte, um im Osten des Landes das Evangelium zu verkünden. Es war zehn Uhr nachts, als er nach einem langen Ritt durch Schnee und Eis hoch über der Rhone Halt machte und absaß, um zu Fuß durch ein kahles Kastanienwäldchen den Hang hinunter zum Fluß zu gehen. Es war ihm unbekannt geblieben, daß er schon tagelang von den Häschern des Gouverneurs in der Stille beobachtet und verfolgt worden war. Jetzt traten drei Männer in der Uniform der königl. Gendarmerie auf ihn zu und führten ihn zu dem in der Nähe stehenden Offizier, der ihn höflich fragte, ob er Herr Durand wäre. „Ja, mein Herr, ich bin es; jetzt weiß ich auch, daß meine Stunde da ist, um aus dieser Welt ins Vaterhaus droben einzugehen", war Durands Antwort. Man untersuchte seine Satteltaschen und fand außer einem kurzen Brieflein an seine Gattin nur eine Bibel, einige theologische Werke und ein paar noch unausgefüllte Trauscheine. Von den Soldaten geleitet, wurde darauf der Gefangene unter Beobachtung aller Höflichkeitsregeln ins nahe Vernoux gebracht, wo übernachtet wurde; tags darauf gings weiter nach Tournon. Hier schrieb Durand in Eile folgendes Billett:

. . . . Jetzt ist mein Lauf vollendet. Mit des HErrn Hilfe werde ich die Botschaft, die ich gepredigt, bald mit meinem Blut besiegeln dürfen. Bittet ihr alle den HErrn, Er möge mir meine Sünden nicht anrechnen, mich durch Seinen Geist heiligen und in den Prüfungen, die ich kommen sehe, tragen und stützen. Ich preise Ihn, daß ich auch jetzt noch für Ihn zeugen darf. Er hat mir die Kraft gegeben, es offen bekennen zu dürfen, wer und was ich durch Seine Gnade bin. Nur in Seiner Liebe möchte ich in meinem letzten Stündlein stehen. Jetzt übergebe ich euch Gott und dem Wort Seiner Gnade. Denkt an meine arme Frau und an meine teuren kleinen Kinder, die bald als Waisen dastehen werden.

Den Gang des Prozesses, der in Montpellier geführt wurde und am 22. April mit Durands Verurteilung zum Tode endete, übergehen wir. Die Anklage war nicht gegen Durands religiöses Bekenntnis gerichtet, sondern nur gegen sein „eigenmächtiges, die Ruhe und Ordnung von Kirche und Staat gefährdendes Vorgehen"; daß er selbständig Taufen vornahm und Ehen schloß, war sein Verbrechen. Offenbar lag hierin eine kluge Absicht der Richter: Man wollte den Prediger nicht zum Märtyrer stempeln, das gönnte man den Gläubigen nicht; – als zum Tode verdammter Unruhestifter erschien er dagegen nicht im Glorienschein des Bekennertums.

Als das Todesurteil verkündet wurde, rief Durand: „Ich preise meinen großen HErrn. Er überschüttet mich förmlich mit Gnade, und jetzt ruft Er mich zur ewigen Seligkeit." Als einzige Gnade, um die er nach altem Brauch seine Richter bitten durfte, nannte er die Freilassung seines Vaters, seiner Schwiegermutter und seiner jungen Schwester. Auf dem Gang zum Galgen sang er den 51. Psalm mit so lauter Stimme, daß der Trommelschlag der Bedeckungsmannschaft übertönt wurde.

* *
*

Der letzten Bitte des Märtyrers hatte das Gericht keine Folge gegeben. Marie Durand blieb im Kerker, sie blieb dort bis in ihr 53. Lebensjahr. Der Bruder war hingerichtet worden, den Bräutigam hatte sie verloren; der alte Vater war gestorben, auch die Witwe Durands mit ihrem Söhnlein hatte fern von der Heimat ihr Ende gefunden. Maries einziges Lebensziel war jetzt die Erziehung ihrer Nichte, des Töchterleins von Pierre Durand. Das Kind lebte in Lausanne in ärmlichen Verhältnissen und stand unter der Obhut einer braven französischen Handwerkerfamilie. Während zwei Jahrzehnten hat die Tante an dieses Mädchen eine lange Reihe von Briefen gerichtet, die, von ihrem köstlichen, erquickenden Inhalt abgesehen, als klassische Beispiele der französischen Briefschreibekunst dastehen könnten. So konnte sie dem Kind schreiben:

... Denk Dir, auch wir haben jetzt eine Kleine bei uns im Kerker; sie ist zwölf Jahre alt und wie Du das Töchterlein

eines Märtyrers. Sie ist so bescheiden und so drollig, daß sie unser aller Liebling geworden ist. Wie oft höre ich nicht rufen: „Ach, das liebe Kind, man spürt's ihm an, daß es Fräulein Durand ist, die sich seiner annimmt!" Und mich hat es so lieb, als ob ich sein eigenes Mütterlein wäre, könnte ich doch nur auch dir ein wenig meine Liebe beweisen, mein Töchterlein! Ich würde Dich auf Deine Wange tätscheln und dann, — was täteſt Du? — du nimmst einen mächtigen Satz, fällst mir um den Hals und umarmst mich, genau so, wie's unsere Kleine macht. Nicht wahr? Aber daneben würde ich Dich auch als Dein Mütterlein erziehen, auch strafen, wenn's not tut. Der HErr schenke es uns, bald vereinigt zu werden, halt Dich brav und sei geduldig, trag Sorge, daß man nicht von Dir sage: „Sie weigert sich der Züchtigung des Allmächtigen." Lies oft in der Schrift; sie zeige Dir den Weg zum Frieden. Denk auch ein wenig an deinen seligen Vater, wie ihn alle lieb gehabt haben.

Aus einem anderen Brief:

Heute ging das Gerücht, daß acht Verbrecher durch des Königs Gnade in Freiheit gesetzt worden seien; da dürfen auch wir hoffen, bald aus dem Kerker zu kommen. Man betet viel für unsere Befreiung. Noch verlautet aber davon kein Wort. Sei indes nicht traurig, mein Herzenskind. Die Zeit vergeht gewiß langsam und von Natur sind wir alle gar ungeduldig; immer wieder lehnt sich unser Fleisch gegen dunkle Führungen auf. Wir wollen aber auch solche Regungen in den Tod geben, wir wollen zu denen gehören. die „das Himmelreich an sich reißen". Nach dem Himmelreich, nur nach ihm, wollen wir trachten, dann wird uns das Übrige von selber zufallen. Wir geben so gern unsere eigenen Wege; wir wollen sie aber aufgeben und den Weg unseres HErrn einschlagen. Immer noch hat der HErr das geschlagene Zion wieder getröstet; Er wird Sich auch über uns erbarmen, wenn wir Ihn darum bitten. Helle, fröhliche Tage werden auch für uns kommen: Wie wollen wir uns dann umarmen und uns freuen! Mein einziger Erdenwunsch ist der: Mein Kind sehen zu dürfen, das ich so viel, viel lieber habe als mich selber. . . .

. . . Du ſagſt, mein Liebling, meine Briefe wären ſo ſchön, ſo „phantaſiereich“; das ſind ſie nicht. Ich ſchütte nur mein volles Herz in ihnen aus, niemals ſtudiere ich darüber oder mache gar ein Konzept. Streu mir nur keinen Weihrauch! Du ſchadeſt mir gewiß noch mit deinen Lobſprüchen, Du machſt mich eitel. – Ja, es iſt wahr: ich habe das Glück, geliebt und von keinem gehaßt zu ſein. Iſt das aber ein Verdienſt? Nein, es iſt einzig meines HErrn Gnade; Er hat mir's geſchenkt, mich für meine Bitterniſſe zu tröſten. . . .

Über Marie Durands weitere Lebensſchickſale iſt nicht viel bekannt; Im Jahre 1762 hatte das Gericht von Toulouſe den evangeliſchen Kaufmann Jean Calas als Mörder ſeines Sohnes zum Tode verurteilt und hingerichtet. Bald nachher kam durch die Bemühungen Voltaires die Unſchuld des Hingerichteten an den Tag; der Juſtizmord wurde allgemein als religiöſer Fanatismus der Katholiken hingeſtellt und das geſamte evangeliſche Europa begann ſich für die franzöſiſchen Hugenotten zu intereſſieren. Damit hörten in Frankreich die Verfolgungen auf, Langſam öffneten ſich die Kerkertore, eines nach dem anderen; Ende März 1768 fanden auch die Gefangenen von Aigues-Mortes, mit ihnen Marie Durand, ihre Freiheit wieder.

Die körperliche Kraft der tapferen Zeugin war aber durch die 38jährige Kerkerhaft gebrochen, Sie zog ſich mit einer kleinen Penſion in ihr Vaterhaus zu Le Bouchet zurück. Im Sommer 1776 durfte ſie heimgehen, um zu ſchauen, was ſie geglaubt hatte.

Vom Meister abgerufen.

Der Meister ist da und ruft dich. Joh. 11, 28.

Mitten aus seinem gesegneten Erdentagewerk rief Gott unsern Bruder, den Forstmeister Eberhard von Rothkirch und Panthen, heim am 15. Dezember 1911 um 10 3/4 Uhr vormittags, im 60. Jahre seines Lebens. Nach zweitägigem Unwohlsein entschlief er, da niemand es erwartet, in seinem Sessel, in jenem Zimmer, welches seit mehr als zwei Jahrzehnten sein bescheidenes Heim bildete. Für viele Menschen ist dieser Raum die Geburtsstätte ihres neuen Lebens geworden, der Ort, wo sie die erste Begegnung mit Jesus, dem gegenwärtigen Sohne Gottes, hatten.

Die Schlacht von Sedan war am Nachmittage des 1. September 1870 im Erlöschen, als bei den letzten Kämpfen am Gehölz von Garennes der Fähnrich im 5. Jägerbataillon, Eberhard von Rothkirch, durch einen Schuß unter der rechten Kniescheibe schwer verwundet wurde. Er wurde folgenden Tages in einem Häuschen im Dorfe Floing untergebracht; einige Tage später stellte sich der Brand in dem verwundeten Beine ein. Der Vater war inzwischen aus der Heimat gekommen; in seiner Gegenwart wurde das Bein im Kniegelenk amputiert. Es folgten Monate schweren Leidens. Auch nachdem der zu Haut und Knochen abgemagerte Verwundete glücklich heimgebracht worden war in das ferne Elternhaus, schwebte sein Leben noch lange in Gefahr. Eine neue Operation wurde nötig — dann erst begann die Genesung. Aber wunderbar — während die Eltern in banger Sorge den Tod nahe an dem Lager ihres geliebten Sohnes stehen sahen, beschäftigte dieser selbst sich nie

mit der Ewigkeit und dem Sterben. Die Frage, was mit ihm werden würde, wenn er in die Ewigkeit ginge, berührte ihn gar nicht. Er war ein Kind der Welt. Seine Sünden bedrückten ihn nicht, obwohl er nicht geleugnet haben würde, daß sein Leben viele Sünden umschloß. Er hatte gar keine Neigung, an derartige Dinge zu denken. Es gefiel Gott, dies Leben zu erhalten. Eberhard von Rothkirch genas; inzwischen zum Offizier befördert, nahm er an dem Siegeseinzug seines Truppenteils am 2. Juni 1871, freilich noch im Wagen sitzend, mit Jubel des Herzens teil. Später ersetzte ein künstlicher Fuß das abgenommene Bein. Das Leben gewann wieder seinen vollen Reiz; die wiedergekehrte Kraft und der neu eröffnete Weg in das Forstfach gaben seinem Leben neue Ziele und Hoffnungen. So schien es, als würde dies Leben sich in den irdischen Dingen und für irdische Ziele und Wünsche verzehren. Jahre vergingen. Da führte sein Weg ihn in persönliche Berührung mit lebendigen Christen. Es war jene Zeit, in welcher in Berlin der Christliche Verein junger Männer gegründet wurde. Er lernte Menschen kennen, welche etwas besseres kannten als Dienst, Ehre, Geld und Zerstreuung. Gottes Weisheit und Liebe führte unseren Rothkirch weiter in Berührung mit betenden Gotteskindern; er wurde davon überführt, daß das Vertrauen auf Gottes Verheißungen, das Gebet des Glaubens wirklich die Kräfte der unsichtbaren Welt bewegte. Es war ein langsamer Weg, Jahre des allmählichen Erwachens. Er fing an die Bibel zu lesen als die Botschaft Gottes. Das neue Leben begann. Er wußte selbst nicht genau, wann er's erlebt hatte, aber es kam der Tag, an welchem er nicht mehr sagte: „Jesus ist der Heiland!" sondern er bezeugte: „Jesus ist mein Heiland;" Er war dem Sohne Gottes begegnet, er konnte in Wahrheit bezeugen: „Ich kenne den HErrn! Die allmächtige Gnade hatte ihn aus dem Banne der Welt herausgerettet. Nun wußte er sich für ewig versöhnt, von allen Flecken der Schuld gewaschen mit dem Blute des Lammes Gottes, nun hatte er einen Stab des Glaubens für das Leben in der Zeit, einen leuchtenden Stern gewisser Hoffnung für die Ewigkeit.

So hat er selbst die Geschichte seiner Bekehrung erzählt.

Jene Verwundung brachte ihm vor vier Jahren noch einmal eine Zeit tiefer Prüfung, großer, körperlicher Schmerzen. Die alte Amputationsstelle war oft wund, es stellten sich Eiterungen ein.

So wurde eine neue Amputation erforderlich, der Oberschenkelknochen wurde ein Stück gekürzt, um eine bessere Heilfläche zu gewinnen. Er war etwa zwei Monate im Krankenhause. Es gab in dieser Zeit eine Reihe von Tagen schwerster Schmerzen. Sein heißes Flehen war: HErr, laß mich nicht wankend werden im Glauben! HErr, laß mich Dir Ehre machen! Der HErr schenkte ihm dann volle Genesung und jugendliche Frische.

Eins der besonderen Werke, die der HErr ihm anvertraut hatte, waren die Bibelstunden für Offiziere, welche allvierzehntägig im Saale des Michaelhospizes stattfanden. Keiner der Beteiligten wird vergessen, wie Rothkirch da in der Mitte dieses Kreises saß, in welchem alle ihre Bibel aufgeschlagen vor sich hatten. Das letzte Mal tat er diesen gesegneten Dienst am Dienstag den 12. Dezember.

Drei Tage zuvor saß er in voller Frische in dem Hause eines gläubigen Offiziers in einem größeren Kreise glücklicher Kinder Gottes. Man war dort zur Schriftbetrachtung und zum Gebet zusammengekommen. Es war von dem Ruhen in der Liebe Gottes die Rede. Kurz zuvor war das kleine Töchterlein des Hauses gefallen. Aber als die Mutter die Tränen getrocknet hatte, war die volle Kindesfreude schnell hergestellt, alles Leid war vergessen. Daran knüpfte unser Bruder an und sprach von diesem völligen Vertrauen, von diesem ungetrübten Glück, zu welchem wir berufen sind als Kinder Gottes, um in der Gnade zu ruhen.

Manchem unserer gläubigen Offiziere ist Forstmeister v. Rothkirch ein väterlicher Freund und manchem der Wegweiser zu Jesu und zum Frieden gewesen! Zu dem, was er an jenem Abend sagte von sorgenfreiem, fröhlichem Vertrauen auf den HErrn, gehörte sein freundliches Angesicht und sein liebevolles, klares Auge notwendig dazu, um den Eindruck hervorzubringen, der Herzen ermutigt und erquickt.

Die tiefsten Beziehungen des Herzens eines Gläubigen zu seinem großen HErrn sind vor Menschen verborgen. Was der HErr in Seiner unaussprechlichen Treue und zarten Fürsorge mit all Seiner Geduld, mit all Seinen Erquickungen und Tröstungen für unser Herz war auf dem langen Erdenwege, und mit wieviel demütigem Dank und Lob wir Ihn geehrt haben — das weiß nur Er. Aber das eine dürfen wir wohl von unserem heimgegangenen Bruder sagen: Er war ein Mann des Gebetes und hat tatsächlich viele

Stunden Seiner Tage im stillen Umgang mit seinem HErrn zugebracht. Er liebte und ehrte das Wort Gottes, in welchem er die Quellen seiner Weisheit und die Bewahrung seines Weges fand. Es ist ein Wort aus Rothkirchs Munde: „Mein lieber, junger Freund, lesen Sie täglich Ihre Bibel, um Ihren Gott und Seine Liebe zu Ihnen und Seinen Willen kennen zu lernen." Von seinem inneren Leben zeugen auch die Bestimmungen, welche er getroffen hatte über sein Grabkreuz, dessen Vorderseite die Worte tragen sollen: „Das Los ist mir gefallen aufs Liebliche, mir ist ein schön Erbteil worden."

Einer seiner ihm nächststehenden Freunde sagte nach seinem Heimgang über ihn das Folgende: „Und weil ich zu der Schar derer gehöre, denen er Führer zu Christo war — einst dem jungen Studenten vor 16 Jahren —, darum drängt's mich, seinen Namen nach seinem Heimgang voll Lob und Dank zu nennen. Er hat mich einst vor Jahren auf dieses Wort mit seiner gewaltigen, poetischen Kraft hingewiesen: „Die Ihn aber lieb haben, müssen sein, wie die Sonne aufgehet in ihrer Macht!" Aber kaum hätte sich das mir so tief eingeprägt, wenn nicht sein Leben, sein demütiges, liebestrahlendes Christenleben, eine wunderbare Verwirklichung dieses Wortes gewesen wäre: „Die Ihn aber lieb haben, müssen sein, wie die Sonne aufgehet in ihrer Macht!" — Es strahlte und leuchtete aus diesem Menschenleben von jenem wunderbaren Gottesleben, das wohl in Christo offenbar wurde, das aber stumpfe Menschenaugen gewöhnlich erst dann sehen, wenn es ihnen in einer menschlichen Persönlichkeit entgegentritt. Das war das Geheimnis der Seelsorge dieses Mannes, der keinen Morgen vergehen ließ, ohne von 6 bis etwa 1/2 9 Uhr allein mit seinem Gott zu sein, sich in Sein Wort zu versenken, und die vielen, vielen, die auf seinem priesterlichen Herzen lagen, täglich mit Namensnennung vor Gott zu bringen. Ich weiß, daß so 16 Jahre hindurch mein Name genannt wurde — vor Gott!" —

Wer ihm durch die letzten zwölf Jahre nahestehen und von Zeit zu Zeit Zeuge sein durfte seines Dienens mit dem Worte Gottes, der empfing Eindrücke davon, daß in seinem inneren Leben kein Stillstand war, kein Befriedigtsein von einer erreichten Stufe der Erkenntnis, sondern da war Wachstum, Vertiefung,

wachsende Klarheit und Entschiedenheit, die ihn in immer reicherem Maße befähigte, anderen zum Segen zu dienen. Immer klarer hob sich vor seinem Auge ab die wachsende Macht der Finsternis inmitten unseres geliebten deutschen Volkes, der Ernst des großen Kampfes zwischen Jesus und Satan, in dessen Mitte wir stehen als verantwortliche Zeugen der rettenden Gnade Gottes.

Wir freilich ahnten nicht, daß der Meister mit der Ausgestaltung Seines Bildes so nahe am Ziele war; er selbst ahnte es auch nicht, wie eine seiner Äußerungen zwei Tage vor seinem Heimgang klar erwies. — Sein Christentum hatte nichts von Sentimentalität an sich, er war ein Mann der frischen Tat, der freudigen Kraft, des ungebeugten Mutes. Das war er bis zum Schlusse seines Erdendienstes; gerade durch dies Stück seiner christlichen Persönlichkeit, das ungebeugte, freudige Vertrauen auf den HErrn, konnte er vielen dienen, um manches geknickte Rohr vor dem Zerbrechen und manchen glimmenden Docht vor dem Erlöschen zu bewahren.

Sicherlich, mancher, dem er Wegweiser und Berater war, wird an Eberhard von Rothkirch gedenken, wenn er das Wort liest: „Gedenket eurer Führer, die euch das Wort Gottes verkündigt haben, und, den Ausgang ihres Wandels anschauend, ahmet ihren Glauben nach.“ (Hebr. 13, 7.)

Nur noch ein wenig Arbeit, Kampf und Last,
Nur noch ein wenig Tränen, dann die Rast;
Dann Sieg und Herrlichkeit bei meinem HErrn,
Ja, ew'ge Freude, du bist nicht mehr fern.

Die Tage schwinden schnell, die Zeit entflieht,
Bald stimm' ich droben ein ins neue Lied.
Als Jesu bluterkauftes Eigentum
Sing ich des ew'gen Königs ew'gen Ruhm.

Bald ist das Erdentagewerk getan,
Welch sel'ge Scharen gingen schon voran!
Ins Vaterhaus führt mich mein Jesus ein,
Wie köstlich wird der Tag der Heimkehr sein!

Schuldbewußtsein und Gnade.*)

Wenn Gott herabblickt auf die Erde, so sieht Er eine abgefallene Welt, eine schuldbeladene Menschheit. So lesen wir: „Jehova hat vom Himmel herniedergeschaut auf die Menschenkinder, um zu sehen, ob ein Verständiger da sei, einer, der Gott suche. Alle sind abgewichen, sie sind allesamt verderbt; da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer" (Ps. 14, 2. 3). Im Neuen Testament hören wir, „daß die ganze Welt dem Gericht Gottes verfallen sei", „denn alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes" (Röm. 3, 19. 23).

In diese abtrünnige Welt, die Gott also geliebt hat, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für sie dahingegeben, kam Jesus Christus, „um zu suchen und zu retten, was verloren ist" (Luk. 19, 10). Aber ach, wie wenige Menschenkinder wollen es erkennen, daß sie „verirrt" sind und „verloren", um sich „suchen" und „retten" zu lassen. — Als der Heiland der Welt öffentlich auftrat, da predigte Er: „Tut Buße und glaubet dem Evangelium!" (Mark. 1, 15.) Aber wie wenige sind es im Verhältnis zur großen Masse der Menschen, die sich in wahrer Buße, im ernsten Selbstgericht vor Gott über ihre Sündenschuld beugen! Und darum sind es auch so wenige, die das Evangelium, die gute und frohe Botschaft von der Liebe Gottes und von Seiner Erlösung zu ihrem Heil zu Herzen nehmen. Ja, nur der Verirrte läßt sich finden und führen, nur der Verlorene

*) Aus dem Kalender „Botschafter des Friedens" für 1912.

sich retten; nur der Kranke kommt zum Arzte, nur der Durstige zum Wasser.

In der bekennenden Christenheit, der doch Gott schon durch das Gesetz von Sinai und durch Sein ganzes Wort Seinen heiligen Willen kundgetan hat, gibt es gleichfalls nur eine verhältnismäßig gar kleine Zahl, die erkennen, daß sie Sünder sind und sich im Gefühl ihrer Schuld vor Gott beugen, um Gnade zu finden. Ja, es gibt in unseren Tagen in der Christenheit Tausende von sogenannten Gebildeten und Ungebildeten, die überhaupt leugnen, **daß es Sünde gibt,** so sehr haben sie ihr Gewissen vergewaltigt und verstockt! Die Stimme des großen und ewigen Richters wird sie aufwecken und richten. Überhaupt sehen wir unter den christlichen Völkern das Bewußtsein des Unterschieds von Recht und Unrecht, von Lüge und Wahrheit schwinden. Es ist dies ein ernstes Zeichen der Zeit. Wie groß und schwer müssen schon die zeitlichen Gerichte sein, die über die Länder und Völker der Namenchristenheit kommen werden! Wir können das aus dem Gerichte schließen, das über das abtrünnige Volk Israel gekommen ist. — Ernster aber als die kommenden zeitlichen Gerichte über die Völker und Länder ist das ewige Gericht Gottes, das über die christlichen Bekenner kommen muß, die in ihren Sünden sterben. Gott ist gerecht; der HErr sagt uns: „Jener Knecht, der den Willen seines Herrn wußte und sich nicht bereitet, noch nach seinem Willen getan hat, wird mit vielen Streichen geschlagen werden;" denn „jedem, dem viel gegeben ist — viel wird von ihm verlangt werden; und dem man viel anvertraut hat, von dem wird man desto mehr fordern" (Lukas 12, 47—48).

Gott hat uns nicht nur in Seinem Worte mitgeteilt, daß Er „Licht ist und gar keine Finsternis in Ihm ist", Er hat uns auch gesagt, was wir alle frühe schon erfahren, daß unsere „Herzen böse sind von Jugend auf", „verderbt", „trotzig und verzagt", daß aus ihm „arge Gedanken kommen". Er hat uns nicht nur sagen lassen, „daß Ungerechte das Reich Gottes nicht ererben" (1. Kor. 6, 9—10; Eph. 5, 5—6; Gal. 5, 21), Sein Wort sagt uns auch, daß „von jedem unnützen Worte, das irgend die Menschen reden werden, sie Rechenschaft geben werden am Tage des Gerichts" (Matth. 12, 36). Der HErr sagt uns ferner in Seinem Worte, daß „wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, schon Ehebruch mit ihr begangen hat in seinem Herzen"; daß „wer irgend zu seinem Bruder sagt: Du Narr! der Hölle verfallen sein wird"; daß, „wer seinen Bruder haßt, ein Mörder ist" (Matth. 5; 1. Joh. 3, 15). Müssen wir uns da nicht wundern und nicht trauern, daß nach all diesen klaren und ernsten Kundgebungen Gottes **so wenig Schuldgefühl** in der bekennenden

Christenheit gefunden wird, und daß auch die Gläubigen so wenig in der Furcht Gottes wandeln? — Wie steht's um uns selbst? — Auch uns ist viel anvertraut und viel wird von uns gefordert werden! —

Gegenüber dem beklagenswerten und folgenschweren Mangel an wahrem Schuldgefühl in der bekennenden Christenheit, die, trotz aller göttlichen Offenbarung in ihrer Mitte, in der weitaus größten Mehrheit völlig gleichgültig der Ewigkeit entgegengeht, gibt es so manches beschämende Zeugnis aus der Heidenwelt von tiefgebeugten Seelen, die, unter der Last ihrer Sünden, nach Vergebung und Erlösung suchen. Und doch wissen sie von Gott nur, daß Er ist, aus Seinen Werken in der Schöpfung und aus ihrem oft noch ganz irregeleiteten Gewissen, das sie straft, „indem ihre Gedanken sich untereinander anklagen oder entschuldigen" (Röm. 1, 20; 2, 14. 15).

In Indien suchen Zehntausende — die meisten allerdings ohne tiefes und wahres Verlangen nach Frieden — Vergebung ihrer Sünden durch mühsame Wallfahrten nach dem Flusse Ganges zu finden, in dem sie sich untertauchen, um ihre Schuld abzuwaschen.

Sie rufen den heiligen Gangesstrom an, er möge ihre Schuld wegnehmen. Daneben gibt es in Indien zahlreiche „Heilige", „Fakire" genannt, welche versuchen, durch die grauenvollsten Selbstpeinigungen ihre Sündenschuld zu sühnen und zu tilgen. Auch hier sind wohl die meisten „Büßer" ohne wahres Heilsverlangen. Aber zeigen jene Heiden bei aller Finsternis und Unwissenheit nicht doch mehr Einsicht über den Ernst und die Schrecklichkeit der Sünde als die Masse der gleichgültigen christlichen Bekenner, die mit verhärteten Gewissen in ihren Sünden dahinleben und Gott und der Ewigkeit sorglos entgegengehen? — Wie werden sie's, unversöhnt, wie sie sind, erfahren müssen, „daß es furchtbar ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!"

Wir führen hier zwei Zeugnisse aus Indien an von Menschen, welche mit tiefem Ernste Vergebung ihrer Schuld suchten. Das erste berichtet uns der Missionar Beckmann aus der Goßnerschen Mission.

I.

In der Nähe der Missionsstation Purulia traf ich mit einem Manne zusammen, der von seinem Heimatsdorfe bis zu dem berühmten Wallfahrtsort Brindabon, wohl 1000 englische Meilen weit, pilgerte — nein, nicht pilgerte, sondern den ganzen Weg dahin mit seinem Leibe maß. Schon von weitem lenkte eine große Volksmenge unseren Blick auf sich. Als wir näher kamen, sahen wir einen kräftig gebauten jungen Mann von ungefähr 25 Jahren vor uns. Sein Gesicht zeigte einen starren, oft schmerzlichen Ausdruck. Das Haar hing von allen Seiten herunter. Die Kleidung, obwohl nicht alt, war doch bereits zerschlissen, staubig und schmutzig. Jetzt wirft er sich lang auf die Erde, streckt die Arme nach vorn aus und legt einen kleinen Stock, den er stets bei sich führt, vor sich nieder. Darauf richtet er sich halb auf, macht seinem Gott eine tiefe Verbeugung, steht auf, geht dorthin, wo das Stöckchen liegt, legt sich aufs neue lang auf die Erde und legt wieder mit ausgestreckten Armen das Stöckchen vor sich. So geht es ununterbrochen über Stock und Stein, Sand und Morast fort, bis er sein Tagewerk vollbracht, das heißt eine Meile mit seinem Körper gemessen hat. Während seiner Büßerarbeit sieht er nicht hiernoch dorthin, ißt und trinkt nicht und spricht kein Wort. Wo die Meile zu Ende ist, bleibt er sitzen bis zum anderen Morgen. Geld will er nicht nehmen, aber Essen, das ihm dargeboten wird, nimmt er an. —

Wer ist dieser seltsame Mensch? Es ist der Bruder des K ö n i g s von Bunda, ungefähr 40 Meilen von Purulia entfernt. Er ist verheiratet und Vater mehrerer Kinder, ist Besitzer zweier Dörfer, hat Haus und Hof und Gut und Geld und soll sogar die Regierungsschule in Ranchi besucht haben. Und doch hatte er keine Ruhe in seinem Dorfe. Er suchte Frieden und fand ihn nicht. Seine Sünden quälten ihn. „Ich bin ganz und gar sündig," sagte er zu seinem Bruder, als dieser ihn zurückzuhalten versuchte. „Ich gebe dir soviel Geld, als du brauchst," rief ihm sein Schwager, der Rajah von Hesla, zu, „opfere es den Göttern, so wirst du rein werden." — „Nein, meine Sünde ist zu groß; mein ganzer Leib ist voll von Sünde, nur durch eine große Bußübung kann ich rein werden," antwortete er und machte sich auf den Weg.

Ich, so erzählt Beckmann weiter, ging lange neben dem armen Manne her und verkündigte ihm, daß Gott Seinen Sohn in diese Welt gesandt habe, um für unsere Sünden zu sterben. Aber noch war ihm diese Wahrheit zu neu und zu groß, daß er g a n z a u s G n a d e n Vergebung all seiner Sünden finden könne. Er setzte seinen Weg in der bisherigen Weise fort. Aber Gott hat gewiß ein Samenkorn Seines seligmachenden Evangeliums in das

Herz des unglücklichen Mannes fallen lassen, um in ihm durch Seinen Geist Licht und Leben zu schaffen.

II.

Das zweite Zeugnis verdanken wir Missionar Dr. Lüring in Frankfurt, der dasselbe selbst in Kalkutta in Indien vernommen hat.

Vor einigen Jahren kam ich nach Kalkutta und redete auf einer großen Konferenz in jener Stadt. Nachdem ich geendet, kam eine Missionarin auf mich zu und sagte mir: „Sie haben gewiß schon von der wunderbaren Bekehrung von Tschandralila gehört, würden Sie gern ihre Bekanntschaft machen? Ich hatte von der hingebenden Frau und ihrer treuen Arbeit im Werke des HErrn wiederholt gehört, und ich war froh, die Gelegenheit zu haben, sie kennen zu lernen. Als die große Schar der Besucher den weiten Raum verlassen hatte, fand ich Tschandralila in einer der letzten Bänke. Sie saß da in indischer Weise. Sie muß schon im hohen Alter gewesen sein, aber das gerunzelte Gesicht, von dem man fast nichts sehen konnte als die Augen und die helle Stirn, war so lieblich, daß der Friede Gottes auf dem Gesicht zu ruhen schien. Ich stellte mich ihr vor und sagte: „Tschandralila, ich habe viel von dir gehört und von dir gelesen. Ich habe gehört, daß du eine wunderbare Bekehrungsgeschichte hast, und weil mich das am meisten bei den Menschen interessiert, wie Gott sie gesucht und zu Sich gezogen hat, bitte ich, erzähle sie mir."

„Wie ich den Herrn Jesum gefunden habe? Der HErr ist wunderbar mit mir zuwege gegangen, und ich kann Ihn nur preisen. Ich möchte, daß jeder meiner Atemzüge ein Preisen meines Gottes sei, denn Er hat mich erlöst." Dann erzählte sie mir in einer eingehenden Weise, wie sie als Tochter eines Priesters in Nepal geboren wurde. Ihr Vater war der Hofpriester des Königs. Nepal ist ein gesegnetes Land, das noch nicht zu Britisch-Indien gehört. Der Herrscher ist unabhängig, lebt jedoch mit England im Einvernehmen, den Missionaren aber verweigert er den Zutritt zu seinem Lande. Am Hofe des Herrschers war Tschandralila als die einzige Tochter ihres Vaters und fast das einzige hochgeborene Mädchen im Palaste der verzogene Liebling derer, die sie kannten. Sehr bald wurde sie mit Juwelen bedeckt; die durchstochenen Ohren und Nasenflügel mit Gold behangen, und die Ketten und silbernen Ringe an den Füßen — das waren die Zeichen der Freundschaft und Liebe, die sie genoß. Weil sie aber Brahmanin war, war es unumstößliches Gesetz, daß sie verheiratet sein mußte, ehe sie elf Jahre alt war; denn eine Brahmanin, die elf Jahre alt und nicht verheiratet ist, hat nicht nur selbst ihre Kaste verloren, sondern

ihre ganze Familie ist aus der Kaste gestoßen. Und so wurde sie als ein kleines sechs- oder siebenjähriges Mädchen verheiratet, glücklicherweise an einen Knaben ihres Alters. Der Unterschied in dem Leben des kleinen Mädchens war natürlich nicht sehr groß. In einem prunkvollen Zuge wurde sie in das Haus ihres Mannes gebracht, und weil die Familie ihres Mannes sehr viel auf Erziehung sah, durfte sie mit ihrem Gemahl zusammen lernen. Sie erhielten die besten Lehrer, die man finden konnte, und so lernte sie in indischen Büchern lesen, was der Hindu wissen soll zu seiner Seligkeit, und das bedeutete hauptsächlich für sie, nach den Zeremonien des Landes zu leben. Früh am Morgen ging sie in den heiligen Teich baden, betete das bekannte Gebet der Brahmanen: „Papo'ham, papakarmanam, papatman, papasambhavanam: Ich bin sündlich, mein Tun ist sündlich, mein eigenes Wesen ist sündlich, ich bin ganz aus der Sünde zusammengesetzt." Und dann tauchte sie sich in die heilige Flut und ging „gereinigt" aus dem Bade hervor.

Das tut jeder Brahmane jeden Tag in Indien und wiederholt das Gebet täglich, und ohne dieses Gebet glaubt er nicht leben zu können; aber mitten im Gebet weiß er doch, daß er ein Sünder ist, denn wenn er sich auch zwanzigmal beugt unter der Flut, so sucht er doch jede Gelegenheit, die er finden kann, um eine größere und, wenn es möglich wäre, eine wirkliche Reinigung zu bekommen. Deshalb geht er zu den Tempeln und bringt Opfer dar, geht an heilige Stellen, wo er Gelegenheit zu einer Pilgerfahrt bekommt, von der er in vielen Fällen nicht mehr zurückkehrt, denn die Cholera rafft diese Pilger wie die Fliegen dahin, dennoch weiß er, daß er durch diese Reinigung allein nicht gerecht werden kann.

In das Leben der jugendlichen Tschandralila griff Gott nun ein, doch war es zunächst für sie ein gar trauriges Los, das ihr dadurch zufiel. Es kam plötzlich Trauer in das Haus: Ihr angetrauter Mann starb, ohne daß sie es wußte. Man durfte nicht laut reden. Tschandralila blieb in den Frauengemächern. Zuletzt kam eine Verwandte, die nahm von ihr die herrlichen Gewänder, die sie trug, und die goldenen Ketten und Ohrringe und Juwelen, die sie anhatte, und als das verwunderte Kind ängstlich fragte: Warum das? Da erhielt sie einen Schlag ins Gesicht: Du darfst nie wieder lachen, der Götter Fluch ruht auf dir, sonst hätten sie dir den Mann nicht genommen. Ja, sie war Witwe geworden; und was das Los einer indischen Witwe bedeutet, das kann man wohl lesen, aber man kann es sich nie vorstellen, wenn man es nicht gesehen und erlebt hat. Sie war von dem Tag an der Sündenbock der ganzen Familie. Wenn ein Topf zerbrach, ein Ziege sich verlief, oder was immer sonst noch geschah, Tschandralila war sicher daran schuld.

So wurde sie 15 Jahre alt. Da kam eines Tages zu ihr

eine ältere Verwandte, die auch eine Witwe war, diese war in höherem Alter Witwe geworden und sagte ihr: „Weißt du, daß die Witwen von dem Fluche der Witwenschaft und von ihrer Sündenschuld befreit werden können?" — „Was sagst du?" — „Ja, wenn wir die große Pilgerfahrt unternehmen." Die große Pilgerfahrt ist ein Besuch der fünf heiligen Tempel. Kalighat ist einer davon; Ramanath, im Süden von Indien, nahe der äußersten Südspitze, unfern Madura, ein anderer; dann der Tempel des Jugannath, des Herrn der Welt, in Orissa; Dwarakanath, an der Westküste Indiens, auf der Halbinsel Kathiawa, und zuletzt das Doppelheiligtum oben im ewigen Schnee des Himalaja, an den Quellen des Ganges, die Zwillingstempel Badrinath und Kedranath. Wer alle diese fünf Tempel besucht und die dort notwendigen Zeremonien erfüllt hat, der ist seiner Seligkeit sicher. Und Tschandralila sagte: „Es mag kommen, was da will, ich will die große Pilgerfahrt machen." — „O, dann nimm mich mit," sagte die andere. Und als Tschandralila ihren Wunsch vorgetragen hatte — sie war eine reiche Frau und hatte persönliches Vermögen und konnte sich wohl die teure Reise erlauben —, da wurde es ihr erlaubt, denn „je eher wir von dir befreit sind, desto besser", sagte man.

Und so machte sie ihre Reise und ging zum ersten Male auf mit scharfen Nägeln durchbohrten Sohlen durch den Staub und durch die glühende Hitze der indischen Welt, wobei sie des Nachts unter einem Baum oder am Eingange eines Tempels, hier und da wohl auch einmal in einem Brahmanenhause übernachtete. Als sie die erste Station erreicht hatte, den Tempel Ramanath bei Madura, da waren fünf Jahre vergangen, seitdem sie aufgebrochen war! An allen heiligen Stellen hatte sie den Weg mit der Länge ihres Körpers gemessen, indem sie sich hinlegte, dann aufstand und mit ihren Füßen die Stelle einnahm, wo sie mit der Nase ein Zeichen in den Staub gemacht hatte, um sich wieder hinzuwerfen; so maß sie mit der Länge ihres Körpers die Wege zu den Tempeln, und fünf Jahre waren verflossen, ehe die erste Station erreicht war. Die ganze Reise dauerte 15 Jahre.

Aus dem jungen Mädchen von 15 Jahren war eine Greisin geworden, und doch war die Pilgerin erst 30 Jahre alt. Wenn sie auf diesem Wege hätte Frieden finden können, so hätte er in ihr Herz einkehren müssen nach dieser schrecklichen Leistung. Aber als sie eine Zeitlang in Benares verweilte, da fühlte sie den Druck der Sünde, das Gefühl der Schuld gleich schwer auf sich. So ging sie zu einem der Mahansas — das heißt wörtlich übersetzt: „eine große Gans". Was bedeutet das? Wenn die Gänse sich besonders behaglich fühlen, so stehen sie auf einem Bein. Wer besonders heilig erscheinen will, der stellt sich ein oder zwei Jahre

lang auf ein Bein, setzt sich niemals, legt sich niemals, bis das andere Bein ganz verschrumpft ist, bis er es niemals wieder ausstrecken kann. Der Mahansa, mit dem Tschandralila zusammenkam, war eine noch heiligere Persönlichkeit. Ich habe in Benares verschiedentlich solche Heilige gesehen. Sie gehören zu der Klasse der nackten Heiligen. Sie haben die Welt, sie haben die Gottheit drangegeben; für sie existiert nichts mehr, sie sind sich selbst Gott, und ohne sich um etwas zu kümmern, bleiben sie unbeweglich stehen. Ich bin im Zwischenraum von sechs Jahren nach Benares gekommen und habe den Mann, den ich das erstemal bei meinem Besuche gesehen habe, wieder genau an derselben Stelle gesehen, nur sein Haar war länger geworden, das wie ein großer Turban auf seinem Haupte ruhte.

Tschandralila warf sich also vor einem solchen Heiligen nieder, und in ehrerbietiger Stellung sagte sie zu ihm: „Als eine arme Witwe habe ich die große Pilgerfahrt vollbracht, und doch ruht der Fluch der Sünde auf mir, und ich kann keinen Frieden finden; sage deiner Tochter, was sie tun soll, um Frieden zu finden.“ Der heilige Mann, ohne sich in irgendeiner Weise durch Mitleid erregt zu zeigen, sagte ihr: „Meine Tochter, man sagt, daß das Feuer das Gold reinigt, das Feuer kann auch dich reinigen; versuche es mit fünf Feuern.“

Die Prüfung der fünf Feuer in Indien bedeutet, daß ein Heiliger oder ein angehender Heiliger sich in die Nähe einer belebten Straße setzt und vor sich und hinter sich, rechts und links je ein Feuer aufbaut, als fünftes Feuer gilt die Sonne, dazwischen sitzt der Heilige und tut nichts anderes als „Rama, Rama, großer Rama“ rufen; denn Rama hat diese Büßung durchgemacht, und er kann die Heiligen dadurch segnen. Wenn die benachbarten Ortschaften sehen, daß jemand diese Büßungsarbeit bei ihnen tut, dann bringen sie ihm von ihren Häusern täglich etwas Nahrung und unterhalten durch getrocknete Kuhfladen treu das Feuer Tag für Tag. Und Tschandralila saß sechs Monate während der heißen Jahreszeit zwischen den fünf Feuern. Das einzige Vorrecht war, daß sie ein kleines Stückchen Baumwollzeug vor ihre Augen hängen durfte. Das dürfen die Männer nicht. Als der Winter herankam — wenn es im indischen Tieflande auch niemals zum Frieren kommt, so ist die Kälte doch derart, daß ein Europäer gerne seinen Überzieher anzieht — da sagte sich Tschandralila in ihrem Herzen, jetzt fängt es an, angenehm zwischen den Feuern zu werden, aber da erschrak sie auch zugleich und sagte: „Dann ist ja mein Verdienst dahin, und ich kann nicht heilig werden.“

Im Gefühl ihrer ungesühnten Sündenschuld wandte sich die Arme nun an einen anderen großen Heiligen, ob er einen Weg wisse, damit, die Last von ihrem Gewissen wiche. „Meine Tochter, wen das Feuer

nicht reinigt, den kann das Wasser reinigen. Versuche es mit dem eisigen Teiche.“ Nun gibt es zwar kein Eis im Winter, aber jedenfalls ist es nicht behaglich, nach dem Morgenbade um 6 Uhr im Wasser stehen zu bleiben und zu warten, bis am Abend die Sonne untergeht, ehe man aus dem kalten Bade heraus darf, und das tat die Arme.

Aber die Stunde nahte nun, da Gott, dessen Augen die ganze Erde durchlaufen, um sich als Heiland-Gott zu erweisen an denen, die Ihn von ganzem Herzen suchen, und der alle wahrhaft Heilsverlangenden unter allen Völkern und Sprachen kennt, auch Tschandralila Frieden finden ließ. Der Winter ist nämlich die Zeit, in der die Boten Gottes — ach, daß es ihrer so wenige gibt! — besonders bestrebt sind, auf das Land hinauszuziehen, um das Evangelium, die frohe Botschaft Gottes, zu verkündigen; denn während der heißen Jahreszeit, während der Arbeit der Landleute, finden sie nicht willige Hörer. Die Boten des HErrn ziehen gewöhnlich aus in einem Ochsenwagen, der mit Leinen überspannt ist, wenigstens die Frauen; die Männer reiten.

So kam auch in Tschandralilas Nachbarschaft ein solcher Evangeliumswagen, wie man sie in Nordindien nennt. Die Missionare sammelten die Männer um sich und predigten ihnen. Eine der Missionarinnen war ins Dorf gegangen, wo Tschandralila eine kleine Wohnung für sich gemietet hatte, wo sie sich durch Schlaf für den kommenden Tag und seine Beschwerden rüstete. Als Tschandralila um 6 Uhr, als die Sonne untergegangen war, ihr feuchtes Zeug auswrang und dann zitternd und fast erfroren den steilen Abhang des Dorfes hinaufging, um nach Hause zurückzukehren, da hörte sie aus einer Hütte liebliche Musik. Sie hatte noch nie solche Töne gehört, und als sie näher herankam, hörte sie, es wurde gesungen, freilich in einer merkwürdigen Aussprache, aber in der herrlichen Hindustani-Sprache, die ihr ganz geläufig war. Sie hatte fünf verschiedene indische Sprachen während ihrer Wanderfahrten kennen gelernt, aber Hindustani war ihrem einheimischen „Napali“ am meisten verwandt. Sie blieb stehen, konnte jedoch nichts sehen, denn die Missionarin war in einem inneren Raume. Aber sie wagte es zuletzt, über die Schwelle und in die Tür des Innenraumes zu treten. Da sah sie ein merkwürdiges Bild: eine ausländische Missionarin, die auf einem niedrigen indischen Bette saß, um sie eine Anzahl von Frauen und Kindern, die auf sie lauschten. Nachdem der Gesang zu Ende war, redete die Missionarin. Tschandralila konnte nicht viel verstehen; denn sie hatte niemals einen Europäer oder einen Amerikaner Hindustani reden hören. Aber während sie lauschte, hörte sie ein Wort ganz klar, und das war: **„Jischuh Masih“** (Jesus Christus), **der Heiland der Welt, kann dich vom Fluche der Sünde erlösen.“**

Das war für sie das Evangelium, die frohe Botschaft Gottes, die sie brauchte, und sie sagte: „O, sage mir noch einmal, was du gesagt hast; wer kann mich vom Fluche der Sünde befreien?“ Und die Missionarin sagte ihr: **„Jischuh Masih.“** Da lauschte das zitternde Weib mit dem seit vielen Jahren heilsdurstigen Herzen auf die frohe Botschaft und fand auch alsbald Frieden mit Gott durch Jesum Christum. Tschandralila sagte mir unter Tränen, die aus ihren Augen liefen und ihre Wangen netzten: **„An diesem Abend wurde ich erlöst!“** Die Missionarin, die Tschandralila zum HErrn und Heiland hatte weisen dürfen, war dieselbe Missionarin, welche sie mir vorgestellt hatte.

Dieselbe sagte mir: „Tschandralila hat seit der Zeit kaum geruht, sondern ist überall umhergezogen, um von der Liebe Christi zu zeugen und den Frauen Indiens den Heiland der Welt zu verkünden. Oft hatte ich meine Angst um sie, und sagte, das schwache Frauchen kann die Last nicht tragen, aber sie sagte mir immer: „Mehr als 15 Jahre habe ich der Götzen wegen Indien durchzogen und Frieden mit Gott gesucht; kann ich nun, da Er mir Frieden in Seinem Sohne geschenkt hat, weniger für meinen HErrn und Heiland tun, der mich von meiner Schuld und vom Fluche der Sünde befreit hat?“

Wie mächtig müssen solche Zeugnisse von unglücklichen, heilshungrigen Seelen aus der Heidenwelt unsere Herzen bewegen! Man findet dies Heilsverlangen nicht nur in Indien, sondern auch in China, Korea, Afrika und in anderen Ländern. Die Zeugnisse legen uns die ernste Frage vor: Tun wir, was wir können, um denen, die noch im Schatten des Todes sitzen, das seligmachende Evangelium zu bringen? Als der Heiland der Welt das Werk der Erlösung vollbracht hatte, da gebot Er den Seinigen: „Gehet hin in die ganze Welt und predigt das Evangelium der ganzen Schöpfung!“ Und Er hat uns ans Herz gelegt: „Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet nun den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter aussende in Seine Ernte!“ Und damit nicht genug, fügt Er hinzu: **„Gehet hin!“** Also sollen wir nicht nur um Arbeiter beten, sondern auch selber gehen, wenn Er uns ruft und sendet (Luk. 10, 2. 3). Gewiß können und sollen nicht alle Erlösten des HErrn als Seine Boten zu den Heiden gehen; aber fragen wir uns, die wir

durch Gottes Gnade Seiner Erlösung teilhaftig geworden und aus der Macht der Finsternis versetzt sind in das Reich des Sohnes Seiner Liebe, ob uns das Elend der Heiden und aller Unbekehrten wirklich Tag für Tag am Herzen liegt. Entsprechen wir unserer ernsten Verantwortung ihnen gegenüber vor Gott, die wir als Erlöste Frieden mit Gott haben und den Willen des HErrn und das traurige Los aller kennen, die ohne Gott und Hoffnung in der Welt sind? Tun wir für sie, was der HErr von uns erwartet? — O, daß mehr Liebe, mehr Dankbarkeit und Ernst und Treue, mehr Gottesfurcht und Gehorsam unter uns gefunden würde! — Wie ganz anders stände es dann im Volk und Werk des HErrn daheim und draußen!

Welche erschütternde Sprache reden solche gnadesuchende Heiden zu den unbekehrten, gleichgültigen Menschen der Namenchristenheit!

Wahrlich, sie werden einst als anklagende Zeugen wider alle Gleichgültigen auftreten. So mußte auch Jesus Christus zu den gleichgültigen Juden um Ihn her sagen: „Männer von Ninive werden aufstehen im Gericht mit diesem Geschlecht und werden es verdammen; denn sie taten Buße auf die Predigt Jonas'; und siehe, mehr als Jona ist hier."

Blicke hin auf jene aufrichtigen Heiden, welche in ihrer **Schuld** das größte Unglück ihres Lebens erkannt haben. **Der Uebel größtes aber ist die Schuld!** Wie wahr ist dies Dichterwort.

Der Sohn Gottes litt und starb auf dem Kreuze, um schuldige Sünder von dem Fluche und der Last der Schuld zu befreien — und welches ist die Antwort der hochmütigen, gleichgültigen Namenchristenheit auf die Offenbarung der rettenden Liebe Gottes? Man ruft frech: Sünde? Was ist Sünde? Sünde ist nur ein eingebildeter, anerzogener Begriff. Es gibt keine Sünde! Dennoch weiß jeder im tiefsten Grunde seines Herzens, daß das Gericht Gottes den Schuldigen finden wird. „Denn der Lohn der Sünde ist der Tod (der zweite der ewige Tod, der Feuersee — vergl. Offenb. 20, 14—15), die Gnadengabe Gottes aber ewiges Leben in Christo Jesu, unserem HErrn" (Röm. 6, 23).

Aus der Finsternis zum Lichte.

(Anschließend an die früheren Berichte unter gleicher Überschrift, zuletzt Heft I 1911.)

XV.

Die Bekehrung eines Theologen durch die Macht des Wortes Gottes.*)

Als ich vor einiger Zeit ein weitverbreitetes Buch des berühmten Naturforschers Häckel las, strich ich mir einige Stellen an, die mir besonders auffielen bei einem Manne, der nicht nur ein Kenner der Lebensweise der Tiere, sondern auch ein Lehrer der Lebensweisheit der Menschen zu sein beansprucht. So sagt er einmal:

„Es kann daher auch die Tötung von neugeborenen verkrüppelten Kindern, wie sie z. B. die Spartaner behufs der Selektion (Auswahl) des Tüchtigsten übten, vernünftiger Weise gar nicht unter den Begriff des Mordes fallen, wie es noch in unseren modernen Gesetzbüchern geschieht. Vielmehr müssen wir dieselbe als eine zweckmäßige, sowohl für die Beteiligten wie für die Gesellschaft nützliche Maßregel billigen."

Und ein anderes Mal schreibt er:

„Wenn nun dem armen Menschenkinde, das ohne seine Schuld aus der befruchteten Eizelle entsprungen ist, das Leben die erhofften Glücksgüter nicht bringt, sondern statt deren eine unendliche Fülle von Kummer und Not, Krankheit und Elend aller Art, so hat dasselbe unzweifelhaft das Recht, seinen Qualen durch freiwilligen Tod ein Ende zu machen."

Ferner, wo von Geisteskranken und Unheilbaren die Rede ist:

„Wieviel von diesen Schmerzen und Verlusten könnten gespart werden, wenn man sich endlich entschließen wollte, die ganz Unheilbaren durch eine Morphiumgabe von ihren namenlosen Qualen zu befreien."

Und weiter:

. . . . . (Hier wird eine Äußerung Häckels zitiert, in welcher er es als unberechtigt verwirft, daß ein Weib, welches ihre Mutterhoffnungen zerstört, als Verbrecherin mit Zuchthaus bestraft wird. Häckel behauptet

*) Das hier Folgende ist der Abdruck der ersten Seiten der neuerschienenen Schrift: „Bist du denn ein von Tieren stammendes Tier? Bist du nicht göttlichen Geschlechts?" Von Friedrich Wilhelm Krause, im Selbstverlage. Pankow-Berlin, Heynstraße 28. Mit Erlaubnis des Verfassers abgedruckt.

hier, daß auch) „das neugeborene Kind, vollkommen bewußtlos, eine reine „Reflexmaschine“ sei, gleich einem niederen Wirbeltiere. Der „Geist“ desselben ist noch gar nicht vorhanden.“

Und schließlich:

„Wenn aber beide Gatten (wie es oft geschieht) nachträglich einsehen, daß sie sich in ihrem Charakter geirrt haben, und daß sie nicht zueinander passen, so soll es ihnen ohne weiteres freistehen, ihren unglücklichen Bund zu lösen.“

Also Tötung wehrloser, ungeborener oder neugeborener Kinder und Geistesschwacher, Selbstmord und ärztliche Beihilfe zum Selbstmord bei Unglücklichen und Unheilbaren, willkürliche Zerreißung der Ehen zwischen unverträglichen Gatten — dies alles empfohlen nicht von einem Auswürfling der menschlichen Gesellschaft, dessen Nähe alle flöhen, sondern von einem hochgefeierten Lehrer, zu dessen Füßen in einem halben Jahrhundert Tausende begabter Jünglinge lernbegierig gesessen haben, dessen Schriften von Millionen von Männern aller Klassen als ein Born erlösender Wahrheit begrüßt und eingesogen worden sind — wie ist das möglich? Woher stammt diese tiefe Schwermut erschreckender Selbstvernichtung, diese entsetzliche Brutalität scheinbar kalter, in Wirklichkeit angstvoll sprungbereiter Verzweiflung in den Seelen eines solchen Lehrers und seiner großen Anhängerschaft?

Es gibt ein in Jahrtausenden und vor Jahrtausenden entstandenes unscheinbares Buch, dessen Worte zu allen Zeiten zwar nicht von Tausenden und Millionen, aber doch von Einzelnen als ein erquickender Lebensstrom aus dem Quell eines Herzens voll allmächtiger, unveränderlicher Liebe aufgenommen wurden. Da heißt es von dem ungeborenen Kindlein, das dort der Grausamkeit oder Verzweiflung seiner Mutter preisgegeben wird:

„Deine Hände haben mich sorgsam gebildet und bereiteten mich, alles zusammen ringsum — und Du wolltest mich verderben? Gedenke doch, daß Du wie Ton mich formtest, und willst mich nun wieder zu Staube machen? Hast Du mich nicht hingegossen wie Milch und wie Käse mich gerinnen lassen? Mit Haut und Fleisch bekleidetest Du mich und mit Knochen und Sehnen durchflochtest Du mich. Leben und Huld erwiesest Du mir, und Deine Obhut bewahrte meinen Odem.“ (Hiob 19, 8—12.)

Und anderwärts:

„Denn Du hast meine Nieren bereitet und hast mich gebildet im Mutterleibe. Ich danke Dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind Deine Werke, und das erkennt meine Seele wohl. Es war Dir mein Gebein nicht verhohlen, da ich im Verborgenen gemacht ward, da ich gebildet ward unten in der Erde. Deine Augen sahen mich, als ich noch ein ungestaltetes Klümpchen war, Tage wurden gebildet und insgesamt in Dein Buch geschrieben, als noch keiner von ihnen da war.“ (Ps. 139, 13—16.)

Von dem neugeborenen, hilflosen Kindlein aber, das dort einem niederen, Wirbeltiere gleichgeachtet wird, dessen Tötung man nicht Mord nennen dürfe, wird in jenem alten Buche gesagt:

„Auf Dich hab' ich mich verlassen von Mutterleibe an; Du hast mich aus meiner Mutter Leibe gezogen." (Ps. 71. 6.)

Und:

„Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will Ich doch dein nicht vergessen." (Jes. 49, 15.)

Und dem, dem dort der Selbstmord angeraten wird, ruft dieses alte Wort zu: „Rufe Mich an in der Not, so will Ich dich erretten, so sollst du Mich preisen." (Ps. 50, 15.)

Den blind- oder krüppelhaft Geborenen aber, und den unheilbar Kranken, leuchtet der Hoffnungsstrahl aus ihm, daß auch für sie reicher Trost und Heilung da sei, wenn sie dem, der zu ihnen darin redet, nur ebenso glauben wollten wie die, von denen das alte Buch erzählt; und für die Geisteskranken wird den Angehörigen nicht angeraten, sie durch die Irrenärzte schmerzlos töten zu lassen — man weiß ja, wie die armen Insassen der Irrenhäuser sich oft abängstigen vor ihren Ärzten, denen sie solches wohl zutrauen —, sondern sie dem Manne nahebringen, den dieses Buch als das fleischgewordene Wort jenes ewigen Quells der Liebe darstellt. Und die friedlosen Eheleute, wie alle Friedlosen, die nicht Frieden halten können, ruft dieser selbe Mann zu Sich und will sie mit Seinem Frieden und mit Seiner geduldigen Sanftmut erfüllen, damit sie einander tragen und ehren und lieben können und nicht auseinanderreißen, was durch das innigste Band der ganzen Schöpfung verbunden war.

Sind diese Reihen von Äußerungen nicht unvereinbare Gegensätze, schroff voneinander geschieden wie Licht und Finsternis, so daß man es kaum begreifen kann, daß beide von der Hand von Wesen der gleichen Art niedergeschrieben sein, beide in Herzen von Menschen desselben Fleisches und Blutes gewurzelt haben sollten?

In der Tat finden wir bei denen, die einen Häckel als ihren Lehrer und Führer erkennen, und bei denen, die die Worte jenes alten Buches als das Licht ihres Lebens annehmen, grundverschiedene Anschauungen von ihrem eigenen Wert und Wesen. Jene betrachten sich als eine von tierischen Vorfahren stammende Tierart neben anderen Tierarten, und diese sind mit demütiger und dankbarer Freude überzeugt, daß Der, von dem jene Worte stammen, sie in Seinem Bild und Seiner Ähnlichkeit geschaffen und zu Herren der um ihretwillen bestehenden Natur eingesetzt und zur innigsten Verwandtschaft mit Sich Selbst bestimmt hat.

Gibt es dann also wirklich zwei ganz verschiedene Arten von Menschen, die nur die äußere Form gemeinsam haben, innerlich aber so verschieden sind, wie nur ein in Jahrmillionen zufällig entstandenes und entwickeltes Tier von einem dem Schöpfer aller Dinge ähnlichen und verwandten und zu einem durch Geist und Liebe vermittelten Verkehr mit Ihm befähigten Wesen sein kann?

Aber gegen eine solche Meinung erheben beide Teile denselben entschiedenen Widerspruch. Die, die sich selbst als eine Tierart betrachten, dehnen dieses Urteil auf alle Menschen aus und erklären die, die sich nach jenem alten Buche als

göttlichen und nicht tierischen Geschlechts betrachten, für zurückgeblieben in der modernen Kultur und Wissenschaft und befangen in altem, längst hinfälligem Aberglauben, und diese wieder sehen in den anderen nur verirrte Brüder, die durch Unkenntnis der Wahrheit oder durch Ärgernis und Anstoß an der ihnen bekannten Wahrheit in tiefe Finsternis der Verzweiflung geraten sind. Beide setzen voraus, daß alle Menschen im letzten Grunde wesentlich gleicher Natur sind.

Und ich, der ich hier sitze und mich bemühe, mit Dir, mein werter Leser, den ich vermutlich nicht kenne und der mich nicht kennt, in ein Gespräch zu kommen, das dich ebenso sehr berührt und bewegt wie mich, bin auch überzeugt, daß Der, von dem die Worte jenes alten Buches stammen, gemacht hat, daß von Einem Geblüt aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und daß darum auch du und ich, so verschieden wir nach Geschlecht und Alter, nach Volk und Sprache, nach Stand und Bildung sein mögen, uns doch verwandt fühlen, sobald wir unseren Blick auf unser eigenes Innere wenden, wie wir da jeder von uns selber wissen. Und so glaube ich auch, daß du dieselben Erlebnisse und Erfahrungen machen kannst, durch die ich seit mehr als 25 Jahren zur Gewißheit darüber gekommen bin, ob wir Menschen von tierischem oder von göttlichem Geschlechte sind und unsere Bestimmung in einem tierischen oder göttlichen Leben erfüllen. Darf ich dir einen ganz kurzen Bericht geben, wie es mir ergangen ist?

Ich stamme aus einer alten, weitverbreiteten Thüringer Pastorenfamilie. Streng erzogen, war ich ein fleißiger Schüler und eifriger Student der Theologie geworden, der sich äußerlich ehrbar und musterhaft hielt und bei Mitstudierenden und Lehrern und Vorgesetzten in gutem Ansehen stand und für eine glänzende Laufbahn bestimmt schien. Aber innerlich war ich von bösen Trieben und Leidenschaften gebunden, und wie ich mich selber kannte, glich ich freilich mehr einem unreinen und grausamen Tier, als einem Menschen, der anderen ein Führer und Lehrer in einem göttlichen Leben werden könnte. Wären wir nun nur eine Tierart, so wäre das ja ganz in seiner Ordnung gewesen — denn was kann der Mensch für seine Vorfahren, deren innere Natur auf ihn vererbt ist? Aber ein tiefes, unausrottbares Gefühl und Bewußtsein sagte mir, daß das so nicht in seiner Ordnung sei, und ich kam darüber in steigende innere Unruhe und Friedlosigkeit. Es konnte mich auch nicht beschwichtigen, daß ich überall hörte, so gehe es allen Menschen, und es sei schon viel, wenn einer das Tierische im Zaum hielte und es nicht zum Ausbruch kommen ließe. So versuchte ich denn, durch festen Willen und gute Vorsätze das böse, tierische Wesen aus mir auszurotten und ein göttliches Leben zu führen — aber da versagte meine Kraft ganz jämmerlich und ich erfuhr, daß das Böse und Tierische eine furchtbare Übermacht in mir besaß. Dadurch wurde meine Not noch größer, um so mehr, da die gewöhnlichen Religionströstungen, die mir als einem in der frühesten Kindheit getauften und dann konfirmierten angeblichen Christen vorgehalten wurden, mich nicht überzeugen konnten. Ich hörte wohl, daß ich mein Bestes und Möglichstes tun und mich dann meiner Taufe getrösten und mit Christi Blut und Kreuz bedecken und mir Sein Verdienst aneignen und glauben sollte, daß Gott mich dann nicht ansehen würde, wie ich in mir selber wäre, sondern

mir Christi Gerechtigkeit aus Gnaden zurechnen würde — aber wie konnte ich fassen, daß Gott mich gerecht **nennen** sollte, wenn Er mich nicht vorher gerecht gemacht hätte? Sollte denn Gott ein Lügner sein? — Da, als ich nicht mehr aus und ein wußte und niemand mir Rat geben konnte, trat jenes vorher erwähnte alte Buch, mit dem ich natürlich die Bibel meinte, in einer für mich neuen Weise in meinen Gesichtskreis.

Ich war längst ein eifriger Bibelforscher und begeisterter Verehrer der schärfsten Bibelkritik gewesen und deuchte mich bei all meinem Elend weiser als alle Propheten und Apostel. Nun aber stieß ich seit dem Sommer 1884 auf Schriften eines längst verstorbenen Mannes, die durch ihre tiefen und scharfsinnigen Gedanken großen Eindruck auf mich machten und mich trotz meinem starken Wissensdünkel in meinen Augen sehr klein erscheinen ließen. Und bei ihm fand ich folgende Mahnung, die ich mir wohl von keinem anderen hätte gefallen lassen: „Dein Griechisch und Hebräisch und Lateinisch, deine Kritik und Geschichte und Philosophie in Ehren, sei nur fleißig und eifrig im Forschen und Lernen — aber vor allem lerne erst einmal, **die Bibel zu lesen.** Denn bilde dir doch nicht ein, daß das, was du bis jetzt tust, heiße „Die Bibel lesen". **„Die Bibel lesen"** heißt nämlich sie so lesen, daß man sich bei jedem Worte sagt: **„Hier redet Gott zu dir und über dich,"** und „diese Worte Gottes brauchen sich nicht vor deiner Kritik zu fürchten — du aber sieh wohl zu, wie du vor ihrem Urteil bestehen magst!" Das ging mir durchs Herz, und ich fing an, die Bibel so zu lesen, und da dauerte es nicht lange und die Bibelworte wurden in mir wie lebendig, und durch ihr Leben wurde mir auch Der, aus dessen Munde ich sie hinnahm, mehr und mehr wie lebendig und persönlich. Nun aber wurde es erst recht schlimm mit mir, und ich machte einen Winter durch, den ich schwerlich je vergessen werde. Denn einerseits erkannte ich nun noch viel tiefer, wie böse und schändlich das Tierische in mir war, und andererseits sah ich immer mehr an dem Herrn Jesu und Seinen ersten Jüngern und Gemeinden, wie solche Leute beschaffen sind, die dieses lebendige Wort Gottes gerecht nennt. O, da habe ich Nächte hindurch geseufzt und geklagt über die Herrschaft des bösen, tierischen Wesens in mir, und mich immer brennender gesehnt nach einer inneren Umwandlung, in der ich ein göttliches Leben empfinge, vermöge dessen ich auch ein göttliches Leben führen und mit Wahrheit von Gott gerecht genannt werden könnte! Und dann kam im Frühjahr 1885 die entscheidende Stunde, als mir jede Stütze zerbrach und ich zuletzt nichts mehr konnte, als zu Gott schreien und mich bedingungslos in Seine Hände geben. Da wurde mir vorgelegt, daß ich ein Jünger und Nachfolger Jesu von derselben Art, wie ich sie in der Bibel gefunden hatte, werden sollte, wenn ich bereit wäre, gleich jenen alles, was mir bis dahin Ziel und Lebenszweck gewesen war, fahren zu lassen und auf nichts mehr zu sinnen und zu sehen, als was mir der Herr Jesus in Seinem alten Bibelworte sagte, möchte dabei aus mir werden, was da wollte. Und ich griff zu und fühlte mich durch Gott und Christus ergriffen und bin seitdem geworden, was ich nunmehr durch Gottes Gnade bin und

worin ich beharren möchte bis an meinen Tod und über ihn hinaus.

So habe ich an mir selber erfahren, daß ein Leben nach tierischer Art beim Menschen aus Verzweiflung in Verzweiflung geht, daß es aber einen Weg gibt, aus ihm heraus in ein göttliches Leben versetzt zu werden, wo man mitten in den Leiden des Weltlaufs doch das glückselige Bewußtsein hat, seinen hohen und herrlichen Menschenberuf in Wahrheit zu erfüllen, geliebt und getragen von der Allmacht der ewigen Liebe, die uns zu ihrem Ebenbilde erschaffen hat. Was sagst du dazu, mein teurer Leser? Nicht wahr, wenn du einmal voraussetzen willst, daß sich das, was ich dir erzählt habe, wirklich so verhält, so bin ich zu der Gewißheit, nicht tierischen, sondern göttlichen Geschlechts zu sein, dadurch gekommen, daß ich, als ich in tiefer Verzweiflung und Gefahr des Untergangs war, der Aufforderung folgte, die Worte der Bibel als an mich gerichtete Worte Gottes so aufzunehmen, wie etwa ein Acker den in ihn gestreuten Samen in seinen Schoß aufnimmt, und daß ich dabei die Erfahrung machte, daß meine Natur und diese Worte wie Acker und Same zueinander paßten, indem meine menschliche Natur als Acker und die Bibelworte als Same sich so miteinander verbanden, daß aus ihnen etwas Lebendiges erwuchs, das, ersehnt von meiner Natur und gefordert von dem Bibelwort, beiden zur seligsten Befriedigung diente.

Da ich aber, wie schon erwähnt, überzeugt bin, daß wir Menschen alle im tiefsten Grunde von der gleichen Art und Natur sind, wirst du verstehen, daß ich annehme, du müssest dich irgendwie in einem ähnlichen Zustand bewußter oder unbewußter Verzweiflung und Verlorenheit befinden wie auch ich, bevor ich jene Erfahrungen machte, falls du nicht etwa auch schon das Gleiche erlebt hast. Muß ich dann aber nicht, wenn ich wirklich göttlichen Geschlechts bin und Gott nach der Bibel „Liebe" ist, durch Liebe getrieben, wünschen, daß auch du dieselben Erlebnisse wie ich bezeugen könntest?

Nun sieh, eben darum rede ich zu dir durch diese Schrift, denn außer dem, daß sich meine Liebe freuen oder betrüben würde, je nachdem du zu der Glückseligkeit eines göttlichen Lebens kämest oder nicht, habe ich ja von dir keinerlei Vorteil oder Nachteil zu erwarten. Und darum möchte ich dich so recht herzlich bitten, mit mir einen Blick in die Bibel zu werfen, wie sie von unserer Bestimmung und unserem Zustande und von dem Wege redet, wie uns zur Erfüllung unserer Bestimmung geholfen werden kann — vielleicht daß es dir dann auch so ergeht wie einst mir, daß du spürst, wie Gott, der erbarmende Liebe ist, zu dir und von dir redet.

Buchdruckerei der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten.
Diesdorf bei Gäbersdorf, Kr. Striegau.

Schwert und Schild.

1912.

Heft III.

Inhalt.

		Seite
1.	Unter dir sind ewige Arme (Gedicht)	2
2.	Kaiser Konstantin der Große und das Konzil von Nicaea.	
	I. Das Bekenntnis von Nicaea	3
	II. Die letzte der 10 römischen Christenverfolgungen unter Kaiser Diokletian	8
	III. Wie Konstantin der Große Alleinherrscher des römischen Reiches wurde	18
	IV. Das Konzil von Nicaea	26
	V. Wer war Konstantin?	35
3.	Aus der Finsternis zum Licht	44
4.	Das Kommen des HErrn	48

2

Unter dir ſind ewige Arme.

5. Moſe 33, 27.

□ □ □

Biſt in Tiefen du geſunken,
Da kein Arm dich mehr erreicht?
Hier iſt Einer, deſſen Armen
Nichts an Kraft und Allmacht gleicht!
Er iſt Selber deine Zuflucht,
Er, der Schöpfer aller Welt.
In des tiefſten Leidens Tiefen
Treu Sein ew'ger Arm dich hält!

Andre Arme werden kraftlos,
Dieſer iſt voll Gottesmacht;
Andre heben wohl auf Höhen,
Dieſer reicht in tiefſte Nacht! —
O daß alle doch es wüßten,
Wie Dein Herz von Lieb ſo warm,
O daß alle ſelig ruhten,
HErr, in Deinem Retterarm!

Wenn uns Seine Arme tragen,
Geht es nicht auf ſtolzem Pfad,
Nein, Er heißt uns niederſinken
In die Tiefen Seiner Gnad!
Beuget eigne Schuld uns nieder,
Füllt das ſchwache Herz mit Harm,
Gleitet unſer Fuß — wir fallen
Nur in Seinen Liebesarm! —

Hebt mich feſter, ew'ge Arme,
An das ſtarke Heilandsherz,
Daß ich dort Erquickung finde,
Kraft und Troſt in allem Schmerz!
Dann, wenn einſt das letzte Dunkel
Über meinen Blick ſich legt,
Weiß ich: Auch durch Todesſchatten
Meines Jeſu Arm mich trägt!

Kaiser Konstantin der Große und das Konzil von Nicaea.

(Unter Benutzung der Kirchengeschichte von Dr. August Neander, der kirchengeschichtlichen Vorträge von Professor M. Baumgarten, der kirchengeschichtlichen Vorträge des Grafen Agénor de Gasparin und anderer Quellen.)

I.

Das Bekenntnis von Nicaea.

Die Geschichte der Gemeinde Jesu Christi auf Erden ist uns prophetisch in den sieben Sendschreiben (Offenb. 2 u. 3) enthüllt. Der HErr, angetan mit allen Kennzeichen des heiligen Richters, Seine alles durchdringenden Augen wie eine Feuerflamme (lies Offenb. 1, 13–18), wandelt inmitten der sieben goldenen Leuchter. Er prüft Seine ecclesia (Gemeinde oder Versammlung der Gläubigen), die Schar derer, welche der Vater Ihm aus der Welt gegeben hat, ob sie das empfangene Licht der Gnade und Wahrheit, das Evangelium der Errettung, ausgestrahlt hat in die dunkle, vom Satan beherrschte Welt (Eph. 2, 1—3), in die Scharen der hoffnungslosen Sünder. Er prüft die Herzensstellung und den Wandel der Gemeinde und der einzelnen, ob wirklich Christus verherrlicht wurde vor der Welt. Im Sendschreiben an Smyrna finden wir das prophetische Bild der Zeit der zehn großen Christenverfolgungen, in welchen der Feind durch die Staatsgewalt des römischen Reiches das Zeugnis von Jesu auslöschen wollte. Da steht geschrieben:

„Ich kenne deine Drangsal und deine Armut (du bist aber reich), und die Lästerung von denen, welche sagen, sie seien Juden und sind es nicht, sondern eine Synagoge des Satans. Fürchte nichts von dem, was du leiden wirst. Siehe, der Teufel wird etliche von euch ins Gefängnis werfen, auf daß ihr geprüft werdet, und ihr werdet Drangsal haben zehn Tage. Sei getreu bis zum Tode, und Ich werde dir die Krone des Lebens geben" (Offenb. 2, 9—10). Es war eine Zeit der Sichtung, der Bewährung der Treuen, des Offenbarwerdens der Untreuen. Es gab neben den Tausenden der Märtyrer große Scharen der Verleugner — sie wurden „traditores" genannt, auf deutsch: „Verräter"!

Aber das Licht der Wahrheit und der rettenden Liebe Gottes strahlte trotz mancher Untreue leuchtend in die dunkle Nacht des Heidentums. Der brüllende Löwe, Satan, der Verderber, vermochte die Gemeinde Jesu nicht zu überwinden, weder mit den Schrecken des Richtschwertes und des Scheiterhaufens, noch mit dem Gebrüll der Löwen und Tiger, welche in der Arena die Schafe und Lämmer der Herde Jesu zerrissen. Dann folgte ein Zeitabschnitt, in welchem Satan seine Kampfesweise änderte — er kam als listige Schlange! Er bot der Gemeinde Jesu einen Ehrenplatz inmitten der Welt, statt der Verfolgung den Schutz des römischen Kaisertums, die Bundesgenossenschaft der Staatsgewalten — und es gelang ihm!

In den Tagen Konstantins des Großen, des Begründers der christlichen Staatskirche, kam die Prophezeiung des Sendschreibens an Pergamus (Offenb. 2, 12—17) zur Vollendung: Die christliche Kirche, zur Weltmacht sich ausgestaltend, wohnte von nun an da, „wo der Thron Satans ist". Die Kluft, welche die Kirche Gottes von der verlorenen, vom Satan beherrschten Welt trennte, wurde überbrückt. Die Welt hielt mit fliegenden Fahnen Einzug in das Haus Gottes (1. Tim. 3, 15). Die Gemeinde Jesu wurde zu jenem **großen Baume,** unter dessen Zweigen alle möglichen Vögel, reine und unreine, wohnen und nisten konnten, wie der HErr es deutlich zuvorgesagt hatte (Matth. 13, 32). Oder, um in einem anderen Gleichnis der Schrift zu reden, die Gemeinde Jesu wurde zu jenem **großen Hause** (2. Tim. 2, 20), in welchem es sowohl

Gefäße zur Ehre, als solche zur Unehre gibt und geben muß, — in einem großen Hause kann es nicht anders sein.

Im Grunde trug nicht Kaiser Konstantin die Verantwortung für die Verschmelzung von Staat und Kirche, wenn er auch der Urheber des Gedankens und der ausführende Vollstrecker war, sondern die Untreue und Verweltlichung der Gemeinde Gottes und ihrer Führer hatten längst die Wege gebahnt und den Boden für den großen kaiserlichen Plan bereitet. **Das Konzil zu Nicaea** im Jahre 325 bildet den für alle Welt erkennbaren Entscheidungspunkt dieser Entwicklung.

Zunächst muß anerkannt werden, daß in Nicaea durch das Nicäische Bekenntnis (Symbolum von Nicaea) die göttliche Person des Herrn Jesu vor der Erniedrigung und Entstellung der Arianischen Irrlehren bewahrt wurde. Dieser Zentralpunkt christlicher Wahrheit wurde klar auf den Leuchter gestellt. Dem HErrn sei Dank für die Bewahrung dieses Zeugnisses!

Das Bekenntnis von Nicaea lautet:

„Ich glaube an einen einigen allmächtigen Gott, den Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, alles, das sichtbar und unsichtbar ist.

Und an einen einigen Herrn Jesum Christum, Gottes einigen Sohn, der vom Vater geboren ist vor der ganzen Welt, Gott von Gott, Licht von Licht, wahrhaftigen Gott vom wahrhaftigen Gott, geboren, nicht geschaffen, mit dem Vater in einerlei Wesen, durch welchen alles geschaffen ist; welcher um uns Menschen und um unserer Seligkeit willen vom Himmel gekommen ist, und leibhaftig worden durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria, und Mensch worden, auch für uns gekreuziget unter Pontio Pilato, gelitten und begraben und am dritten Tage auferstanden nach der Schrift, und ist aufgefahren gen Himmel, und sitzet zur Rechten des Vaters, und wird wiederkommen mit Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Toten, dessen Reich kein Ende haben wird.

Und an den HErrn den Heiligen Geist, der da lebendig macht, der vom Vater und dem Sohn ausgehet, der mit dem

Vater und dem Sohn zugleich angebetet und zugleich geehrt wird, der durch die Propheten geredet hat. Und eine einige heilige christliche apostolische Kirche. Ich bekenne eine einige Taufe zur Vergebung der Sünden, und warte auf die Auferstehung der Toten, und ein Leben der zukünftigen Welt. Amen."

Alle in diesem Bekenntnis niedergelegten Wahrheiten sind biblisch. Jedoch es fehlt darin der Zentralpunkt des Christentums: **Die Errettung des verlorenen Sünders durch den Glauben an das Versöhnungsopfer von Golgatha,** die Notwendigkeit der Bekehrung und Wiedergeburt; es fehlt das Zeugnis von dem Verderben des natürlichen Menschen, vom persönlichen Ergreifen der Gnade, von der durch den Heiligen Geist versiegelten Gotteskindschaft. Dies wird verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Sätze dieses Bekenntnisses dazu bestimmt waren, einen Damm gegen verderbliche Irrlehren zu bilden. Jedoch es ist wichtig, zu verstehen, daß ein formuliertes Bekenntnis — wie die Geschichte erwiesen hat — keine Bürgschaft zu bieten vermag für die Bewahrung der Einheit und Reinheit der christlichen Gemeinde. Warum nicht? Solches Bekenntnis stellt wohl die christliche Lehre als anerkannte Wahrheit hin, aber dann bleibt die große Lücke der persönlichen Lebensentscheidung für Christum und für die Wahrheit des geschriebenen Wortes. Solches Glaubensbekenntnis kann jeder unbekehrte Mensch unterschreiben, welcher mit dem Kopfe die christliche Wahrheit anerkennt, der aber noch nie mit dem Herzen den gegenwärtigen Erretter erlebt hat. — Natürlich kann ein kurz und knapp formuliertes Bekenntnis nicht die ganze Wahrheit der Bibel enthalten, dennoch vermißt der gläubige Christ das Zeugnis seiner lebendigen Hoffnung, daß nämlich die Gläubigen nicht auf das Gericht warten (Joh. 5, 24), sondern auf ihren wiederkommenden HErrn (1. Thess. 1, 9—10 und Phil. 3, 20), und daß jeder wahre Christ **ewiges Leben hat** (1. Joh. 5, 6—13). Nahezu 1600 Jahre hat das Glaubensbekenntnis von Nicaea neben dem sogen. Apostolischen Glaubensbekenntnis sowohl in der römischen, wie in der protestantischen Christenheit als der unantastbare, offi-

zielle und vollständige Ausdruck des christlichen Glaubens gegolten.*)

Über das Apostolikum sei hier noch folgendes erwähnt: In der römischen Kirche wurde gegen Ende des vierten Jahrhunderts die Sage verbreitet, die Apostel selbst hätten zu Jerusalem vor ihrer Trennung dies Bekenntnis verfaßt, indem jeder derselben einen Beitrag gegeben habe. **Daß aber das Bekenntnis von den Aposteln selbst nicht herstammt, ist** schon seit dem 15. Jahrhundert **oft dargetan und immer allgemeiner** (auch katholischerseits) **anerkannt worden.** Die Grundlage des sogenannten Apostolikums ist das alte Römische Taufbekenntnis, dessen Entstehung bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts zurückgeht. Späterhin erhielt dasselbe noch verschiedene Zusätze, z. B. sind die Worte: „niedergefahren zur Hölle" und „Auferstehung des Fleisches" später eingefügt worden. Die gegenwärtige Form des Bekenntnisses scheint im fünften Jahrhundert zum Abschluß gekommen zu sein. Im Abendlande war es stets bei der Taufe in Gebrauch, ohne daß man sich ängstlich an den Wortlaut band.

Im Konkordienbuche, der Zusammenfassung der evangelisch-lutherischen Bekenntnisschriften, sind drei Bekenntnisse, das des Athanasius, das Apostolische und das Nicänische, der Augsburgischen Konfession vorgedruckt und von 51 regierenden deutschen Herren und 35 deutschen Städten durch Unterschrift anerkannt als gemeinsame Bekenntnisse der ganzen Christenheit. Es würde den Tatsachen nicht entsprechen, wenn man heute das Apostolikum für unwesentlich erklären wollte. Der Ansturm, welchen vielerorts die Modernen innerhalb der protestantischen Christenheit gegen dies Zeugnis der christlichen Wahrheit führen, beweist, daß da für die Gottes- und Christusleugner in der Namenchristenheit ein Stein des Anstoßes liegt, den man wegschaffen möchte. Dies aber darf man sagen: Gott hat die Gnade gegeben, daß **das geschriebene Wort Gottes** seit den Tagen der Reformation allen Gläubigen in die Hand gelegt wurde. Heute, wo alle lesen können, darf jeder selbst aus der

*) In der griechischen Kirche hat das nicänische Bekenntnis das Apostolikum fast völlig verdrängt.

ungetrübten Quelle der Wahrheit schöpfen. Da führt der HErr durch Sein Wort die Seinigen von Licht zu Licht. Er gibt den Gläubigen alles das zurück, was seit den Tagen der Apostel an biblischer Wahrheit verloren oder vergraben wurde, alle Kleinodien des Glaubens.

Wir leben in den Tagen der Gemeinde von Philadelphia (Offenb. 3, 7—13), von welcher geschrieben steht: „Du hast Mein Wort bewahrt und hast Meinen Namen nicht verleugnet."

In solcher Zeit ist es der Mühe wert, die für die Gemeinde Jesu Christi so entscheidungsreichen Tage Konstantins des Großen im Lichte unparteiischer Geschichtsforschung anzuschauen, entkleidet von jenem frommen Schein, welchen die römische Tradition um die beteiligten Personen und um die entscheidenden Ereignisse gewoben hat.

Letzteres also ist Zweck und Ziel der nachfolgenden Studie. Möchte dieselbe dazu dienen, vielen Kindern Gottes den unversöhnlichen Gegensatz klarer zu zeigen, welcher für alle Zeit besteht zwischen der vom Satan beherrschten Welt und der aus der Welt erretteten Gemeinde Jesu Christi!

II.

Die letzte der zehn römischen Christenverfolgungen unter Kaiser Diokletian.

Das Christentum war durch den Duldungserlaß des Kaisers Gallienus (259) als religio licita (erlaubte Religion) anerkannt worden; damit schien die Zeit der Verfolgungen beendet. Über 40 Jahre blieb die christliche Kirche in einem Zustande der Ruhe; in dieser Zeit vermehrte sich unter allen Ständen die Zahl der Christen gewaltig. Freilich kamen mit der Menge derer, welche in dieser Zeit zum Christentum übertraten, wo es keinen Kampf kostete, ein Christ zu sein und zu bleiben, auch viele unechte, viele, die ohne wahre Be-

kehrung sich taufen ließen, die den Bruch mit ihrer Vergangenheit nicht gemacht hatten, ja, sogar viele, welche heidnische Laster mitbrachten. Auch die äußerliche Gestalt der christlichen Kirche veränderte sich durch den größeren Wohlstand; an die Stelle der einfachen Versammlungsräume traten in den großen Städten prächtige, tempelartige Kirchen.

Der Kaiser Diokletian, der vom Jahre 284 an, zuerst allein, dann seit dem Jahre 286 mit Maximianus Herkulius gemeinsam regierte, zeigte sich, wenigstens dem äußeren Anscheine nach, den Christen wohlgesinnt. Die Erzählungen von Verfolgungen in den ersten Regierungsjahren Diokletians sind mit zuverlässigen geschichtlichen Urkunden im direkten Widerspruch und daher durchaus unglaubwürdig. Im kaiserlichen Hofdienste hatten Christen bedeutende Ämter, es befanden sich sogar Gläubige unter den kaiserlichen Kammerherren.*) Freilich darf man daraus noch nicht auf eine besondere Vorliebe des Kaisers für die Christen schließen, denn schon unter Nero befanden sich Christen in des Kaisers Hause (Phil. 4, 22). Wenn nur erst einer dort als ein treuer Christ stand, so konnte dieser durch das Zeugnis seines Wandels und durch seine Glaubensgebete manche seiner Amtsgenossen für den Glauben gewinnen, oder er konnte dahin wirken, daß Gläubige gewählt wurden, um leer gewordene Plätze zu füllen.

Den römischen Staatsmännern lag damals stets der Gedanke nahe, daß die Herrlichkeit des römischen Reiches mit der alten heidnischen Staatsreligion auf das engste zusammenhänge und daß jene sich nicht wieder herstellen lasse ohne diese. Da nun Diokletian den Glanz des römischen Reiches zurückzurufen trachtete, so mochte es ihm dazu notwendig erscheinen, das seinem Bankerott entgegengehende Heidentum neu zu beleben und herzustellen. Das Christentum war und blieb eine unrömische Religion. Ohne Tempel, ohne Altäre, ohne Zeremonien, ohne Priester, ohne Feste war das Zeugnis von Jesu, dem Sohne Gottes, dem Erretter der Sünder, auf den Schauplatz getreten. Trotz aller Ströme von Zeugenblut, die nun

*) z. B. der Oberkammerherr Lucianus, dem der Bischof Theonas von Alexandria in einem auf uns gekommenen Briefe Ratschläge für seine Amtsführung erteilte.

seit 250 Jahren geflossen waren, drohte das Christentum, immer weiter um sich greifend, zur Alleinherrschaft zu gelangen und den nationalen heidnischen Kultus ganz zu verdrängen. Ein Kampf auf Leben und Tod mußte der letzten Entscheidung vorangehen. Es ist bezeichnend, daß in einer späteren Inschrift, worin sich der Kaiser der Unterdrückung des Christentums rühmt, den Christen der Vorwurf gemacht wird, daß sie den Staat zugrunde richteten.

Die Heiden sahen den Zeitpunkt der allgemeinen Mißachtung ihrer alten Heiligtümer und der Alleinherrschaft des ihnen verhaßten Christentums immer näher heranrücken. Sie waren entschlossen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um einen solchen Ausgang des bald 300jährigen Kampfes abzuwenden. Die heidnische Partei, zu der die meisten altrömischen Geschlechter, viele Staatsmänner, Heerführer, Priester, Gelehrte und Philosophen gehörten, bedurfte nur eines mächtigen Organs, um ihre Absichten durchzusetzen. Dies Organ bot sich dar in dem Schwiegersohne des Diokletianus, dem Cäsar Cajus **Galerius** Valerius Maximianus. Dieser Fürst war ursprünglich Hirt gewesen, hatte sich dann durch seine kriegerischen Talente bis zum Kaiserthron emporgearbeitet. Er war im blinden, heidnischen Aberglauben erzogen und demselben von ganzem Herzen ergeben. Er hielt besonders viel auf Opfer und Wahrsagereien. — Damals waren viele Christen in hohen und niederen militärischen Stellungen; man hatte sie bis dahin nicht gezwungen, etwas wider ihr Gewissen zu tun. Jetzt aber wurde dies anders. Galerius wollte alle diejenigen, welche sich weigerten, an den heidnischen Opfern teilzunehmen, aus dem Heere entfernen. Er erließ einen Befehl, daß alle Soldaten an den Opfern teilnehmen sollten. Im Jahre 298 fand die Feier des dritten Lustrums (ein Abschnitt von fünf Jahren), der an den Augustus Maximianus Herkulius verliehenen Cäsarenwürde, statt. Zur Feier des Festes wurden Opfer und Opfermahlzeiten gehalten, an denen nun alle Soldaten teilnehmen mußten. Viele gaben ihre Militärwürden hin, Hohe und Niedrige verließen den Kriegsdienst, um ihrem Glauben treu zu bleiben. Nur wenige wurden zum Tode verurteilt, vermutlich nur die, bei denen besondere Umstände eine scheinbare Veranlassung

gaben, sie nicht nur als Christen aus dem Heere zu entlassen, sondern sie auch als Majestätsverbrecher zu brandmarken.

Ein solcher Fall lag z. B. vor bei dem Centurio Marcellus zu Tingis in Afrika (jetzt Tanger). Dieser stand, als jenes Fest zu Ehren des Kaisers von der Legion auf heidnische Weise mit Opfern und Schmausereien begangen wurde, von der Soldatentafel auf und erklärte, indem er den Zenturionsstab, Gürtel und Waffen hinwarf: „Von diesem Augenblicke an höre ich auf, als Soldat euren Imperatoren zu dienen. Ich verachte es, eure hölzernen und steinernen Götter, welche taube und stumme Götzen sind, anzubeten. Wenn das der Soldatenstand mit sich bringt, daß man den Göttern und den Kaisern opfern soll, so werfe ich Stab und Gürtel hin. Ich entsage den Fahnen und bin kein Soldat mehr.“ Marcellus wurde angeklagt, daß er seine soldatischen Würdenzeichen öffentlich weggeworfen, daß er gegen die Götter und gegen den Kaiser vor dem ganzen Volke lästerlich gesprochen habe; er wurde zum Tode verurteilt.

Dies waren die ersten Vorzeichen der Verfolgung; weiterzugehen konnte der alternde Diokletian zunächst nicht bewogen werden. Jedoch im Winter des Jahres 303 kam Galerius mit Diokletian zu Nikomedien in Bithynien zusammen. Diokletian, der kränklich und schwach geworden war, ging damals schon mit dem Plane um, die Regierung bald niederzulegen — ein Zeichen seiner abnehmenden Kräfte. Er vermochte nicht der Energie des Galerius auf die Dauer Widerstand zu leisten; letzterer, unterstützt von eifrigen Heiden unter den höchsten Staatsbeamten, wandte alle seine Beredsamkeit an, um eine allgemeine Verfolgung gegen die Christen herbeizuführen. Diokletian gab endlich nach. Ein Hauptfest der Heiden, welches am 23. Februar gefeiert wurde, die Terminalia, gab die Veranlassung zum Anfange der Verfolgung. Mit dem ersten Tagesgrauen wurde die prächtige Kirche jener damaligen kaiserlichen Residenz, nachdem die darin vorgefundenen Handschriften der biblischen Bücher verbrannt worden, der Plünderung preisgegeben und darauf zerstört.

Am folgenden Tage wurde ein kaiserlicher Erlaß des Inhaltes öffentlich angeschlagen, daß die gottesdienstlichen

Versammlungen der Christen verboten seien, die christlichen Kirchen sollten niedergerissen, alle Handschriften der Bibel verbrannt werden. Diejenigen, welche im Staate Ehrenstellen und Würden besäßen, sollten dieselben verlieren, wenn sie vom Christentum nicht lassen wollten. Gegen alle Christen, von welchem Stande sie auch seien, sollte bei den gerichtlichen Untersuchungen die Folter angewandt werden. Die Christen von geringem Stande sollten des Genusses ihrer Rechte als Bürger und als freie Männer beraubt sein; die christlichen Sklaven sollten, solange sie Christen blieben, nie freigelassen werden dürfen. Inwieweit die Christen von niedrigem Stande den Genuß ihrer Rechte als Freigeborene verlieren sollten, war hier nicht bestimmt, man ließ den ausführenden Beamten im einzelnen Falle freien Spielraum. Sicher ist, daß in manchen Fällen freigeborene Christen zu Sklaven gemacht und zu den niedrigsten, schimpflichsten, ihnen nach ihrer früheren Lebensstellung ungewohnten Sklavenarbeiten verurteilt wurden. Dies geht klar aus demjenigen Erlaß hervor, durch welchen Konstantin später den Verfolgungsbefehl im Orient aufhob.

Man bot also planmäßig alle Mittel auf, um mit einem Schlage das Christentum ganz zu vertilgen. Neu war in diesem Verfolgungsplane, daß man den Christen ihre schriftlichen Glaubensurkunden entziehen wollte. In den früheren Verfolgungen hatte man es nur auf die Vernichtung der Lehrer und Führer abgesehen. Man hatte also die Bedeutung dieser Schriften für die Erhaltung und Fortpflanzung des christlichen Glaubens erkannt. Natürlich konnte durch die Zerstörung aller Handschriften der Bibel, wenn eine solche Maßregel sich hätte durchführen lassen, mehr ausgerichtet werden, als durch die Vertilgung der lebendigen Glaubenszeugen, deren Vorbild und Märtyrertod nur desto mehr Nachfolger erweckte. Gelang es wirklich, alle Exemplare der biblischen Bücher zu vernichten, so hatte man dadurch die Quelle beseitigt, aus der das wahre Christentum und das Leben der Gemeinde Jesu unversieglich immer von neuem wieder hervorging.

Der Ausbruch dieser gewaltigen Verfolgung ließ Gutes und Böses unter den Christen offenbar werden. Manche ließen sich durch die Furcht vor Marter und Tod schrecken; sie lieferten

ihre Handschriften der biblischen Bücher aus, welche alsdann auf öffentlichem Markte verbrannt wurden. Alle die dies taten, wurden als Verleugner aus den Versammlungen der Gläubigen ausgeschlossen. Andere dagegen forderten die heidnischen Obrigkeiten selbst heraus und suchten freiwillig den Märtyrertod. Unaufgefordert erklärten viele öffentlich, sie seien Christen, sie hätten allerdings Exemplare der heiligen Schriften, aber auf keinen Fall würden sie dieselben ausliefern. Vielfach wiesen solche Gläubige alle Mittel der Verschleierung, welche ihnen von wohlwollenden Beamten dargeboten wurden, feierlich zurück.

In einer numidischen Landstadt war eine Schar von Christen — unter ihnen ein Knabe in zartem Alter — in dem Hause eines Gemeindevorlesers um das Wort Gottes und zur Feier des Abendmahls versammelt. Man ergriff sie und führte sie nach Karthago ab. Dort sollten sie vor dem Tribunal des Prokonsuls verhört werden. Sie sangen auf dem Wege Loblieder zur Ehre ihres HErrn. Man wandte die Folter an, um ein Geständnis zu erpressen.

Zu dem Gemeindevorleser, in dessen Hause die Versammlungen gehalten worden waren, sagte der Prokonsul: „Du hättest sie nicht aufnehmen sollen." Er antwortete unter den Qualen der Folter: „Ich konnte nicht anders, als meine Brüder aufnehmen." Der Prokonsul: „Aber der kaiserliche Befehl mußte dir doch mehr sein." Der Vorleser: „Gott ist mehr als der Kaiser." Der Prokonsul: „Hast du denn heilige Schriften in deinem Hause?" Der Gefolterte: „Ich habe solche, aber in meinem Herzen."

Unter diesen Gefangenen war eine junge Christin, Viktoria, deren Vater und Bruder noch Heiden waren. Der Bruder, Fortunatianus, war herbeigekommen, um seine Schwester zur Verleugnung zu bewegen und ihr die Freiheit zu verschaffen. Da sie standhaft erklärte, sie sei eine Christin, gab der Bruder vor, sie sei ihrer Sinne nicht mächtig. Aber sie sprach: „Dies ist mein Sinn, eine Christin zu sein, und diesen Sinn habe ich nie verändert." Als der Prokonsul sie fragte: „Willst du mit deinem Bruder gehen?" antwortete sie: „Nein, ich bin eine Christin, und die sind meine Brüder, welche Gottes Gebote beobachten."

Einen Knaben, Hilarianus, meinte der Prokonsul durch seine Drohungen leicht schrecken zu können; aber auch in dem Kinde zeigte sich die Kraft Gottes mächtig. Er antwortete: „Tut, was ihr tun wollt, ich bin ein Christ."

Auf halbem Wege konnte man bei der angefangenen Verfolgung nicht stehen bleiben. Da jene Maßregeln ihren Zweck nicht erreichten, mußte man weitergehen. Es geschah nun folgendes: In dem kaiserlichen Palaste zu Nikomedien brach eine Feuersbrunst aus. Alsbald beschuldigte man die Christen, daß sie das Feuer aus Rache angelegt hätten. Indes es ist gewiß, daß man diese Anklage durch nichts erweisen konnte. Ein Geschichtsschreiber wirft sogar dem Galerius vor, selbst die Feuersbrunst angelegt zu haben, um die Christen anklagen zu können. Sicher ist, daß man die wahre Ursache nicht feststellen kann. Wie es aber auch sein mochte: die Christen wurden einer Verschwörung gegen den Kaiser beschuldigt. — Ohne zu prüfen, wen ein Verdacht treffen könne, wen nicht, verhaftete man eine Menge Christen. Grausame Foltern wurden angewandt, um ein Geständnis zu erpressen — jedoch ohne jeden Erfolg. Viele wurden mit Feuer oder Schwert hingerichtet, andere ersäuft.

Da nun alle Gefängnisse mit christlichen Bischöfen, Lehrern, Führern gefüllt waren, so erschien ein neuer Erlaß, daß diejenigen unter den Gefangenen, welche opferten, freigelassen, die übrigen auf alle Weise zum Opfern gezwungen werden sollten. Endlich erschien der vierte, schärfste Erlaß, im Jahre 304, welcher den vorstehenden Befehl auf alle Christen ausdehnte. In den Städten, in welchen man den kaiserlichen Befehl mit aller Strenge vollzog, wurde durch alle Straßen ausgerufen, daß alle Männer, Weiber und Kinder in den Tempeln sich einfinden sollten. Nach genauen Listen wurden alle namentlich aufgerufen. An den Toren der Stadt wurden alle Einpassierenden sorgfältig ausgefragt, und solche, die man als Christen erkannte, sogleich festgenommen. Zu Alexandia verbargen in dieser Zeit selbst Heiden die verfolgten Christen in ihren Häusern, und manche opferten lieber ihre Güter und ihre Freiheit, als diejenigen, die zu ihnen ihre Zuflucht genommen, zu verraten. Das Todesurteil war zwar nicht ausdrücklich gegen diejenigen

Christen ausgesprochen, welche es verweigerten zu opfern, aber es liegt auf der Hand, daß eine kaiserliche Verordnung, welche gebot, daß die Christen **auf jede Weise** zu opfern gezwungen werden sollten, fast noch mehr wirken mußte, als ein unbedingt ausgesprochenes Todesurteil. So waren denn die Bekenner Jesu aller Grausamkeit der Statthalter preisgegeben. Letztere kannten nunmehr — teils im heidnischen Fanatismus, teils im Trachten nach der Gunst des Kaisers — keinerlei Schranke des Gewissens oder der Gerechtigkeit. Jeder wußte, daß, wenn er irgendwie gegen die Christen zu weit gegangen sein sollte, ihn niemand darüber zur Verantwortung ziehen würde. Damals glaubten die Verfolger in ihrer Verblendung, über das unterdrückte Christentum wirklich triumphieren zu können.

Einer der vier Regenten, Constantius Chlorus, der als Cäsar über Gallien, Britannien und Spanien herrschte, war von menschenfreundlicher Gesinnung. Er war für die Verfolgung nicht zu gewinnen; er war zwar kein Christ, aber doch ein Freund der Christen. Es scheint, daß dieser Mann wirklich von der Nichtigkeit des Heidentums überzeugt war und aufrichtig an einen unsichtbaren Gott glaubte. Er bezeugte denjenigen Christen seiner Umgebung, welche sich ihrem Glauben treu erwiesen, in besonderer Weise Achtung und Vertrauen; er pflegte zu sagen, daß, wer seinem Gott nicht treu sei, noch weniger seinem Fürsten treu sein werde. Da er als Cäsar sich nicht geradezu als ungehorsam gegen das von den Augusten erlassene Edikt zeigen konnte, ließ er nur zum Schein hier und dort Kirchen niederreißen. In Gallien, wo er gewöhnlich residierte, hatten die Christen mitten unter den Verfolgungen, welche in den übrigen Provinzen stattfanden, volle Freiheit und Ruhe. In Spanien mochte er nicht soviel wirken können, doch war gewiß in keiner seiner Provinzen die Verfolgung von der Art, wie in anderen Gegenden. Noch mehr konnte dieser den Christen wohlgesinnte Herrscher ihnen von der Zeit ab nützen, als Diokletian und Herkulius im Jahre 305 die Regierung niederlegten, und Konstantius Chlorus selbst neben dem Galerius zum Augustus (Oberkaiser) erhoben wurde.

Verhängnisvoll wurde es dagegen für die Christen des Orients, daß nun im Osten in die Reihe der Cäsaren ein Mann

eintrat, der in seinem blinden, heidnischen Aberglauben und in seiner Grausamkeit mit dem Galerius völlig übereinstimmte — es war Cajus Galerius Valerius Maximinius. In denjenigen Provinzen, welche diesem Manne übergeben wurden, d. h. in Syrien und in den angrenzenden Gegenden des römischen Reiches und in Ägypten entbrannten naturgemäß die Christenverfolgungen mit erneuter Grausamkeit. Zuzeiten wurde man zwar des Wütens müde, da man merkte, daß man das Christentum doch nicht ausrotten konnte; alsdann ließ die Verfolgung für eine kurze Zeit nach; die Christen fingen an, aufzuatmen. Jedoch sobald die Feinde bemerkten, daß die Christen sich wieder sicher glaubten, erwachte von neuem ihre Wut und es begann ein neuer Sturm. So war es z. B. im Jahre 308. Ströme von Blut waren seit dem Anfange der Regierung des Maximinius in dessen Staaten geflossen. Da trat eine gewisse Ruhe ein. Man fing an, die zur Arbeit in den Bergwerken verurteilten Christen milder zu behandeln. Aber plötzlich erschien ein neuer, strenger kaiserlicher Befehl an alle Behörden, von den höchsten bis zu den niedrigsten, an die bürgerlichen, wie an die militärischen: die verfallenen Götzentempel sollten wieder aufgebaut werden, alle freien Männer und Weiber, alle Sklaven und selbst kleine Kinder sollten opfern und von den Opferspeisen essen. Alle Eßwaren auf dem Markte sollten mit dem Wasser oder Weine, welchen man bei den Opfern gebraucht hatte, begossen werden, um die Christen durch Gewalt mit Opferspeisen in Berührung zu bringen. Der Fanatismus und der Despotismus kannten keine Grenzen mehr. Ein neues, allgemeines Blutvergießen war die Folge. —

Darauf war bis zum Anfange des Jahres 310 wieder ein Stillstand eingetreten. Die Christen in den Bergwerken in Palästina durften sich sogar zum Worte Gottes versammeln. Als aber der Statthalter der Provinz einmal dahin kam und dies bemerkte, berichtete er es dem Kaiser. Die Gefangenen wurden nun voneinander getrennt und zu schwerer Arbeit angehalten. 39 Bekenner Jesu wurden gleichzeitig enthauptet. Dies war das letzte Blut, das während dieser Verfolgung im Orient floß.

Der Urheber der Verfolgung selbst, der Augustus Galerius, wurde durch eine schwere, schmerzhafte Krankheit, eine Folge

seiner Ausschweifungen, milder gestimmt. Vielleicht gewann in ihm der Gedanke Raum, daß der Gott der Christen ein mächtiger Gott sein müsse, dessen Zorne er verfallen sei und den er zu versöhnen suchen müsse. Es mußte ihm doch auffallen, daß er durch alle seine blutigen Maßregeln dem Christentume keinen Abbruch hatte tun können. Unter diesen Umständen erschien im Jahre 311 der merkwürdige kaiserliche Erlaß, welcher diesen letzten blutigen Kampf der römischen Kaisermacht gegen das Christentum beendigte: Es sei die Absicht der Kaiser gewesen, die Christen wieder zur Religion ihrer Väter zurückzuführen. Da aber doch die meisten Christen in ihrer Denkart verharrt wären, und man wahrgenommen, daß sie unter den Verfolgungen ihren Gott nicht verehren könnten, und doch auch den Göttern die schuldige Verehrung nicht bewiesen, so wollten nunmehr die Kaiser auch auf die Christen ihre gewohnte Gnade ausdehnen. Sie sollten wieder Christen sein und ihre Versammlungen halten dürfen, vorausgesetzt, daß sie gegen die Ordnung des römischen Staates nichts vornähmen. „So sollten sie nun nach dieser ihnen erwiesenen kaiserlichen Gnade zu ihrem Gott beten für das Wohl der Kaiser, das Wohl des Staates und ihr eigenes, damit der Staat in jeder Hinsicht gedeihe, und sie ruhig in ihren Wohnsitzen leben könnten!"

* *
*

So erklärte sich die römische Kaisergewalt selbst als besiegt durch das Ausharren der Christen. Welch eine Geschichte von Blut und Tränen, von Glaubenssiegen und Treue bis in den Tod!

Welch eine Predigt für die Gläubigen unserer Tage, die, so leicht umstrickt von der Welt und ihrer Lust, vom Golde und Besitze, von Ehrenstellungen und menschlichem Ansehen, so schnell vergessen, daß sie berufen sind, als Zeugen Jesu Christi inmitten der vom Satan beherrschten Welt zu stehen!

Kind Gottes, wenn du diese Geschichte der großen Christenverfolgung liest, gedenke deiner Brüder und Schwestern, die

damals alles auf den Altar der Treue legten, was sie hatten und waren, nicht nur Besitz, Familienglück und persönliche Freiheit, sondern auch ihr Leben. Jene Tausende von Gläubigen, welche mit den ausgesuchtesten Martern gefoltert wurden, hätten alle Leben und Gesundheit, Besitz und bürgerliche Ehre retten können durch ein einziges Wort. Sie brauchten nur zu sagen: Ich will dem Christentum absagen! Ich will den heidnischen Göttern oder dem Standbild des Kaisers opfern! Dann war ihre irdische Existenz gerettet. Aber freilich, dann war eine ewige Krone verloren, und niemals mehr wäre für einen solchen Verleugner eine Stunde wahren Glückes hier auf Erden gekommen.

Verstehe den großen Kampf zwischen Licht und Finsternis, in dem auch du stehst als ein verantwortlicher Streiter. Satan, der große Feind, hat sich nicht verändert — auch heute ist seine ganze List und Macht darauf gerichtet, jedes treue Zeugnis von Jesu auszulöschen. O, daß die Gläubigen der Gegenwart göttliche Begriffe empfangen möchten darüber, wie schrecklich es ist, der Welt Zugeständnisse zu machen. Halte deinem HErrn die Treue, bewahre den Glauben, schaue auf das Ziel, gedenke deines teuern HErrn, der für dich, ob Er gleich Gottes Sohn und der HErr der Herrlichkeit war, auf dem Kreuze litt und starb! Auch für dich steht geschrieben: „Sei getreu bis zum Tode, und Ich werde dir die Krone des Lebens geben“ (Offenb. 2, 10).

III.

Wie Konstantin der Große Alleinherrscher des Römischen Reiches wurde.

Die Diokletianische Christenverfolgung bildet den geschichtlichen Hintergrund für das Auftreten und den Erfolg Konstantins des Großen. Die Hunderttausende der Christen in den östlichen Provinzen des römischen Reiches waren bis dahin schonungs-

los der Grausamkeit und Willkür preisgegeben. Man stelle sich vor, was es für diese Christen war, nun zu vernehmen, daß ein Mann an die Spitze des Reiches trat, der sich einen Freund der Christen nannte.

Das große römische Reich besaß damals vier Herren. Zwei trugen den Titel Kaiser („Augustus"): Diokletian und Maximianus Herkulius; diese waren die Oberherrscher. Zwei trugen den Titel „Cäsaren": Galerius und Konstantius Chlorus, der Vater des Konstantin. Der Augustus war in jeder Reichshälfte der Oberkaiser, der Cäsar der Unterkaiser. Letzterem war aber die Hälfte der Provinzen zu selbständiger Regierung anvertraut. So regierten Diokletian und sein Cäsar Galerius im Morgenlande; Maximianus und sein Cäsar Konstantius im Abendlande.

Bald jedoch zogen sich Diokletian und Maximianus von der Regierung zurück, Galerius (der Christenhasser) und Konstantius Chlorus (der Christenfreund) starben. So kamen vier neue Herrscher auf die leer gewordenen Plätze: Im Orient: Licinius und Maximianus Daja; im Abendlande: Maxentius, Sohn des Maximianus Herkulius, und Konstantin, Sohn des Konstantius Chlorus; letzterer erhielt den Purpur zu York in England.

Wie schon erwähnt, hatte es Konstantius Chlorus standhaft verweigert, sich an den Grausamkeiten gegen die Christen zu beteiligen. Während im Orient das Christenblut in Strömen floß, genossen die Gemeinden in Gallien, Großbritannien und Spanien eine fast vollkommene Freiheit. Die Folge war, daß die Christen dem Konstantius mit dankbarer Liebe ergeben waren; diese Hingabe übertrugen sie auch auf seinen Sohn Konstantin. Letzterer nahm es zunächst als ein überkommenes väterliches Erbteil auf sich, die Beschirmung des Christentums fortzusetzen.

Von nun an tritt in allen Kämpfen die religiöse Frage in den Vordergrund. Jeder Kaiser charakterisiert sich, mit oder ohne sein Wollen, als Beschützer oder Gegner des offiziellen Heidentums. Das Heidentum war tatsächlich die nationale Religion des römischen Kaiserreiches, im besonderen die der Senatoren und der alten Familien und aller derer, welche das alte Rom im nationalen Glanze herstellen wollten. Wird das

sich ausbreitende Christentum imstande sein, diese alten Bande zu lösen? Wird es vermögen, das römische Kaisertum, die regierenden Gewalten des Reiches, vom Heidentum zu trennen? Die tief einschneidende Bedeutung dieser Frage hatte zur Folge, daß jeder politische Zwiespalt sich in religiöse Gegnerschaft verwandelte. Wenn einer der Kaiser sich zugunsten der Heiden erklärt, so fordert sein Gegner schnell bei den Christen die Mittel, ihn zu bekämpfen. Am Vorabend jeder Schlacht befinden sich in einem der Feldlager heidnische Priester und Wahrsager, während in dem anderen das Kreuz aufgerichtet wird. —

Jedoch während es sich nur um einen Kampf der Religionsparteien zu handeln schien, verfolgte Konstantin ein ganz anderes Ziel: **Die Einheit des Reiches.** Vier Kaiser waren da, hinfort wollte er der einzige sein, daher war die allmähliche Verdrängung seiner drei Mitkaiser das eigentliche Ziel Konstantins während der ersten Zeit seiner Regierung.

Mit Maxentius, seinem nächsten Rivalen, mußte er beginnen. Um den Besitz des ganzen Reiches zu gewinnen, mußte er sich zuvor die Alleinherrschaft im Abendlande sichern. An Vorwänden pflegt es in solchen Fällen nicht zu fehlen. Dem alten Maximianus Herkulius war seine Abdankung leid geworden, er hatte die Krone zurück verlangt. Maxentius, sein Sohn, beeilte sich keineswegs, sie ihm wiederzugeben. Maximianus suchte und fand einen Zufluchtsort in Gallien bei Konstantin. Diesem gab er seine Tochter Fausta, welche die erste allzu unbedeutende Frau des jungen Kaisers ersetzte. Als aber Maximianus anfing, politische Ränke zu schmieden, ließ Konstantin seinen Schwiegervater umbringen. Dies war der erste Mord in der Familie; es sollten noch viele andere folgen.

Maxentius, der zu Rom herrschte, erinnerte sich nunmehr seiner Kindespflicht — er wollte den Tod seines Vaters rächen. Jedoch die Ermordung seines Vaters war nur der Vorwand für seinen Kampf; in Wahrheit handelte es sich darum, wer Herr des Abendlandes verbleiben werde.

Konstantin brach mit seinem Heere auf, um gegen Rom zu marschieren. Er erwog endgültig die zwischen den Göttern zu treffende Wahl. Daß Maxentius ihm mit den heidnischen

Zeremonien entgegentreten würde, begleitet von den feierlichen Wünschen des Volkes und des Senates, war selbstverständlich. Auf wen sollte nun Konstantin sich stützen? Sein Vater Konstantius hatte sich immer wohl befunden, indem er den Gott der Christen mit Schonung behandelte. Warum sollte er nicht die Hilfe dieses Gottes in Anspruch nehmen?

In dieser Zeit nun erlebte Konstantin angeblich eine Vision. Wie Eusebius schreibt, ist dem Kaiser vor seinen Söhnen und seiner Armee ein feuriges Kreuz erschienen mit der Inschrift: **„In diesem Zeichen wirst du siegen!"** Aber was bei Eusebius eine Vision ist, wird bei einem anderen Zeitgenossen, Lactantius, dem Hofmeister der Kinder des Konstantin, als Traum berichtet. Die Glaubwürdigkeit des Berichtes des Eusebius wird auch dadurch erheblich geschwächt, daß die als Zeugen aufgeführten Kinder, außer dem ältesten Sohne, Krispus, noch gar nicht geboren waren. Endlich wird die Inschrift bei einigen als eine griechische, bei anderen wieder als eine lateinische erzählt. Es ist einleuchtend, daß wir hier eine der vielen frommen Sagen vor uns haben, durch welche der Glanz großer Persönlichkeiten vor der Menge erhöht zu werden pflegt. Sicher ist allerdings, daß Konstantin damals das Labarum machen ließ, eine Fahne, auf der das Kreuz mit jener Inschrift angebracht war. Dies Feldzeichen prangte fortan vor den Augen der Armee Konstantins.

Dieser, aus Gallien mit seinem Heere aufbrechend, überschritt den Mont-Cenis und schlug die ihm entgegengesandten Feldherren des Maxentius in Oberitalien, eroberte Turin und Mailand.

Die Entscheidung nahte, Maxentius mußte unter den Mauern Roms um sein Reich kämpfen. Als Heerführer war er nicht hervorragend; er führte seine Truppen über den Tiberfluß. Für seinen Rückzug ließ er eine Schiffbrücke schlagen. Am 27. Oktober 312 kam es bei den roten Felsen zur Schlacht, in welcher die beiden Religionen, Christentum und Heidentum, um die Herrschaft zu kämpfen schienen.

Konstantin führte seine gallischen Reiterscharen selbst gegen den Feind; vor diesem heftigen Anprall stob die Armee des Maxentius auseinander. Vergebens weihen die Prätorianer sich

dem Tode, um den Übergang über den Fluß zu verteidigen. Maxentius flieht, die Schiffbrücke bricht unter der dicht gedrängten Menschenmasse zusammen; der Kaiser findet seinen Tod im Schlamm, aus dem er sich wegen seiner Eisenrüstung nicht hervorarbeiten kann. An demselben Tage hält Konstantin, das stolze Haupt mit glänzendem Helm bedeckt, seinen Einzug in Rom. Von allen Fenstern schaut man dem Defilieren der siegreichen Truppen zu. Der Senat beeilt sich, den Sieger ehrerbietig zu begrüßen. — An den roten Felsen hatte das offizielle Heidentum seinen Todesstoß erhalten. Dennoch wagte Konstantin noch nicht, gegenüber den Repräsentanten des Heidentums zu Rom sich offen auf die Seite der Christen zu stellen. Kaiser und Senat tauschten nun zweideutige Begrüßungen und Zuschriften aus, in denen Christen- und Heidentum gleichmäßig gemeint sein konnten. Der bequeme Ausdruck „Gottheit" diente beiden Teilen, um ihre einander feindlichen Gedanken zu verbergen.

Jetzt aber machte Konstantin einen Meisterstreich: **Er proklamierte die Religionsfreiheit!** Dieser wichtige Beschluß wurde in Mailand zur Ausführung gebracht; dort hatte Konstantin mit dem oströmischen Kaiser Licinius, der sein Schwager war, eine Zusammenkunft. Dorthin wurde auch der alte Diokletian, der ehemalige Verfolger der Christen, mit strengem Befehle gerufen. Diokletian, wohl wissend, mit wem er es zu tun hatte, erschien nicht, er erwählte den Tod durch Verhungern. Die Kundgebung der Religionsfreiheit, welche Konstantin in Mailand erließ, ist bemerkenswert wegen ihrer Ausdrucksweise; sie sagt ganz modern: **„daß es jedem freistehe, die Religion anzunehmen, die ihm am besten paßt."** Dies war aber nur ein trügerisches Auskunftsmittel, um die Entscheidung hinauszuschieben. Konstantin war entschlossen, das Christentum **zur Staatsreligion zu machen.**

Wenn die Gemeinde Jesu Christi das geblieben wäre, was sie in den Zeiten der Apostel war, so würde für solchen Gedanken kein Raum in dem Kopfe eines großen Staatsmannes gewesen sein. Von der Gemeinde Jesu Christi steht zweierlei geschrieben: 1. „Ich habe ihnen Dein Wort gegeben, und die Welt hat sie gehaßt, weil sie nicht von der Welt sind, gleich-

wie Ich nicht von der Welt bin. Ich bitte nicht, daß Du sie aus der Welt wegnehmest, sondern daß Du sie bewahrest vor dem Bösen. Sie sind nicht von der Welt, gleichwie Ich nicht von der Welt bin" (Joh. 17, 14—16). — 2. „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, eine heilige Nation, ein Volk zum Besitztum, damit ihr die Tugenden Dessen verkündigt, Der euch berufen hat aus der Finsternis zu Seinem wunderbaren Licht; die ihr einst nicht ein Volk waret, jetzt aber ein Volk Gottes seid; die ihr nicht Barmherzigkeit empfangen hattet, jetzt aber Barmherzigkeit empfangen habt" (1. Petr. 2, 9—10).

Eine solche von der Welt gehaßte Gemeinde, welche allein die Ehre ihres himmlischen Königs sucht, konnte niemals das Gefäß werden, welches die nationale Religion eines Weltreiches umschloß.

Aber die christliche Kirche war in den Tagen Konstantins nicht mehr die vom Wesen der Welt getrennte Gemeinde der Heiligen, sondern sie war bereits eine große religiöse Organisation, sie hatte schon eine Hierarchie. Sie umschloß zwar viele Tausende von wahren Jüngern Jesu, von himmlisch gesinnten Menschen, aber in ihrer Gesamtheit stellte sie sich als eine mächtige Körperschaft dar, welche eine himmlische Lehre mit irdischer Gesinnung und Berechnung verband. Solche Kirche war allerdings für den Staat bündnisfähig.

Man blieb nicht einen Tag bei der Glaubensfreiheit stehen, welche in Mailand verkündigt worden war. *Freiheit* wollte damals niemand, weder die Kirche, noch Konstantin — es handelte sich um **die Herrschaft, um das Reich.** Das Heidentum *wollte die Gewalt behalten, das Christentum wollte* sie *erlangen*. Das war die Wahrheit.

Konstantin seinerseits verfolgte zunächst mit Entschlossenheit den Plan, Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches zu werden, er wollte die übrigen Kaiser und Cäsaren aus dem Wege räumen. Maxentius war unterlegen, es blieben noch Licinius und Maximianus Daja zu beseitigen. Maximianus war der am wenigsten zu Fürchtende und der am meisten dem Heidentum Ergebene. Er hatte sogar versucht, die Christenverfolgung wieder anzufangen. Er gehörte nicht zur Familie

Konstantins, daher machte man bei ihm den Anfang. Licinius wurde beauftragt, den Kaiser dieser Last zu entledigen. Die beiden Heere begegneten sich in den Ebenen von Adrianopel. Hier, wie immer, trat die religiöse Frage von selbst in den Vordergrund. Maximianus zeigte sich als Verteidiger der alten Religion, Licinius als der der neuen. — Als es zum Kampfe kam, trug die Zukunft den Sieg über die Vergangenheit davon. Der geschlagene Maximianus durchzog Klein-Asien und nahm seine Zuflucht nach Tarsus. Dort suchte er seinen Schmerz durch niedrige Ausschweifungen zu betäuben und nahm schließlich Gift. Vor seinem Ende ließ er die Götzenpriester töten, die ihm so schlecht geraten. — Licinius ersäufte die Witwe des Maximianus Daja und ließ dessen Kinder erwürgen. Hiermit nicht zufrieden, tötete er auch die Witwe des Diokletian, dessen Tochter Valerie und den Sohn des Galerius. Bei der Nachricht von dieser blutigen Vernichtung der gesamten Familie ihrer Verfolger erklärten die Christen öffentlich, daß die Stunde der Rache gekommen sei. — Ein wenig christlicher Schrei der Freude hallte damals durch das ganze Reich.

Von den vier Regenten des großen römischen Reiches waren jetzt nur noch zwei übrig, Licinius und Konstantin. Konstantins Plan, sich seiner Nebenbuhler zu entledigen, nahte sich der Erfüllung; er hatte eine seiner Schwestern dem Licinius vermählt, die andere hatte Bassienus, ein Offizier von hohem Range, geheiratet; diese beiden Schwäger waren jetzt dem Konstantin unbequem. Bassienus wurde zuerst fortgeräumt. Er wurde geheimer Umtriebe angeklagt und zum Tode verurteilt. Licinius zu beseitigen war schwieriger, es genügte nicht, ihn zu verdammen, er mußte zuvor besiegt werden. Man warf ihm vor, daß er die Umtriebe des Bassienus begünstigt habe. Unter diesem Vorwande wurde er angegriffen. Licinius trat bei dieser Wendung sofort als Beschützer des Heidentums auf, da sein nunmehriger Feind, Konstantin, der Kaiser der Christen war. Wiederum kam es bei Adrianopel zum Zusammenstoß. In dem Lager des Konstantin, voll von christlichen Priestern, sah man das Labarum prangen, umgeben von militärischen Ehren. Licinius hatte die heidnischen Oberpriester, die Wahrsager und Zauberinnen zu sich gerufen, der Rauch der

Opfer umgab ihn von allen Seiten. Der Kampf begann. Auf der einen Seite rief man: „Götter unserer Väter!" — auf der anderen: „Gott unser Heiland!" Konstantin war ein tapferer Soldat und geschickter General — er wurde Sieger und verfolgte den Licinius bis nach Asien; dort schlug er ihn zum zweiten Male zu Chrysopolis, dem heutigen Scutari. Die Gattin des besiegten Licinius, die Schwester des Konstantin, Konstantia, kam nach Nikomedien, um Gnade für ihren Mann zu bitten, die Konstantin ihr auch eidlich zusagte. Licinius, vom Thron gestoßen, erhielt die Erlaubnis, fortan in Thessalonien zu leben. Aber nach weniger als einem Jahr ließ sein Schwager ihn erdrosseln.

So hatte Konstantin sein nächstes Ziel erreicht: Er war Alleinherrscher des ganzen gewaltigen römischen Reiches, von Britannien bis Nordafrika und Ägypten, von Gallien und Spanien bis Persien. Aber welch blutbefleckter, verbrecherischer Weg hatte diesen Großen der Erde zu solchem Erfolge geführt!

War es **Gott,** der ihm den Sieg gegeben hatte? Hatten die Siege Konstantins etwas zu tun mit dem Kreuze, welches seinem Heere vorangetragen wurde, oder mit der Person des Sohnes Gottes, dessen heiligen Namen Konstantin so oft anrief? Wer vermöchte solches zu denken! Sicherlich vollzog sich die Gestaltung dieser großen politischen Ereignisse unter der waltenden Macht und Zulassung des ewigen Gottes, sie mußten der Erfüllung Seiner Ratschlüsse und Gerichte, wie auch der Segnung, Bewahrung und Vollendung derer dienen, von welchen es in Wahrheit galt: „Der HErr kennt, die Sein sind!" (2. Tim. 2, 19.) Jedoch, wenn man Konstantin den Großen und seine Macht betrachtet, erkennt man über dieser mächtigen Herrschergestalt den Fürsten der Welt, welcher einst sprach: „Ich will dir alle diese Gewalt und ihre Herrlichkeit geben; denn mir ist sie übergeben, und wem irgend ich will, gebe ich sie" (Luk. 4, 6).

IV.

Das Konzil von Nicaea.

Konstantin war Alleinherrscher; er verfolgte jetzt mit Zähigkeit seinen Plan, das Christentum zur Staatsreligion zu machen. Dies Streben führte zu den wichtigen Ereignissen der Konzile von Arles (i. J. 314) und Nicaea (i. J. 325).

Mit dem Konzil von Arles hatte es folgende Bewandtnis: Die Christen waren allmählich immer weltlicher geworden. Der traurige Zustand der Gemeinden war für alle treuen Gläubigen Schmerz und Schmach zugleich. Vielerorts bemühte man sich, dem eingedrungenen Übel entschlossen entgegenzutreten. Sollte dies gelingen, so war es nötig, mit ernster Zucht die unbekehrten Weltkinder aus der Gemeinde auszuschließen, vorsichtig in der Aufnahme der angeblich Neubekehrten zu verfahren, vor allem mußte der allgemein eingerissenen bedingungslosen Aufnahme der unbekehrten Kinder der Gemeindemitglieder entgegengetreten werden. Jedoch es zeigte sich alsbald, daß das Unheil der Verweltlichung zu tief eingerissen war. Die strengen Anschauungen und Forderungen fanden vielfach Widerspruch und führten naturgemäß zu Parteiungen (vergl. 1. Kor. 11, 19). Die Folge war, daß die, welche es ernst meinten, sich von der Menge der verweltlichten Christen trennten. Der Führer der ernsten und glaubenstreuen Christen war der Bischof Donatus; seine Anhänger bildeten den größeren Teil der nordafrikanischen Christen. Nach dem Führer nannte man die ganze Partei Donatisten. Jedes Jahrhundert des Christentums hatte derartige Erscheinungen: Das zweite Jahrhundert hatte die Montanisten, das dritte die Novatianer, das vierte die Donatisten. Den Donatisten war es ernst, die Gemeinde Gottes in Heiligkeit bewahrt zu sehen. Je mehr die Welt in die Gemeinde Gottes eingedrungen war, um so mehr verlangte man eine ernste Kirchenzucht. Man lehnte unter diesen Umständen die Wiederaufnahme der Gefallenen und Ausgeschlossenen grundsätzlich ab. Dies war erklärlich; denn die Hauptveranlassung zum Hervortreten der Donatisten lag in den zahlreichen Fällen von Abtrünnigkeit und Verleugnung während der Verfolgung des Diocletian. Die Gemeinde sollte jetzt gereinigt werden von den Untreuen und Verrätern.

In den hierdurch entstandenen Streitigkeiten riefen die Donatisten die Entscheidung Konstantins an; wahrlich ein folgenschwerer Entschluß! Alsbald folgte das Eingreifen des Kaisers in die inneren Angelegenheiten der christlichen Gemeinde. Es war ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte der Kirche und der Völker, als der römische Kaiser dazu gedrängt wurde, Einheit und Ordnung in der Kirche ebenso herzustellen, wie dies in betreff des Staates seine Pflicht war. Aber Konstantin war ja der Beschützer der Christen, daher waren alle Teile geneigt, seinen Beistand anzurufen. Die Donatisten überreichten dem Prokonsul Ancelin eine an den Kaiser gerichtete Bittschrift: „Wir wenden uns an dich, allervortrefflichster Kaiser!" Konstantin, der eine Religion geträumt hatte, die ganz geordnet, ganz eins, mächtig und stark wäre, ward beim Empfang der Bittschrift allein schon in dem Gedanken erbittert, daß vielleicht nicht alle eines Sinnes sein könnten. — Kraft seiner Verordnung fand bald darauf zu Rom die erste Vereinigung von Bischöfen statt und zwar im Palast des Lateran, welcher der Kaiserin Fausta gehörte. Vier Bischöfe der Gallier und wohl fünfzehn aus Italien fanden sich zusammen. Man verdammte die Donatisten. Diese appellierten aufs neue an den Kaiser. Konstantin, noch ein Neuling in der Rolle eines Richters über Glaubensangelegenheiten, ließ sich bereden. Er gab den Bescheid, daß er den Beschluß der Bischöfe revidieren werde und trug seinem Prokonsul auf, die Sache zu untersuchen. Nunmehr wurden also Bischöfe von Regierungsbeamten in ihrer Sache verhört. Da nun aber auch die Gegner der Donatisten den Kaiser bestürmten, so entschloß dieser sich, das Konzil von Arles zu berufen. „Ich halte es für meine Pflicht," sagte er, „diese Ärgernisse nicht zu dulden, welche die Gottheit erzürnen könnten."

Es sei darauf hingewiesen, daß in den Tagen Konstantins jene „Aufseher und Hirten" in den Versammlungen der Gläubigen, welche, berufen durch den Heiligen Geist (Apgesch. 20, 28), in den Tagen der Apostel ihren gesegneten Dienst in Stille und Demut taten (1. Petr. 5, 1—4), kaum noch vorhanden waren. Dieselben hatten einst ihren Dienst als eine kostbare Gabe von Gott angenommen (1. Tim. 3, 1—7), ohne nach Geld oder Menschenehre zu trachten. Jetzt waren viele dieser zuvor schlichten „Aufseher" verwandelt in Bischöfe im Sinne religiöser Machthaber und Herrscher. Der Klerus

hatte sich herausgebildet, es gab einen Priesterstand. Der Unterschied zwischen Geistlichen und Laien trat in die Erscheinung. Man hatte vergessen, daß die Schrift jeden wahren Christen einen Geistlichen nennt (1. Kor. 2, 12—16 u. Gal. 6, 1), vergessen, daß die ersten „Laien", von denen die Schrift sagt, daß sie ungelehrte und ungebildete Leute waren, Petrus und Johannes waren. (Apgesch. 4, 13.) Vierzig Bischöfe bildeten das Konzil von Arles; sie entschieden abermals gegen die Donatisten. — Gestützt auf das Urteil dieses Konzils dachte Constantin nur noch daran, die Donatisten zu unterdrücken, denn diese erschienen ihm jetzt als Empörer. Er sprach von Einkerkerung, von Verbannung. — So betrat der Kaiser auf Bitten der Kirche den Weg der Verfolgung. Dies war das Resultat des Konzils von Arles.

Im Jahre 325 folgte **das Konzil von Nicaea.** Hier handelte es sich in erster Linie nicht um einen Streit wegen der Kirchenzucht wie zu Arles, sondern um das Fundament der christlichen Wahrheit, um die Anerkennung oder Leugnung der unantastbaren göttlichen **Person und Natur Jesu Christi.** — Es handelte sich um die Irrlehren des Arius.

Unsere modernen liberalen Theologen erniedrigen Christus zum Menschen. War Jesus nur ein Mensch, so ist das ganze Christentum durchstrichen, dann gibt es weder Erlösung noch Versöhnung, infolgedessen auch keine Gewißheit der Vergebung der Schuld. Dann gibt es keinen auferstandenen, gegenwärtigen HErrn, keine Erwartung des aus den Himmeln wiederkommenden Sohnes Gottes, keine Zuflucht zu dem allmächtigen Freunde, der alle Dinge trägt mit dem Worte Seiner Macht. Dann ist zugleich die Bibel in ihren Aussprüchen über den Sohn Gottes ein Buch der Lügen, das ganze Christentum wird ein frommes Märchen, eine kraftlose Religion. Der von Gott in Ewigkeit geborene ewige Sohn, das ist das Geheimnis, welches das Wort Gottes als Gegenstand unserer Anbetung hinstellt.

Heute befinden sich Scharen von Theologen auf den Kanzeln und Kathedern, welche dem Sohne Gottes die Krone Seiner Gottesherrlichkeit vom Haupte reißen wollen. Da ist es bemerkenswert, daß **die Arianische Irrlehre** keineswegs soweit ging, dem HErrn Seine göttliche Natur abzusprechen, nein — die Lehre lautete: Christus sei vom Vater **geschaffen,** nicht **geboren.** Diese Lehre

führte, wenn man so sagen darf, zu der Anschauung: Es ist ein Gott da — der Vater — und ein Halbgott — der Sohn. Daß diese Lehre in Nicaea verworfen und verurteilt, und die biblische Wahrheit über die Person Jesu bezeugt wurde, darüber haben wir noch heute Ursache, Gott zu preisen.

Arius war Priester an einer Kirche zu Alexandria; man rühmte seine Kenntnisse. Er gehörte zum Sprengel des Bischofs Alexander. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß Arius eine neue Lehre verbreite, nach welcher der Sohn, wenngleich vor der Zeit geschaffen, doch nicht ewig sei wie der Vater. Der Bischof Alexander, ein schon alternder Greis, hatte im ersten Augenblick den dreisten Versicherungen des gelehrten Arius gegenüber geschwankt. Jedoch er hatte einen jungen bis dahin noch unbekannten Sekretär an seiner Seite, Athanasius, einen Mann von unbezähmbarer Energie. Von diesem angestachelt, faßt der Patriarch wieder Mut. Er entschließt sich, Arius vorzuladen, spricht das Anathema über ihn aus und stößt ihn aus der Kirche. Arius wendet sich darauf an die Bischöfe von Nikomedien und von Cäsarea (sie hießen beide Eusebius). Diese nehmen seine Partei und verteidigen ihn. Da tritt ein anderer Kämpfer mit in den Streit ein — Konstantin selbst, der Kaiser! Sein erstes Gefühl bei dieser schwierigen Sache war das der Ungeduld; der Zwiespalt in der Kirche, dessen Bedeutung er anfangs unterschätzte, reizte ihn. Er schrieb an Alexander und an Arius; er erbot sich, die Meinungsverschiedenheit zu schlichten und befahl ihnen, der Sache ein Ende zu machen. Umarmt euch, und sprechen wir nicht mehr davon! Nachdem dieser Brief ohne Erfolg geblieben war, schickte der Kaiser einen Bischof des Abendlands, Osius, nach Alexandrien mit dem Auftrage, die Sache zu untersuchen und ihm zu berichten. — Osius entschied gegen Arius. — Da entflammte des Kaisers Zorn. Er begriff, daß, um Frieden zu haben, um die Kirche in Zucht zu halten, er den abtrünnigen Unruhstifter strafen müsse, und demgemäß erließ er an Arius ein niederdonnerndes Schreiben. — Dennoch ließ er sich in eine briefliche Diskussion mit ihm ein. — Unter den befremdlichen Beweisgründen, welche seitens des Kaisers dazu bestimmt waren, die Torheit des Arius zu beweisen, zitiert der Kaiser ihm die Prophezeihung der Sybille Erythräa. Wenn der Abtrünnige die Authenticität dieser Orakel leugnen sollte,

werde er ihm das Original selbst schicken. Klarer war das Schlußurteil: „Jeder deiner Anhänger soll eine zehnfache Kopfsteuer zahlen und zu den öffentlichen Lasten herangezogen werden." — Was tat darauf Arius? Er ging — ausgerüstet mit den Instruktionen der beiden Bischöfe Eusebius — direkt zu Konstantin. Der kaiserliche Theologe, der, wenn er nicht die Feder führte, niemand zu seiner Hilfe neben sich hatte, wurde natürlich durch die geschickten feinen Unterscheidungen des gelehrten Arius leicht in Verlegenheit gebracht. Nicht wissend, wie er sich raten sollte, faßte Konstantin die Idee, die Einheit herzustellen, indem er sich an die gesamte Kirche wandte, um irgendwo alle Bischöfe der bewohnten Erde zu versammeln. **Das Konzil von Nicaea wurde beschlossen.**

Es liegt unzweifelhaft in der Idee eines allgemeinen Konzils eine gewisse Größe, welche die Einbildungskraft verführt. Jedoch gegen solche großartige Unternehmungen darf man den Argwohn hegen, daß dieselben nicht der Sache Gottes und der Wahrheit dienen werden, sondern den Interessen der Welt. Eins ist klar: Bei einer solchen Massenzusammenkunft geistlicher Würdenträger tritt unvermeidlich der Anspruch der Unfehlbarkeit auf. Es war durchaus natürlich, daß Konstantin nach der Beendigung dieses Konzils schrieb: „Die Lehre, über welche dreihundert Bischöfe sich geeinigt haben, kann nur eine von Gott eingegebene Lehre sein." Jedoch das wichtigste, entscheidende, dauernde Ergebnis des Konzils von Nicaea ist nicht die Verwerfung der arianischen Irrlehre, nicht das Nicaenische Glaubensbekenntnis, sondern die Begründung der Staatskirche und die Legung der Fundamente für die römische Kirche, zu deren stolzem Bau in Nicaea — wenn auch unbewußt — alle Vorarbeiten geleistet wurden.

Die christliche Kirche hatte längst das Kleid der Fremdlingschaft auf Erden abgelegt, sie war bereits eine Organisation geworden, die in ihren Bischöfen und ihrer Priesterschaft ihre verantwortlichen Repräsentanten vor das Auge der Welt stellte, sie war ein Körper, mit dem der Staatsmann Konstantin als mit einem Machtfaktor rechnete. Der abgesonderte geistliche Stand trat in Nicaea mit dem als selbstverständlich betrachteten Anspruch vor die Öffentlichkeit, daß der Priesterstand der in Sachen des Glaubens und der

Lehre allein berechtigte Vertreter des Christentums sei. Gegen diese Meinung erhob sich damals von keiner Seite Widerspruch, auf den man hätte Rücksicht nehmen müssen. Von hier ab war es eine allgemein herrschende Meinung, daß die Kluft zwischen Priesterstand und Laien von Rechts wegen bestand. Zugleich tritt die geistliche Hierarchie neben die politische; jetzt sind die beiden Faktoren vorhanden, welche das Bündnis zwischen Staat und Kirche zur Wirklichkeit machen können. Der Augenblick war gekommen, in welchem das große Ereignis stattfinden mußte: die Vereinigung der Kirche mit dem Staat und die Anerkennung der Kirche durch den Kaiser als eine der beiden großen Organisationen, welche von ihm geführt und beherrscht werden sollten.

Es war nicht anders möglich, die weltlich gewordene Kirche mußte eine nationale werden. Das Wort „Glaube" hörte auf, den Begriff einer erlebten Bekehrung in sich zu schließen. Die aufeinanderfolgenden Generationen der Bevölkerung wurden als selbstverständlich ebenso in die Verzeichnisse der Bürgerschaft wie in die der Kirche eingetragen. Es war daher eine natürliche Folge, daß kirchliche Provinzen gebildet wurden, welche den kaiserlichen Provinzen entsprachen. Es gab vier Patriarchen gegenüber den vier Prätorianer-Präfekten; es gab Metropolitane gegenüber den gewöhnlichen Präfekten, und Bischöfe den untergeordneten Staatsämtern gegenüber. Die Beamten der Kirche und die des Staates regierten, wenn auch von zwei verschiedenen Seiten betrachtet, im Grunde doch dieselbe Gesellschaft. Dieser Prozeß mußte sich vollziehen, denn das einzige Hindernis, welches sich hätte entgegenstellen können, das Heidentum, hatte nicht Macht und Kraft genug, um ein solches Vorgehen zu stören. Ohne Zweifel konnte man noch lange Zeit Heiden im römischen Reiche finden. Dennoch — unerachtet des Vorhandenseins noch ganz beträchtlicher Heidenmassen, unerachtet ihrer seitens der Kaiser immer noch verlängerten sehr schonenden Behandlung, und unerachtet des Umstandes, daß man bis auf Theodosius eine große Menge heidnischer Gebräuche offiziell aufrecht erhielt — fühlte die Welt, daß die soziale und politische Macht nun mit dem christlichen Bekenntnis verbunden war; die Nation und die führende Gesellschaft in derselben trug den äußerlichen Stempel des Christentums. Das Christentum in der Form der Staatskirche bildete nunmehr den nationalen Religions-Kultus.

Dies war die wesentlichste Frucht von Nicaea. Wir leben noch heute in dem Schatten dieses gewaltigen historischen Ereignisses, ja man sagt nicht zu viel, wenn man ausspricht, daß noch heute die große Menge der Namenchristenheit und ihrer Führer von den Gedankengängen von Nicaea beherrscht ist. — Die führenden Kreise in der bekennenden Christenheit denken — vereinzelte Staaten und Personen ausgenommen — nicaeanisch.

Die Erregung von einem Ende des Reichs bis zum anderen war groß, als man die Berufung des Konzils erfuhr. Der Kaiser trug vollständig die Reisekosten der Bischöfe, stellte ihnen öffentliche Fuhrwerke zur Disposition und errichtete Relais-Stationen auf den schönen mit Quadern gepflasterten Straßen, die damals das Reich durchzogen und deren mächtige Überreste wir noch heute an manchen Stellen sehen. Dreihundert Bischöfe setzten sich in Bewegung, begleitet von einem Heer von Priestern der niederen Geistlichkeit. Fast alle kamen aus dem Orient; denn unter den Mitgliedern dieses sogenannten ökumenischen Konzils gab es nur wenige Italiener oder Spanier. Welch eine Versammlung, in ihrer Art einzig in der Welt!

Hier alte Märtyrer mit ihren verbrannten Händen, ihren erloschenen Augen und verstümmelten Gliedern. Dort durch ihre Strenge berühmte Einsiedler, durch ihr rauhes Ziegenhaargewand als solche gekennzeichnet. Auch einige Heilige waren gekommen, von denen jeder Wundertaten erzählt: Z. B. dieser Bischof von der Insel Kreta, der zu gleicher Zeit Hirte war, hatte das Vorrecht, daß ihm niemals ein Schaf durch Diebe geraubt werden konnte: Wenn man die Schafe nehmen wollte, so blieben sie fest auf dem Boden kleben und keine Gewalt konnte sie losreißen. Eines Tages jammerten den Bischof die armen Diebe. „Nehmet," sagte er ihnen, „damit ihr euch nicht ganz umsonst bemüht habt, ich schenke euch ein Schaf." Dergleichen Geschichtlein wurden damals mit leichtgläubiger Begeisterung aufgenommen.

Im übrigen richteten sich die Blicke auf die Helden des Tages, die beiden Eusebius, Beschützer des Arius, sowie auf Alexander und den kleinen dürftigen Mann, der die Schritte des Bischofs unterstützte — es war Athanasius. Man sah nicht nur Römer und Griechen beim Konzil, es gab auch Bischöfe aus den wilden Völkern: Perser und Goten.

Der Kaiser ließ auf sich warten. Am 4. Juli 325 angekommen,

erhielt er schon am Abend Eingaben und Bittschriften. Jede Partei wandte sich an das eigentliche, wirkliche Oberhaupt des Konzils. Die Eröffnung ward für den nächsten Tag bestimmt. Der Stadtpalast war eingerichtet worden. Die Bischöfe rangierten sich in dem großen Saal, wo Sitze für sie bereit standen. Schweigend erwartete man die Ankunft des Kaisers. Endlich öffnen sich die Türen, die Offiziere der kaiserlichen Garde schreiten voran. Alles erhebt sich. Konstantin war in Purpur gekleidet, strahlend von Gold und Diamanten, das Haupt mit dem Diadem geschmückt. Auf seinem Throne angelangt, grüßte er leicht die Versammlung, die Bischöfe setzten sich, nachdem er Platz genommen hatte. Hierauf hielt Konstantin seine lateinische Rede; ein Dolmetscher übersetzte Satz für Satz.

Die große Schwierigkeit im Arianischen Streite bestand darin, einen Ausdruck zu finden, den die Arianer nicht angenommen hätten; denn sie sprachen ebensogut von der Göttlichkeit Christi wie die anderen.*) Endlich fand man das berühmte Wort „Wesenseinheit", welches die absolute Gleichheit der Natur zwischen Vater und Sohn anzeigte. Vielleicht hätten die Arianer auch diesen Ausdruck sofort angenommen; da aber in einem Briefe des Eusebius derselbe schon verworfen war, so konnten Eusebius und seine Partei demselben nicht mit Anstand beistimmen. Trotzdem nahmen sie ihn nachträglich an. — Alle Bischöfe, mit alleiniger Ausnahme von zweien, unterschrieben das Glaubensbekenntnis von Nicaea. Als die Arbeit getan und das Konzil beendet war, gab der Kaiser den Bischöfen ein großes Fest. Die hervorragendsten Mitglieder des Konzils fanden an dem Tische des Kaisers Platz. Konstantin triumphierte; strahlend in der Freude seines Herzens und in der Befriedigung seines Ehrgeizes, sah er sich auf dem höchsten Gipfel seiner souveränen Macht angelangt. Er war Herr der beiden großen Organisationen, die ihm beide unterworfen waren; er hoffte, daß in der einen wie in der anderen der volle Friede herrschen werde, wie ihn nur irgend eine geordnete Polizei und Verwaltung herzustellen vermag. Konstantin durchschritt den Saal, beugte sich vor den Einsiedlern, küßte die Wunden der Märtyrer und ließ allen die

*) So wie auch heute die Leugner der göttlichen Geburt und der leiblichen Auferstehung des HErrn alle biblischen Ausdrücke falschmünzerisch gebrauchen, um ihre Zuhörer irre zu führen.

Ermahnungen und Ergießungen seiner theologischen Beredtsamkeit angedeihen.

Der Autorität des Konzils und seiner Festsetzungen wurde eine besondere Sanktion seitens des Kaisers gegeben durch Strafverfügungen. Arius und seine Anhänger wurden verbannt; auch war es fortan bei Todesstrafe verboten, die Schriften des Arius zu lesen. Welcher Triumph für Athanasius und seine Umgebung! Die große Mehrzahl der Bischöfe war überaus befriedigt von den Resultaten des Konzils. Manche freilich, welche nur der Macht nachgegeben hatten, behielten sich vor, später ihre Unterschriften zu erklären und in ihren Gemeinden zu dem Glaubensbekenntnis von Nicaea die arianischen Erläuterungen zu geben. Endlich trennte man sich. Konstantin hatte die Bischöfe mit prächtigen Geschenken überhäuft. In kaiserlichen Wagen verließen die Prälaten die Stadt, und die ganze römische Welt unterhielt sich von dem großen Ereignis, das sich soeben vollzogen hatte.

Selbstverständlich hat man nicht verfehlt, an das Konzil den Schmuck verschiedener Wunder zu knüpfen. Man erzählte, daß auf dem Platz des Konzils selbst plötzlich ein Springbrunnen aufgesprungen sei. Man sagte, daß man bei der Überzählung der Stimmen immer 319 Stimmende gefunden habe, obgleich die Zahl der anwesenden Bischöfe nur 318 betrug. Vergeblich zählte und zählte man immer wieder; man kam immer auf 319. So wollte man durch diese Legende den Glauben erwecken, daß Gott Selbst der unsichtbare Stimmabgeber gewesen sein sollte, welcher auf diese Weise jedem Dekrete Seine Genehmigung verlieh.

Schließlich wurde noch ein letztes staunenswertes Wunder berichtet. Zwei Mitglieder des Konzils waren während seiner Dauer gestorben. Was geschah? Die Akten der Versammlung waren versiegelt und über Nacht eingeschlossen worden. Am anderen Morgen, nachdem man die Siegel gelöst hatte, entdeckte man, daß zwei neue Unterschriften hinzugefügt worden waren. Die beiden gestorbenen Bischöfe waren aus ihrem Grabe erstanden, um diesen Dokumenten das Zeugnis auch ihrer Namen einzuverleiben.

In Wahrheit erhielt das Konzil seine Bedeutung durch die Person des Kaisers. Der Glanz der kaiserlichen Majestät verlieh den Beschlüssen des Konzils die Autorität — denn hinter diesen Beschlüssen stand die Macht des Kaisers. Wer hat das Konzil berufen? Wer

den Vorsitz in demselben geführt? Wer hat dessen Dekrete bekannt gemacht und ausführen lassen? **Nur Konstantin!** Er war in jeder Beziehung der Mittelpunkt. Er hat durch das Konzil von Nicaea die Staatskirche geschaffen.

V.

Wer war Konstantin?

Konstantin der Große gehört zu denjenigen geschichtlichen Gestalten, von denen sich die Nachwelt ein deutliches Bild verschaffen kann. Christliche und heidnische Schriftsteller haben seine Taten berichtet; die unter dem Namen Codex Theodosianus überlieferte Gesetzessammlung enthält eine ganze Reihe von Gesetzen Konstantins. Außerdem haben wir noch eine Anzahl Briefe und Reden von ihm, von denen freilich einige der längsten nur unter seinem Namen und mit seinem Wissen veröffentlicht wurden, die er aber sicherlich nicht persönlich verfaßt hat. Dazu kommen eingehende Lebensbeschreibungen seiner Zeitgenossen, die freilich teils von Liebe, teils von Haß gefärbt sind.

Nach diesen zum Teil urkundlichen Quellen kann niemand eine erkennbare Bekehrung Konstantins zum Christentum behaupten. In seinen Reden und Briefen findet man nur eine einzige Äußerung, in welcher er das Zeugnis seines Gewissens betreffs seiner Schuld ausspricht; im übrigen redet er viel von göttlichen und christlichen Dingen, zum Teil in überschwänglichen Worten — aber von persönlichem Glauben, vom Erleben des HErrn ist keine Rede. Er kommt niemals über verstandesmäßige Erwägungen hinaus, deren wesentlicher Inhalt immer darin gipfelt, daß der Erfolg in dem großen religiösen Kampfe zugunsten des Christentums entschieden habe. Mit einer solchen durch den berechnenden Verstand vermittelten Hochschätzung des Christentums, ist sowohl seine blutbefleckte Grausamkeit, die sich zum Teil gegen die nächsten Verwandten richtet, als auch seine bis zuletzt bezeugte Anbequemung an heidnischen Aberglauben sehr wohl vereinbar. Allein in dem

Maße, als wir den christlichen Wert seiner Persönlichkeit gering anschlagen, wächst die Bedeutung, welche sein Zeugnis für die weltgeschichtliche Wirkung des Christentums gewinnt.

Konstantin richtete (ebenso wie Diokletian) sein Auge auf das sich ausbreitende Christentum, weil ein Staatsmann diesen mächtigen Faktor der Zukunft nicht wohl übersehen konnte. Weil Konstantin aber den Diokletian an Einsicht weit übertraf, so wurde er der umgekehrte Diokletian. Letzterer sah in den Christen deshalb die gefährlichste Gegnerschaft einer festen Reichsordnung, weil die Christen eine göttliche Macht und Autorität bezeugten und ehrten, die hoch über dem römischen Kaiser und dem irdischen Staate stand. Konstantin dagegen erkannte in der Geistesmacht der christlichen Lehre und in der Treue und Hingebung der Bekenner Jesu diejenige Macht, welche, weit kräftiger und frischer als das sinkende Heidentum, neue, belebende Kräfte in die Zukunft der römischen Welt zu tragen schien. Mit diesen Anschauungen erhob Konstantin das Feldzeichen des Kreuzes angesichts der heidnischen Weltstadt zum Panier seines Heeres. Eine Bestätigung für diese Auffassung finden wir in dem von Konstantin und seinem Mitregenten Licinius erlassenen Duldungsedikt vom Jahre 313. In dieser Proklamation wird den Christen zum erstenmal nicht nur volle Religionsfreiheit gewährt, sondern auch Ersatz für bisherige Beraubungen und Schädigungen. In diesem Erlaß wird das Wort „**corpus**“ viermal von der Christenheit gebraucht. Man ersieht aus diesem Ausdruck, daß Konstantin, der weltkluge Staatsmann, einen gewaltigen Eindruck von der Einheit und Geschlossenheit aller Christen empfangen hatte. Von da ab stützt sich Konstantin immer entschiedener auf die Christen, und immer entschlossener stößt er die Heiden zurück. Der mächtigste und allein entscheidende Herrscher in der ganzen damaligen Kulturwelt gibt jetzt der Christenheit, dieser bis dahin tief verachteten und verspotteten, blutig verfolgten Gesellschaft, das Zeugnis, daß sie in der Tat die Welt zusammenhält. Das, was zuvor verborgen war in den Herzen der gläubigen Christen: Die Wahrheit und Macht der göttlichen Person ihres himmlischen HErrn, die Realität ihres Glaubens, ihrer Hoffnung, das wird jetzt von dem Herrn der römischen Welt aus Staatsklugheit öffentlich proklamiert als höchste Wahrheit auf Erden. Das offizielle Bekenntnis des römischen Reiches war

bisher, daß die Götter des hergebrachten heidnischen Kultus im Himmel die Herrschaft führen. — Jetzt wird der Gott, für welchen Tausende von Christen ihr Blut vergossen und ihr Leben preisgegeben, öffentlich als der Höchste und Alleinige anerkannt. Während bis dahin für den Kaiser als irdische Gottheit die Anbetung von seiten des Staates gefordert worden war, bekennt jetzt der Kaiser (mit dem Munde wenigstens) den gekreuzigten Sohn Gottes als den HErrn.

Nur ein großer Geist, ein seiner Zeit vorausschauender Denker, konnte so handeln. Neben diesen Eigenschaften eines großzügigen Geistes war Konstantin zugleich ein großer Feldherr, ein tapferer Soldat, ein Menschenkenner und Herrscher, der alle seine Umgebungen weit überragte, dabei ein Staatsmann und Diplomat ersten Ranges. Sein weltumspannender Blick erfaßte die Bedeutung jener Stadt, die nun seit 1600 Jahren seinen Namen trägt, in deren Besitz auch heute noch die Diplomaten Europas den Schlüssel der Macht über den Orient erblicken. Sicherlich, der Titel „des Großen" gebührt Konstantin in der Geschichte von Rechts wegen. Jedoch, wenn man ihn als den ersten christlichen Kaiser bezeichnet, bedarf dies der Einschränkung. Zweifellos hat er als Herrscher in großartiger Weise das Christentum, so wie er es erfaßt hatte, zum Eckstein seiner Regierung und Politik gemacht, aber seine eigene Person trägt nicht die Kennzeichen eines Christen.

Nicaea bezeichnet diejenige Etappe im Leben Konstantins, auf welcher seine Religiosität zu einer historisch-bedeutungsvollen Entfaltung kam. Er bekannte dort öffentlich den christlichen Glauben, ja, er trat in die Reihen der Theologen und Prediger. Er kanzelte mehrfach die Bischöfe ab oder huldigte ihnen, je nach Neigung und Bedarf. Er begann in seinem Hause selbst religiöse Vorträge zu halten — und doch ist diese Zeit von Nicaea eng eingerahmt **von seinen ersten und letzten Familienmorden.** Er hatte mit seinem Schwiegervater angefangen, dem alten Kaiser Maximianus Herkulius, dem Vater der Fausta. Er hatte fortgefahren mit seinem Schwager Bassienus. Er hatte aufgehört mit seinem anderen Schwager Licinius, den er hatte töten lassen, unerachtet der inständigen Bitten seiner Schwester Constantia, und unerachtet der ihr eidlich gegebenen Versprechungen. Dies geschah im

Jahre 324. Jetzt kommen wir zu Mordtaten, die einen noch viel übleren Charakter tragen. Sie folgen den christlichen Ergüssen von Nicaea. Das Konzil fand 325 statt, im Jahre 326 ließ Konstantin seinen Sohn Krispus und seine Gattin Fausta ermorden. Dies hatte folgende Bewandtnis: Konstantin hatte zwei Frauen: die erste, Minervina, von geringer Herkunft, hatte ihm Flavius Julius Krispus geboren, die andere, von kaiserlichem Blute, Fausta, hatte ihm seine übrigen Kinder gegeben. Daher darf man wohl zwei Gruppen in der Umgebung des Kaisers annehmen, die gegen einander kämpften. Wenn Krispus seine Stiefmutter Fausta zur Feindin hatte, so stand er andererseits unter dem Schutze seiner Großmutter Helena, der ersten Frau von Konstantins Vater, die ebenfalls einer fürstlichen Heirat wegen von diesem verstoßen worden war.

Krispus hatte schon eine glänzende Laufbahn begonnen. Er war Heerführer und genoß eine große Popularität. Ohne Zweifel war es gerade dieser Umstand, auf den seine Feinde sich stützten, um ihn seinem Vater verdächtig zu machen. Man stellte ihn als einen besorgniserregenden Rivalen dar; man kannte Konstantins Eifersucht und seinen unerbittlichen Ehrgeiz. Man zog auch vielleicht das hinzu, was Konstantin seinen Glauben nannte, indem man ihm einleuchtend zu machen suchte, daß jeder Rivale, mochte er wollen oder nicht, notgedrungen der Heiden-Partei sich anschließen und ihr Führer werden müsse. Nun war die Wirksamkeit der heidnischen Partei damals sehr spürbar; der Empfang, den Konstantin bei seinem letzten Aufenthalte in Rom gefunden hatte, bewies ihm, daß das Heidentum noch mächtig war und ihm seinen Abfall nicht verziehen hatte.

Fausta benutzte die aus solchen Erwägungen hervorgekommene Spannung zwischen Konstantin und Krispus; sie trieb ihren Mann dazu, den Krispus zu ermorden. Man hörte plötzlich, daß der junge Prinz nach Pola in Istrien gebracht worden war, wo er im Sommer 326 getötet wurde.

Zur selben Zeit traf aus dem Orient eine andere Nachricht ein: Der Neffe Konstantins, Sohn des Licinius — ein Kind von zwölf Jahren — war auf Befehl des Kaisers den Armen seiner Mutter entrissen und unter haarsträubenden Nebenumständen er-

würgt worden. — Auch dieser Knabe konnte möglicherweise ein Rivale werden, und dies verzieh der Kaiser ihm nicht.

Fausta und ihre Freunde triumphierten; aber ihr Triumph war von kurzer Dauer. Die Beschützerin des Krispus, Helena, die Mutter Konstantins, kam schleunigst aus dem Orient herbei und erfüllte den Palast ihres kaiserlichen Sohnes mit ihrem Wehegeschrei. — Alsbald rächte Konstantin das Verbrechen mit einem Verbrechen und beeilte sich, sein Gewissen dadurch zu beruhigen, daß er von neuem Blut vergoß.

Er begann damit, ein wahres Blutbad unter denjenigen seiner Beamten anzurichten, welche bei den gegen Krispus gerichteten Intriguen beteiligt gewesen waren. Aber noch nicht zufrieden mit diesen Opfern niederer Herkunft, befahl er den Tod seiner Frau. Fausta wurde in einem heißen Bade erstickt.

Die Hoffeste nahmen während dieser ganzen Zeit ihren Fortgang; der Kaiser besaß die erforderliche Härte des Gewissens, um den glänzendsten Prunk zu entfalten und den Firnis der Religion mit erschreckender, scheinbarer Innigkeit über seine begangenen Verbrechen zu breiten.

Man wird geneigt sein, unter diesen Umständen Konstantin als einen großen Heuchler abzustempeln — vielleicht tut man ihm damit trotz all seiner blutigen Verbrechen Unrecht. Die heidnischen Schriftsteller haben später behauptet, Konstantin sei, indem er nicht wußte, wie er nach so vielen Bluttaten sich reinwaschen sollte, von den heidnischen Opferpriestern, die ihm die Reinigung versagten, mit frommer Entrüstung zurückgestoßen worden. Da habe er es für leichter erachtet, sich zum Christentum zu wenden, wo er hoffen durfte, durch die Taufe, das „Bad der Reinigung", gerecht vor Gott zu werden. — Dies ist sicherlich eine Fabel; der Kaiser war 326 nicht mehr in der Lage, die heidnischen Opferpriester um Rat zu fragen. Dennoch ist hier der erklärende Gedanke für den ganzen Weg, den Konstantin ging. Die Kirche, wie man sie neugestaltet hatte, mit ihren magisch wirksamen Sakramenten, mit ihrer Taufe, die man sich als letztes Mittel und als Heilsgarantie aufsparen konnte, schien für das schwer belastete Gewissen eine erwünschte Zuflucht zu bieten. Denn in der von Konstantin regierten Kirche war das Wort „Glaube" nicht mehr gleichbedeutend mit „Bekehrung und Lebenserneuerung."

Das trügerische Menschenherz war zu allen Zeiten imstande, die christliche Lehre zu bekennen, ohne Jesum Christum als HErrn und Gebieter anzunehmen. Wie oft begegnen wir Scheinbekehrungen, die den alten Menschen unberührt lassen. Wie viele schon bezeugten, das Evangelium angenommen zu haben, aber der Bruch mit der Vergangenheit wurde nicht gemacht, weder mit der Lieblingssünde, noch mit dem Geiz, noch mit ungöttlichen Freundschaften und Feindschaften.

Konstantin war innerlich ein Heide geblieben, äußerlich zum Christentum übergetreten. Er blieb aber trotz dieses äußeren Wechsels seines religiösen Kleides der, welcher er war: der ehrgeizige, gewalttätige, ungebrochene, hochbegabte, selbstbewußte Konstantin. Sehen wir uns die Natur seiner Beweggründe an. Als er dazu kommt, über die Wahl einer Religion nachzudenken, versucht er es, ob der wahre Gott ihn beschützen werde. Als der Versuch gelingt, erfaßt er mit seinem organisatorischen Talent, den Plan einer neuen Nationalreligion, zu deren Führer er sich zu machen beschließt. Er hat den Gott gewechselt, aber nicht das Herz geändert.

Da Konstantin ein entschlossener Mann war, so führt er den Umtausch seiner Götter mit Energie und Glanz durch. Nicht nur das Labarum trug das Kreuz und die Inschrift: In hoc signo vinces! — nein, die Schilde seiner Soldaten trugen das Monogramm Jesu Christi. Das Labarum war in Wahrheit ein Fetisch, dessen Konstantin sich bediente, um in seinen Schlachten den Sieg zu erringen. Insoweit es sich um den irdischen Erfolg handelte, war es Konstantin mit dem Christentum ernst. Als später seine Mutter Helena angeblich das wahre Kreuz hatte ausgraben lassen, wurde dies Holz ein neues, nützliches Stück christlichen Götzendienstes. Man kann dies alles treiben, man kann Feuer und Inbrunst für die christlichen Lehren an den Tag legen, man kann für die Einheit der großen Gemeinschaft, der Christenheit eifern — ohne Jesum zu kennen.

Eine gerechte Beurteilung Konstantins wird wohl zu dem Ergebnis kommen, daß er weniger ein raffinierter Heuchler war, als ein Mann, der völlig blind war an den Augen seines Herzens über sich selbst wie über den HErrn, dessen Namen er so feierlich bekannte. Dazu kam, daß Konstantin klar erkannt hatte, daß das

Christentum die Partei der Zukunft und mithin die Partei der Macht und des Erfolges sei.

Aus diesen Überlegungen übernahm Konstantin die Führerschaft der Christen. Erwägt man dies, so kann man nicht sagen, daß Konstantin nur den Schein des Glaubens angenommen, daß er nur Komödie gespielt habe. Keineswegs. — Er war überzeugt, daß die bessere Religion sich auf der Seite befinde, wo sich der Erfolg ihm zeigte. Diese Überzeugung läßt das natürliche, selbstsüchtige, arge Menschenherz unberührt und erklärt vollkommen die Energie, welche Konstantin in betreff der Annahme des Christentums entwickelte.

Man wird anerkennen müssen, daß Konstantin den einmal betretenen Weg nicht verlassen hat, im Gegenteil, er hat mit der ganzen Energie seiner Person diesen Weg durchgehalten. Insofern darf man vielleicht sagen: Konstantin war aufrichtig in seiner Annahme des Christentums; aber dieselbe beruhte nur auf Erwägungen des Verstandes und Berechnungen des Nutzens. Deshalb blieb sein Herz und Leben völlig unverändert. Die Folgen konnten nicht ausbleiben: Das Christentum, welches nun römische Staatsreligion wurde, war vom heidnischen Geiste durchdrungen. Um was handelte es sich denn bei dem Christentum am byzantinischen Hofe? Dogmen zu bekennen, gewisse Formen anzunehmen, in den geregelten Rahmen einzutreten; der Geistlichkeit und der angenommenen Tradition zu gehorchen und zu gelegener Zeit die magische Wirkung der Sakramente zu empfangen.

Die Grundlage wirklichen Christentums, der persönliche Glaube, die Bekehrung, die Willenshingabe an den HErrn trat in den Hintergrund und fand ihre Ausprägung nur noch in einzelnen Persönlichkeiten und kleinen Kreisen.

Wie wenig Konstantins Herz und Gewissen von der Wahrheit des Evangeliums berührt war, geht aus der großen Vorsicht hervor, mit welcher er stets das offizielle Heidentum schonte. Seine politische Geschicklichkeit gestattete ihm, daß seine Soldaten ihn mit dem Zuruf begrüßten: „Mögen die Götter dich erhalten!“ Er legte, wie die heidnischen Kaiser, die Kleidung des Oberpriesters an. Er befahl durch ausdrückliche Erlasse, wenn der Blitz in eins seiner Schlösser eingeschlagen hatte, daß die Wahrsager

ihre Götter aus den Eingeweiden der Tiere nach der Ursache befragen sollten.

Die Monumente seiner Regierung tragen sämtlich den Stempel dieser zweideutigen Stellung. Sein Triumphbogen enthält Reliefbilder, welche den Göttern dargebotene Opfer darstellen. Seine Medaillen zeigen Abbildungen des Jupiter, Mars oder der Minerva; wenn das Labarum sich darauf befindet, so ist dasselbe in die Hände einer heidnischen Viktoria gelegt. Konstantin errichtete am Schlusse seiner Regierung zum Lobe seiner Macht und Frömmigkeit — nicht mehr in Rom, sondern in Konstantinopel — jene berühmte Porphyr-Säule, auf der man oben die Statue Apollos, unten das Paladium des Aeneas und zwischen beiden ein Stück des angeblichen wahren Kreuzes Christi sah. — Ein treffendes Bildnis seines Charakters und seines Christentums.

Konstantin der Große genoß bis zu seinem 64. Jahre eine volle, ungeschwächte Gesundheit. Da zum ersten Male fühlte er die Gebrechen des Alters. Seine Erkrankung bewog ihn, nach der von seiner Mutter angelegten Stadt Helenopolis zu reisen, um die dortigen warmen Heilquellen zu gebrauchen. Indessen sein Leiden verschlimmerte sich, er fühlte etwas von Todesnähe. In diesem Zustande begab er sich in die Kirche, welche dem Andenken des Märtyrers Lucian geweiht war. Hier legte er das von den Taufbewerbern (Katechumenen) geforderte, gewöhnliche Sündenbekenntnis ab und die Bischöfe erteilten ihm den Segen. Er begab sich sodann nach einem Schlosse bei der Residenzstadt Nikomedien, wo er die Bischöfe versammelte und in ihrer Mitte durch den Bischof Eusebius von Nikomedien kurz vor seinem Sterben getauft wurde, wahrscheinlich am 21. Mai 337 — am 22. Mai starb er. Bei seiner Taufe legte er das Gelübde ab, daß, wenn ihm Gott das Leben schenke, er von nun ab an den Versammlungen der Gemeinde Gottes mit den Gläubigen teilnehmen wolle. Dies hatte er nämlich bis dahin nicht getan.

Die Erklärung, weshalb Konstantin der Große seine Taufe so lange aufschob, wird darin gesucht, daß er in der Taufe eine magische Sündentilgung erblickte. Deshalb schob er seine Taufe bis zum Ende seines Lebens auf, um zuvor in seinen Handlungen nicht beengt zu sein durch die göttlichen Gebote und um anderer-

seits sicher zu sein, daß er schließlich von allen Flecken seines Lebens gereinigt werde.*)

Es sei noch erwähnt, daß Konstantin der Große sowohl von den Heiden unter die Götter versetzt wurde, als von den byzantinischen Christen mit dem Namen „der Apostelgleiche" verehrt wurde. Er zählt zu den Heiligen der anatolischen, der armenischen und der russischen Kirche, welche sein Fest am 21. Mai begehen.

Dies ist das geschichtliche Bild des Begründers der christlichen Staatskirche. Dasselbe klar anzuschauen, ist sicherlich von Bedeutung. Unter welchem Richterspruch wir Konstantin den Großen in der Ewigkeit finden werden, darüber steht dem Menschen kein Urteil zu. Die Toten stehen vor Gott! Nicht ein Mensch ist Richter, sondern Der, „welcher auch das Verborgene der Finsternis an das Licht bringen und die Ratschläge der Herzen offenbaren wird" (1. Kor. 4, 5). Wer dürfte sich anmaßen, einen Menschen im Blick auf die Ewigkeit selig zu sprechen oder zu verdammen? **„Einer ist der Gesetzgeber und Richter, Der, welcher zu erretten und zu verderben vermag"** (Jak. 4, 12).

*) Diese Auffassung war in jener Zeit eine weit verbreitete. Es kam daher häufig vor, daß solche Personen, welche noch freien Spielraum für Sündendienst offen halten wollten, ihre Taufe hinausschoben.

* *
*

Doch der feste Grund Gottes besteht und hat dieses Siegel: Der HErr kennt, die Sein sind; und: Jeder, der den Namen des HErrn nennt, stehe ab von der Ungerechtigkeit.

2. Tim. 2, 19

Aus der Finsternis zum Lichte.

(Anschließend an die früheren Berichte unter gleicher Überschrift. Zuletzt Heft II 1912.)

XVI.

Die Bekehrung eines Philologen, von ihm selbst erzählt.*)

„Obwohl aus einem kirchlich gläubigen Hause stammend, habe ich mich doch sehr früh schon von christlichen Anschauungen emanzipiert und kam immer mehr dahin, im Christentum ein kultur- und lebensfeindliches Element zu erblicken. Es erschien mir daher als eine der dringendsten Aufgaben des modernen, nach geistiger Selbständigkeit und froher Lebensbejahung ringenden Menschen, mit den uns durch Erziehung und Tradition noch anhaftenden christlichen Anschauungsresten gründlich aufzuräumen, um ohne hemmende altorientalische Anschauungen unsere ganze Kraft den modernen Kulturaufgaben widmen zu können. Im Verkehr mit gleichgesinnten, atheistischen Freidenkern, besonders aus dem Monistenbund, suchte ich immer wieder das Christentum als den eigentlich zu bekämpfenden Feind hinzustellen. Ich sollte darum auch an einer noch zu gründenden Schule mitwirken, die geradezu darauf hinarbeiten sollte, das „orientalische Gift“, wie ich in meiner Verblendung das Christentum mit Vorliebe nannte, aus den Kindesseelen auszurotten, um sie für eine „vorurteilsfreie“, d. h. modern-atheistische Weltanschauung empfänglich zu machen. (Heute bin ich Lehrer an einer im entschieden christlichen Geiste

*) Abgedruckt aus: „Ein immer fröhlich Herz“ von Dr. phil. E. Frick.

geleiteten Schule. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!) Diese Zeit liegt noch nicht drei Jahre zurück, – und heute? Aus tiefster Überzeugung und eigenster Erfahrung spreche ich es aus, daß **Jesus und nur Er allein** der Heiland der in Sünden geborenen und entarteten Menschen ist, daß Er allein das Sehnen eines nach Leben und Freiheit dürstenden Menschenherzens stillen kann, und daß wir in Ihm allein den tiefen Frieden finden, den alle Kunst und Wissenschaft und alle Geistesbildung uns nicht geben kann.

Wie diese radikale Umwandlung in mir zustande gekommen, die meinen früheren Bekannten und auch meinen Verwandten zum Teil heute noch ein Rätsel ist? Da möchte ich zunächst gläubigen Eltern zum Trost es als meine innerste Überzeugung aussprechen, daß die anhaltende Fürbitte meiner treuen Eltern, denen ich dafür auch nie genug danken kann, ganz wesentlich zu meiner Bekehrung beigetragen hat. Ein Sohn so vieler Gebete konnte nicht verloren gehen! Wenn ich mich auch in meiner grenzenlosen Verblendung fast gewaltsam gegen die Eindrücke eines frommen Elternhauses verschloß, so ließen sie doch einen Stachel in mir zurück, gegen den ich vergeblich zu löcken versuchte. Gott erhörte die mich wie eine schützende Mauer umgebenden Gebete meiner Eltern und sorgte in Seiner unendlichen Güte dafür, daß ich auch in der Fremde auf das eine hingewiesen wurde, was not tut, und mit Menschen in Berührung kam, deren ganzes Wesen einen tiefen Frieden atmete, den die Welt nicht kennt, weil ihr die unversiegliche Quelle verborgen ist, aus der jene schöpfen.

Besonders eindrucksvoll war mir eine kurze Begegnung auf der Pferdebahn in S. Es ist schon lange her, da saß ein ehrwürdig aussehender Greis mir schräg gegenüber, und je länger ich ihn anschaute, um so wunderbarer erschien er mir. Was war denn so Absonderliches an ihm, daß ich diesen Eindruck in vielen Jahren nicht wieder los werden konnte! Es war der tief glückliche, von Liebe erstrahlende Blick seiner Augen. Der Herr bemerkte, daß ich ihn fixierte, und begann ein Gespräch mit mir. Was er mir sagte, weiß ich nicht mehr; was verstand ich denn damals von dem Blute Jesu und der Gnade Gottes in ihm? Ich schaute nur immer die wunderbaren Augen an. Wie ist denn

eine solche Lichterscheinung in dieser selbstsüchtigen, von Alltagssorgen umnebelten Welt nur möglich? Unter welchen Bedingungen konnte sie entstehen? Hier wurde ich zum ersten Male vor ein Problem gestellt, das mich nicht wieder losgelassen hat. Später erst fand ich die Lösung und da, wo ich sie am wenigsten vermutet hätte. Den Namen des seltsamen Mannes hatte ich schon damals auf meine Erkundigungen hin erfahren, – es war der liebe Dr. Bädeker*), der so vielen Tausenden ein Führer zu Jesu geworden ist und in seiner brennenden Liebe zu den Verlorenen bis in sein hohes Alter hinein unter den größten Strapazen und Entbehrungen immer wieder die sibirischen Gefängnisse besucht hat, um den Unglücklichen dort die frohe Botschaft von dem in Jesu erschienenen Heil zu bringen. Welche Segensströme sind allein von diesem Manne ausgegangen! Was Gott aus ihm gemacht hat, ist eine lebendige Illustration zu dem Heilandswort: „Wer an Mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen."

Dann kam ich vor etwa zweieinhalb Jahren für einige Wochen zur Erholung nach Blankenburg i. Thür., und dort lernte ich im Allianzhause wieder solche Menschen kennen, die mir durch ihre leuchtenden Augen auffielen, wie durch ihr ganzes geheiligtes Wesen, von dem eine Kraft und eine Freudigkeit ausging, wie ich sie bei keinem einzigen meiner vielen Bekannten je gemerkt habe; ich hatte den Eindruck, das seien Menschen, wie ich sie suchte, – erlöste Menschen. Dort besuchte mich eines Tages eine mir befreundete Dame, die ich gelegentlich eines Vortrages, den sie in Jena hielt, kennen und schätzen lernte. Ohne daß ich ihr etwas von meinen Eindrücken mitgeteilt hatte, fiel auch ihr die besondere Art dieser Menschen auf, und mit dem ihr eigenen Wissensdrang suchte sie nun hinter das Geheimnis dieser Leute zu kommen. Sie besuchte trotz meines Widerspruchs eine Gebetsversammlung und sagte mir nachher: „Es mag sein, wie es will; diese Leute haben etwas,

*) Wer sich für dieses merkwürdige Leben interessiert, das für jeden noch nicht ganz in Vorurteilen Befangenen und Verblendeten ein herrliches Tatzeugnis von der Wahrheit und Echtheit eines neuen Lebens aus Gott ist, findet Näheres in dem Buche von S. R. Latimer, Dr. Bädeker, Ein Bote des Königs, Preis 3,50 Mark.

das Sie und ich und alle unsere Freunde nicht haben." Als ich sie am andern Morgen zu einem Spaziergang abholte, sprachen wir wieder von demselben Thema. Plötzlich sagte sie: „Ich möchte Sie bitten, mich für einige Stunden allein zu lassen; ich habe das Bedürfnis, mir das alles in der Stille zu überlegen." Nachmittags trafen wir uns wieder; ihre Miene war eigentümlich verändert, feierlich und glücklich zugleich, und sie brachte mir die wunderbare Botschaft, daß sie mit ihrer Vergangenheit gebrochen und sich dem Heiland übergeben habe. — Ich war wie vom Schlage gerührt; so etwas hatte ich für unmöglich gehalten. Diese in ihrem ganzen Denken und Empfinden durchaus modern gerichtete Weltdame hatte sich also, überwältigt von der Realität der wunderbaren Kraft, die in diesen Menschen verkörpert war, vor meinen Augen zu Christo bekehrt! Das war allerdings ein so überzeugender Beweis von der Realität des göttlichen Evangeliums, daß auch der letzte Widerstand in mir bald gebrochen wurde, und auch ich den Weg gehen konnte, der allein aus der Finsternis zum Lichte führt. Ich wollte zwar meine Abreise möglichst beschleunigen, um dem Kampf, in den ich mich hineingestellt sah, auszuweichen. Aber an demselben Tag, den ich für die Abreise festgesetzt hatte, brach ich überwunden zu den Füßen des gekreuzigten und auferstandenen Heilandes zusammen und wurde Sein Jünger. Und diese Versicherung kann ich mit gutem Gewissen geben: trotz mancher Anfeindungen — auch öffentlich in einer Zeitung — habe ich noch keinen Augenblick diesen Schritt bereut und würde um alle Schätze dieser Welt diese köstliche Erfahrung nicht preisgeben, die mich aus einer Welt des Scheins und der Sinnlosigkeit in eine Welt lichtvoller Wirklichkeit herausgehoben und meinem Dasein erst einen menschenwürdigen Inhalt und Sinn gegeben hat."

Das Kommen des HErrn.*)

„So wachet nun, denn ihr wisset nicht, wann der HErr des Hauses kommt, ob Er kommt am Abend, oder zu Mitternacht, oder um den Hahnenschrei oder am Morgen." (Mark. 13, 35.)

„Ich komme wieder und will euch zu Mir nehmen." (Joh. 14, 3.)

„Der dieses Dinge bezeugt, spricht: Ja, Ich komme bald. — Amen; komm, Herr Jesu!" (Offenb. 22, 20.)

Er kommt vielleicht, wenn rings die Schatten dunkeln,
Der Tag sich neigt und schon die Ruhe winkt,
Wenn nur noch fern der Berge Zinnen funkeln,
Eh' völlig dann die Nacht hernieder sinkt;
Wenn noch im Abendrot die Wolken glimmen,
Des Tages letztes Licht dein Haupt umfließt,
Wenn rings des Lebens laute, wirre Stimmen
Vergehn und heil'ge Stille dich umschließt.
Er kommt vielleicht, wenn du im Dämmerscheine
In ungewohnter Ruh' am Fenster lehnst,
Und da, ein Weilchen mit dir selbst alleine,
Dich nach der ew'gen Sabbatruhe sehnst;

*) Abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Verlages von Geschw. Dönges, Dillenburg.

Dies herrliche Gedicht (aus dem Englischen übersetzt von J. M.) wird hierdurch zur Verbreitung unter den Kindern Gottes empfohlen. Es ist zu beziehen aus obengenanntem Verlage in Heftform zu 5 Pfg., in Plakatform zu 6 Pfg., Porto extra.

Wenn nach des Tagewerkes Müh' und Lasten
Dein Blick im Abendhimmel sich versenkt,
Dieweil im Schoß die müden Hände rasten
Und deine Seele ihres HErrn gedenkt.
So haltet Ihm des Hauses Türen offen!
Er kommt gewiß; es nahet sich Sein Tag!
Seid fest und treu im Glauben, Lieben, Hoffen,
Und sorgt, daß Er euch wachend finden mag!
Ja, wachet, wachet, denn es kann geschehen,
Wenn kühl der Abend auf die Fluren taut,
Daß dann den HErrn wir für uns kommen sehen;
Er kommt zurück, holt heim Sich Seine Braut.

* *
*

Er kommt vielleicht, wenn über Tal und Hügeln
Sich lagert ernste, stille Mitternacht,
Wenn unter ihren schweren, schwarzen Flügeln
Kein Laut sich hören läßt, kein Auge wacht.
Wenn in der Asche noch der letzte Funken,
Der halberloschʼne, glimmt mit düstʼrer Glut,
Und du, schon längst in tiefen Schlaf gesunken,
An nichts mehr denkst, und alles um dich ruht;
Nur an der Wand, mit immer gleichem Gange,
Das Uhrwerk mißt den raschen Lauf der Zeit,
Und dann und wann mit ungehörtem Klange
Sein Schlag verhallt in tiefer Einsamkeit.
Er kommt vielleicht, wenn leise, nachtumfangen,
Dir unbewußt, die Traumwelt dich umspinnt,
Darin des Herzens innerstes Verlangen
Sich offenbaret und Gestalt gewinnt.
So haltet Ihm des Hauses Türen offen!
Er kommt gewiß; es nahet sich Sein Tag!
Seid fest und treu im Glauben, Lieben, Hoffen,
Und sorgt, daß Er euch wachend finden mag!
Ja, wachet, wachet, denn es kann geschehen,
Wenn Mitternacht sich nahet ohne Laut,

Daß dann den HErrn wir für uns kommen sehen;
Er kommt zurück, holt heim Sich Seine Braut.

* *
*

Er kommt vielleicht, wenn zur gewohnten Stunde
Der erste, frühe Hahnenschrei erklingt,
Der durch die nächt'ge Stille schon die Kunde
Vom nahen, sichern Tagesanbruch bringt;
Wenn dann am Horizont ein blasser Streifen
Verkündet, daß die Sonne nun erscheint,
Da Licht und Dunkel ineinandergreifen,
Die Nacht sich mit dem neuen Tag vereint;
Wenn leis' auf Berg und Tal der Tau sich leget,
Ein frischer Windhauch durch die Fluren streicht, —
Schon da und dort ein scheuer Laut sich reget,
Und nach und nach der Morgenstern erbleicht.
Er kommt vielleicht, wenn's rings beginnt zu tagen
Mit aller Macht, und wenn vom Morgenlicht
Der Berge Häupter schon den Schimmer tragen,
Der einen Tag voll Sonnenschein verspricht.
So haltet Ihm des Hauses Türen offen!
Er kommt gewiß, es nahet sich Sein Tag!
Seid fest und treu im Glauben, Lieben, Hoffen,
Und sorgt, daß Er euch wachend finden mag!
Ja, wachet, wachet, denn es kann geschehen,
Wenn mit dem Hahnenschrei der Morgen graut,
Daß dann den HErrn wir für uns kommen sehen;
Er kommt zurück, holt heim Sich Seine Braut.

* *
*

Er kommt vielleicht am hellen, lichten Tage,
Wenn jede Spur der Nacht entschwunden ist
Und man des Tageswerkes Lust und Plage
Schon in Gedanken prüfet und ermißt;
Wenn deine Hände, die im Schlafe ruhten,
Mit neuer Kraft an ihre Arbeit geh'n,

Die Sonnenstrahlen auf die Erde fluten
Und dir voll Neugier durch das Fenster seh'n;
Wenn neuerwachtes Leben dich umringet,
Die Morgenfrische strömt in dein Gemach,
Das Vöglein wonnevoll sein Loblied singet
Und lebensfroh sich sonnet auf dem Dach,
Wenn Nachbarn ihren Schritt vorüber lenken,
Geschäftig alles eilet hin und her,
Dann kannst du bei der Arbeit immer denken:
„Vielleicht der Nächste, der nun kommt, ist Er!"
So haltet Ihm des Hauses Türen offen!
Er kommt gewiß, es nahet sich Sein Tag!
Seid fest und treu im Glauben, Lieben, Hoffen,
Und sorgt, daß Er euch wachend finden mag!
Ja, wachet, wachet, denn es kann geschehen,
Wenn sonnenhell der Tag hernieder schaut,
Daß dann den HErrn wir für uns kommen sehen;
Er kommt zurück, holt heim Sich Seine Braut.

* * *

Mir träumte einst, ich sähe Ihn am Garten
Vorübergehn, und sehnend fragte ich:
„O HErr, wie lange soll ich Deiner warten?
Wann darf ich mit Dir gehn, wann holst Du mich?"
Da hob Er segnend die durchgrab'nen Hände,
Sah mich mit liebevollem Blicke an
Und sprach: „Beharre treulich bis ans Ende;
Dein Tagewerk ist noch nicht ganz getan!"
Er sprach's, schon war das teure Bild zerflossen,
Doch siehe da, ein Engel stand bei mir
Und sagte tröstend: „Harre unverdrossen!
Es währt nicht lange mehr, dann ruft Er dir!
Geh frisch ans Werk! Was kann es Schön'res geben,
Als hier, im Glauben schon mit Ihm vereint,
Für Ihn zu wirken und für Ihn zu leben
Und Sein zu harren, bis Sein Tag erscheint!
Nicht müßig will der HErr die Seinen finden;

Er mahnt sie, lebensfrohe Wirksamkeit
Mit stillem, treuem Warten zu verbinden
Und willig sich zu schicken in die Zeit.
Er braucht ein Volk voll Glauben und Vertrauen,
Nach außen tätig und im Herzen still,
Das mutig, freudig, ohne Ihn zu schauen,
Sich brauchen lasse, wie und wo Er will.
Geh frisch ans Werk! Die Überwinderkrone,
Die Siegespalme ist für die bereit,
Die hier sich dem geliebten Gottessohne
Zu treuem Dienste lebenslang geweiht!" —

* * *

— Es war ein Traum, die himmlischen Gestalten
Rief ich umsonst zurück; ich war erwacht;
Es war ein Traum, doch hab' ich ihn behalten
Und lange noch darüber nachgedacht.
Ich bin ans alte Tagewerk gegangen
Mit frischem Mut und neuer Freudigkeit,
Beseelt vom einen, mächtigen Verlangen,
Nur treu dem HErrn zu dienen allezeit.
Ich harre Sein, und wenn auch ins Gebrause
Der unruhvollen Welt der Tag mich führt,
Bleibt doch im Herzen eine stille Klause,
Von all den wilden Wogen unberührt.
Da bleibt die sel'ge Hoffnung immer rege.
Da heißt es früh': „Vielleicht kommt Er noch heut'!"
Und abends heißt's, wenn ich zur Ruh' mich lege:
„Vielleicht vor Tag Sein Kommen dich erfreut!"
Und will einmal, verzagt, der Mut mir sinken,
Das Wort des HErrn zu mir herüberhallt;
Mir ist, als sähe freudig ich Ihn winken,
Er ruft: „Harr' aus! Sei treu! Ich komme bald!"

* * *

„Amen; komm, Herr Jesu!"

Buchdruckerei der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten.
Diesdorf bei Gäbersdorf, Kr. Striegau.

Schwert und Schild.

1912.

Heft IV.

Inhalt.

Seite

1. In Jesu Namen (Gedicht) 2
2. **Der Hörer des Gebetes** (Psalm 65, 2).
   - I. Die Gegenwart Gottes 3
   - II. Das erste Gebet 11
   - III. Kann wirklich der im Staube wandelnde Mensch die Hand Gottes bewegen? 18
   - IV. Im Kampf um das Dasein 29
   - V. Unbeantwortete Gebete 38
   - VI. Hindernisse für das Gebet der Gläubigen 50
   - VII. Das Gebet der Gläubigen. Die Freunde Gottes . . 54

In Jesu Namen.

O hohes Vorrecht wahrer Gotteskinder,
Dem ew'gen Gott zu nahen im Gebet!
Wer Ihn nur sucht, der wird zum sel'gen Finder,
Wer gläubig bittet, nie vergeblich fleht;
Und wer in Jesu Namen klopfet an,
Dem ist das Herz des Vaters aufgetan.

Wie einst der HErr in Seinen Erdentagen
Mit Seinem Vater eins war im Gebet,
So dürfen wir Ihm alles, alles sagen,
Was freud- und leidvoll durch die Seele geht, —
Sei's Lob und Dank für Gnadensonnenschein,
Sei es ein Hilferuf aus Wüstenein.

Ob wir anbetend knien auf sel'gen Höhen,
Ob tiefgebeugt vor Ihm in Schmerz und Weh,
Ob unterm Kreuze wir mit Tränen flehen,
Ob unser Pfad durch tiefe Wasser geh',
Ob still wir schweigen unter Spott und Hohn,
Ob unsre Seele jauchzt im Siegeston,

Ob wir vor Gott des Bruders Nöte bringen,
Ob für den Feind die wunde Seele fleht,
Ob wir anbetend Ihm das Halleluja singen:
Der HErr vertritt uns selber im Gebet,
Durch Ihn steigt unser Flehn zu Gott empor,
Durch Seinen Geist ins Vaterherz und Ohr!

L. B.

Der Hörer des Gebetes.

(Psalm 65, 2.)

I. Die Gegenwart Gottes.

Gott hat Seine Liebe und Seine Gerechtigkeit geoffenbart durch das Opfer Seines geliebten Sohnes auf dem Kreuze, Seine Wahrheit in Seinem Worte, Seine Macht und Weisheit in der Schöpfung — aber wodurch offenbart Er den Menschen Seine Gegenwart? **Durch die Erhörung ihrer Gebete,** durch Sein wunderbares Eingreifen in ihr Leben, durch Bewahrungen, Errettungen, Durchhilfen, durch Führungen und Fügungen, bei denen jeder erkennt, das war nicht Zufall, das war Gott! Gott redet als der Gegenwärtige auch durch erschütternde, ernste Gerichte, mit denen Er Spötter straft, Lästerer wegreißt, Hochmütige beugt. Er redet auch durch Träume, um die Menschen zu überführen: Gott, der heilige Gott ist gegenwärtig! Es ist überaus wichtig, daß alle Menschen es vernehmen: Gott ist dir nahe! Rufe Ihn an, Er wird dir antworten! Du darfst Ihn anrufen aus der Not deiner Schuld, du darfst Ihn anrufen aus deinen Bedrängnissen! Es steht geschrieben: „Nahe ist Jehova **allen,** die Ihn anrufen, **allen,** die Ihn anrufen **in Wahrheit"** (Psalm 145, 18). Und was Gott damit meint, „anrufen in Wahrheit", das sagt das Wort Gottes an anderer Stelle: „Ohne Glauben aber ist es unmöglich, Ihm wohlzugefallen; denn wer Gott naht, muß glauben, daß Er ist und denen, die Ihn suchen, ein Belohner ist" (Hebr. 11, 6).

Die meisten Menschen machen sich keine Vorstellung davon, wie sehr Gott bemüht ist, die Gottesleugner und Ungläubigen von dem Irrtum ihres Weges zu überführen. Zuweilen begegnen wir ergreifenden Berichten über dies gnadenreiche Bemühen Gottes. Im Jahre 1900 wurde folgendes veröffentlicht:

4

H. M. war 24 Jahre alt, gesund, kräftig, breitschultrig. In der großen Schlosserei und Geldschrankfabrik galt er als der tüchtigste Arbeiter und verdiente guten Lohn. Er war immer lustig, bei den Kameraden beliebt, dabei durchaus solide. Niemand hatte ihn je angetrunken gesehen; er schimpfte und fluchte nicht und war redlich. Aber warum sah ihn seine Mutter so besorgt an? Warum seufzte sie, wenn er ausgelassen nach Hause kam? Die Mutter war gläubig, der Sohn war völlig gottlos, ein Atheist. Er wollte beweisen, daß man auch ohne Gott ein tüchtiger Mensch sein kann. Wohl war er anders erzogen; aber einst lernte er einen klugen, unterhaltenden Menschen kennen, der den Glauben verspottete. Durch dessen gottlose Reden verführt, wendete er sich von Gott und Gottes Wort ab. „Ich sehe nicht ein, wozu ich das Christentum brauche," sagte er zu seiner Mutter; „es ist gut für Frauen und alte kränkliche Männer oder solche, die ohne Religion nicht brav sein können. Ich bin kräftig und gesund und habe ein langes Leben vor mir, und niemand kann behaupten, daß ich mich nicht gut betrage."

Er war einer der Anführer der Freidenker in der Werkstatt. Eines Abends hatte er seinen Freunden eine witzige Rede gehalten, die sie mit stürmischem Beifall angehört. Im Verlauf des Vortrags hatte er auch einige Seitenhiebe gegen den Glauben, das Wort Gottes und alles, was christlich heißt, gemacht. Nach Beendigung seiner Rede verließ er unter donnerndem Beifall den Saal; vor dem Lokale traf er plötzlich auf der Straße einen alten Prediger, den er von Kindheit an kannte. An dessen traurigem Gesichtsausdruck konnte H. M. merken, daß seine Worte durch das offene Fenster gehört worden waren.

Er versuchte vorbeizuschlüpfen, der Alte aber legte seine Hand auf den Arm des jungen Mannes und sagte: „Gott hat dir eine Gabe zum Reden gegeben und die Macht, die Leidenschaften und Gefühle anderer Menschen zu erregen. Möchte Er dir den Mißbrauch deiner Gaben vergeben! Du bist vielleicht eines Tages in schrecklicher Gefahr, in irgend einer Falle gefangen, dann wirst du Seine Hand fühlen und Seine Macht anerkennen, aber es kann vielleicht zu spät sein!" Der junge Mann ging still wie ein geschlagener Hund nach Hause.

Etwa ein halbes Jahr später war in der Werkstatt ein großer

eiſerner Geldſchrank, der in die Mauer einer Bank eingebaut werden ſollte, fertig geworden. Die Schlöſſer waren auf Vorſchlag des jungen Arbeiters mit einem beſonderen Kunſtgriff verſehen, welcher es jedem, der das Geheimnis nicht kannte, unmöglich machte, den Geldſchrank zu öffnen, ſelbſt wenn er den Schlüſſel hatte.

Es gab nur zwei Schlüſſel zu dem Schrank, den einen hatte der Meiſter, den anderen hatte bis zur Ablieferung der junge Arbeiter in der Taſche. Ehe das große Stück abgeliefert werden ſollte, kamen die anderen Arbeiter, um das nun vollendete Werk zu bewundern. H. M. öffnete den Geldſchrank, um ihnen die Stärke der Wände und der Tür zu zeigen, die in ihren Angeln ſo leicht ging. Er ging in den Schrank hinein, zeigte die Angeln, bewegte die Tür — da plötzlich, ehe er es verhindern konnte, fiel die Tür ins Schloß, und ein Klingen von Riegeln und Stäben überzeugte ihn, daß die Mechanik nur zu gut funktionierte — der Schrank war nach außen feſt verſchloſſen. Als ihm zum Bewußtſein kam, daß der Meiſter mit dem einen Schlüſſel abweſend war, daß er ſelbſt den anderen in der Taſche hatte, überkam ihn ein Schrecken. Er wußte, daß es auch bei der größten Kraftanſtrengung unmöglich war, die Tür zu erbrechen. Er hielt ſeinen Atem an und horchte geſpannt. Vergebens! Kein Ton durchdrang dieſe eiſernen Mauern. Die Luft fing ſchon an, ſchwer und dick zu werden. Er merkte, daß er erſticken könnte, ehe Befreiung käme. Da ſtand er allein in der Dunkelheit, heiß rollte das Blut durch die Adern. Als er ſich dann ſtöhnend und keuchend gegen die Rückwand des Schrankes lehnte, kamen ihm jene Worte in das Gedächtnis: „Eines Tages kannſt du in einer ſchrecklichen Gefahr ſein, in einer Falle gefangen, dann wirſt du Seine Hand fühlen und Seine Macht anerkennen, aber es kann dann zu ſpät ſein!“ Zu ſpät? Gott hatte Seine Hand auf ihn gelegt, und er fühlte, daß es einen Gott gibt, der die Erde richtet. Aber durfte er zu einem Gott ſchreien, den er verlacht und verſpottet hatte? Schon fühlte er durch die dicke Luft einen Druck auf ſeinem Kopf. Jetzt war er überzeugt, daß es einen Gott gab, einen Himmel und eine Hölle. Da dachte er: Gott hat ja vielen Leuten geholfen, vielleicht wird Er mir auch helfen. Zum erſtenmal ſeit vielen Jahren fiel er auf ſeine Knie, legte ſeinen Kopf gegen das kalte Eiſen und bat Gott, wenn es nicht Sein

Wille sei, daß er länger lebe, um Christi willen ihm seine Schuld zu vergeben. In seinem Kopf fing es an zu summen, der Schmerz im Kopf wurde unerträglich, er konnte nichts mehr denken; dann wurde er bewußtlos. Er hatte eine verworrene Erinnerung von einem Erstickungsgefühl, er vernahm ein Summen von Stimmen in der Ferne, er wollte atmen, konnte es aber nicht mehr. Er glaubte zu sterben.

Als er seine Augen aufschlug, fand er sich in seinem Bett. Seine Mutter nahm seine Hand: „Laß uns Gott danken, der dich gerettet hat!" Er war zu schwach, um zu sprechen, aber er betete mit, als die Mutter für die wunderbare Bewahrung dankte. Nun flehte die Mutter, daß dies so gnadenreich bewahrte Leben dem HErrn geweiht sei.

Nach einigen Tagen, als er sich ein wenig erholt, erzählte er seinen Kameraden, die ihn besuchten, was er gefühlt und getan, als er in dem Geldschrank eingeschlossen war, wie er sich vor dem heiligen Gott gebeugt und Seine rettende Gnade angerufen habe, und daß von nun an sein Leben Gott gehören solle.

Jedem Gottesleugner soll man es bezeugen: Rufe Gott an in deiner Not! Er wird dir antworten mit Seiner Hilfe! Dann aber **bekenne, was Er an dir getan!** Er rettet aus so großen Gefahren, damit der Mensch Jesum den Erretter finde und sich zu Ihm bekehre. Wer den hörenden und helfenden Gott erfahren hat, ist dadurch noch nicht **versöhnt.** Erst wenn er in Buße heilsverlangend zu Jesu naht, um Gnade zu erflehen, wenn er glaubend vertraut, daß Jesus für ihn alle Strafe trug, daß Jesu Blut den Glaubenden völlig und für ewig wäscht, erst dann findet der Sünder Frieden und ewiges Leben. Dies ist das Ziel der Wege Gottes.

Ein Mensch, welcher Gott abgeschafft hat, gleicht einem steuerlosen Wrack, das auf den Wogen dahintreibt — es ist dem Untergange geweiht — es sei denn, daß ein Retter ihm naht. Schiffe, die hilflos dem Untergange entgegentreiben, senden heute ihre Hilferufe durch Funkenspruch in die Ferne — nicht wissend, von wo die Rettung kommen mag. Auch ein Mensch, der ohne Gott und Heiland auf dem Meere des Lebens dahintreibt, darf solchen Hilferuf betend in die Ferne senden — Gott wird antworten.

Eine arme, blasse Frau berichtete unter Tränen: „Mein Leben war früher ein Leben in Vergnügungssucht. Um die Zukunft kümmerte ich mich nicht, am allerwenigsten um die Ewigkeit. Der Mann, welcher mich heiratete, paßte zu mir. Auch er war ungläubig und ohne Gewissen. Wohl mußten wir auf die Freuden dieser Welt mit der Zeit verzichten; der Ernst des Lebens machte sich durch häusliche Sorgen fühlbar; aber trotz alledem blieben wir verstockt: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!“

Da — eines Tages kam mein Mann abends nicht nach Hause. Wir hatten früh einen scharfen Zwist gehabt. Vielleicht, dachte ich, will er sich rächen und kommt sobald nicht heim. Trotzig in meinem Herzen, fragte ich nicht weiter danach. Am zweiten Tage blieb er gleichfalls aus. Als aber auch der dritte Tag ohne seine Heimkehr verging, machte ich mich auf, um Umfrage bei seinen Mitarbeitern zu halten. Was mußte ich vernehmen? Mein Mann war fort, ja fort! Mich und meine Kinder im Stiche lassend, hatte er sich, wie ich später erfuhr, nach Amerika gewandt. Er hat seit dieser Zeit nie etwas von sich hören lassen. Nun stand ich mit meinen Kindern ohne Ernährer da. Ich hätte verzweifeln mögen. Ohne Gott, ohne Trost verlebte ich jene Tage.

Ich wurde krank; dort im Bette, im Anschauen der Not meiner Kinder, faßte ich den Entschluß, mir das Leben zu nehmen. Unter Grübeln und Weinen besuchte ich noch einmal das Grab meiner Mutter. Aber konnte sie mir helfen? Wohl rang ich im tiefsten Schmerze die Hände, wohl rollten meine Tränen auf einen längst vergilbten Strauß von Vergißmeinnicht herab, aber aus dem Grabe kam keine Antwort, nur eine Trauerweide bewegte leise ihre Blätter. Gab es wirklich keine Antwort für mich? O, siehe da! Auf einem verwitterten Grabsteine sitzend und vor mich hinstarrend, lese ich die Worte:

Welt ade, ich bin dein müde;
Im Grabe tief unten ist Ruhe und Friede.

Ja, ja, wiederholte ich, im Grabe tief unten ist Ruhe und Friede. Endlich erhob ich mich und ging. Ohne zu wissen wie, kam ich an den in der Mitte des Marktes befindlichen Ortsbrunnen. „Ist dieser Brunnen tief?“ fragte ein am Geländer lehnender Fremder ein Dienstmädchen, das gerade Wasser schöpfte. „O ja,“ sagte dasselbe, „wer da hineinfällt, kommt nicht mehr heraus. Da

heißt es: Im Brunnen tief unten ist Ruhe und Friede!“ War das nicht eine neue Aufforderung, mich umzubringen? „Nur keinen Aufschub! Je eher, desto besser,“ flüsterte ein unsichtbarer Ratgeber. Es war Satan, der Lügner und Menschenmörder. Damals schien es ein Freund zu sein.

Mein Plan stand fest: der Brunnen sollte mein Grab werden! Zu Hause angekommen, gab ich meinen Kindern das letzte Stück Brot und brachte sie zu Bett. Hierauf fing ich an, alles noch sauber zu machen und zu ordnen. Kurz vor 12 Uhr nachts war ich fertig. Nur leicht bekleidet, ging ich an die beiden Bettchen meiner Kinder und küßte und drückte diese noch einmal innigst im Schlafe, dann eilte ich hinaus. Gerade schlug es vom Kirchturm 12, als ich am Brunnen ankam. Nur keinen Aufschub; je eher, desto besser — und: „Im Grabe tief unten ist Ruhe und Friede“, dies waren meine letzten Gedanken. Mich über den Rand des Brunnens beugend, rief ich noch laut: Vorbei, vorbei! Unheimlich dumpf und hohl, meine Nerven erschütternd, klang das Echo von unten herauf: Vorbei, vorbei! Doch schnell — ein jäher Sturz — für einen Moment schwanden meine Sinne. Als die Wasser über mir zusammenschlugen und ich in die kalte, eisige Tiefe sank, kehrte das volle Bewußtsein zurück. War das der Ort der Ruhe und des Friedens? Nein! O, wie furchtbar, wie schrecklich! Mein ganzes elendes Sündenleben zog an mir vorüber, Gericht und Hölle stiegen vor mir auf. Die bestimmteste Gewißheit, jetzt vor einem heiligen und gerechten Gott erscheinen zu müssen, stand so klar vor mir, daß mein Leib und meine Seele erbebten. „Gott sei mir, der großen Sünderin, noch einmal gnädig!“ so rief ich aus der Tiefe meines Herzens. „Erbarmen, Erbarmen! Noch einmal, nur noch diesmal erbarme Dich meiner!“ so wimmerte ich verzweiflungsvoll, ohne den Mund zu öffnen. (Welch ein ergreifendes Gebet!)

Alle meine Kräfte zusammennehmend, schwang ich mich hoch empor, aber vergebens — ich sank wieder hinab. Und dennoch! Wunderbarerweise — mein Kopf blieb über dem Wasser! Ich fühlte, mein um den Hals geschlungenes Tuch wurde von einem Gegenstande festgehalten. Ich griff danach. Es war ein aus der Brunnenmauer herausragender spitzer Stein, den die Maurer eingesetzt hatten, um beim Ein- und Aussteigen eine Stütze für die

Leiter oder für den Fuß zu haben. Nun zog ich mich an diesem Steine höher und betastete weiter die Mauer, um zu sehen, ob ich nicht noch mehrere solcher Spitzen fände, und wirklich! in einer gewissen Höhe befand sich wieder ein Steinabsatz. Es wurde mir sogleich zur freudigen Gewißheit, daß bis nach oben zum Rande des Brunnens solche Steine eingefügt seien. Und es war also. Von Absatz zu Absatz mühsam kletternd und krampfhaft mich festhaltend, kam ich endlich gänzlich erschöpft am obersten Steine an. Kaum konnte ich mich noch halten, denn mein ganzer Körper zitterte vor Frost und Aufregung.

Früh um 4 Uhr, es war noch dunkel, stieg ich über den Rand und eilte, durch Gottes Güte von niemand gesehen, mit durchnäßten Kleidern heim. Dort angekommen, sank ich auf meine Knie und dankte Gott inbrünstig für die wunderbare Rettung meines Lebens. Von dieser Nacht ab erkannte ich, daß Gott meinen Untergang nicht wollte, sondern daß Er Sich meiner erbarmte. Ich weiß, es war nur Gnade; ja, ich weiß, ich stehe auch heute noch in dieser Gunst, denn immer und immer wieder erzeigt Er mir Güte auf Güte. Nun möchte ich so gern auf ewig mit diesem guten Gott vereinigt sein, aber es liegt etwas zwischen Ihm und mir, das mir deutlich sagt, es kann nicht sein." — Hier hielt die Erzählerin inne und schaute den Zeugen Jesu, zu dem sie redete, betrübt, fragend an. Tief ergriffen fragte dieser: „Warum kann das nicht sein?" — **„Meine Sünden trennen mich von Gott!"** entgegnete sie. Aber sie empfing die Frage zurück: „Haben Sie noch nie vernommen, daß Gott die Welt — also auch Sie — also geliebt hat, daß er Seinen eingeborenen Sohn, Jesum Christum, sandte, um die Verlorenen zu retten, und daß jeder, der an Ihn, den Eingeborenen, glaubt, nicht mehr verloren geht, sondern das ewige Leben hat? — Haben Sie noch nie gelesen, daß Christus am Kreuze das Gericht für die Sünder trug und darum rief: „Mein Gott, Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" Sagen Sie doch, **warum** war Er verlassen, wenn es nicht um unserer Schuld und Sünden willen geschah? Rief Er nicht: „Es ist vollbracht?" Lag nicht auf Ihm die ganze Strafe Gottes? Gingen die Wogen und Wellen göttlichen Zornes nicht auch um Ihrer Sünden willen über Ihn dahin?"

Da schaute die Arme auf und rief: „Was? Jesus Christus hat **meine Schuld** getragen? Gott hat Ihn gesandt, um auch

meine Seele zu erretten?" Glückstrahlend rief sie aus: „Großer Gott, wie gut bist Du! Du liebst die Sünderin und hast sie gerettet! Wie glücklich bin ich jetzt! Welch ein Friede zieht durch meine Seele!" Tränen um Tränen flossen hernieder, überwältigt von der Größe der an ihr geschehenen Gnade Gottes, rief sie: **„O großer Gott, wie gut bist Du!"** So ging sie nach Hause; es war spät in der Nacht geworden, aber ein neuer Morgen, das Frührot eines ewigen, herrlichen Tages, dem keine Nacht folgt, war in ihrer Seele angebrochen: Jesus, die ewige Sonne, die nie untergeht, hatte Einkehr in ihr Herz gehalten. Sie hatte einst im bitteren Kampfe des Daseins der Stimme Satans gelauscht, der Leib und Seele verderben wollte; jetzt aber hatte sie der Stimme Jesu geglaubt, Ihm, der den Seinigen ewiges Leben gibt. Sie war nun zweimal gerettet. Die Gnade Gottes hatte sie zuerst aus dem Schrecken des Selbstmordes, vom Abgrunde der Hölle gerettet; nun aber hatte die Gnade noch Größeres getan: **Jesus hatte sie gerettet zum ewigen Leben.** So eilte sie nun heim, eine neue Mutter für ihre Kinder, ein lebendiges Denkmal von Gottes Gnade, der nicht den Tod des Sünders will. Wie deutlich erkennen wir hier die Wahrheit jenes Gnadenwortes: „Habe Ich irgendwie Gefallen an dem Tode des Gesetzlosen, spricht der Herr Jehova? Nicht viel mehr daran, daß er von seinen Wegen umkehre und lebe?" (Hes. 18, 23.) So hatte Gott an diesem unglücklichen Weibe die Verheißung erfüllt, welche einst der Witwe Ruth gegeben wurde: „Voll sei dein Lohn von Jehova, dem Gott Israels, unter dessen Flügeln Zuflucht zu suchen du gekommen bist!" (Ruth 2, 12.)

Für die Wahrheit dieses wunderbaren Berichtes darf der Herausgeber Bürgschaft übernehmen. Welch überwältigender Beweis von der Gegenwart des heiligen Gottes, des rettenden Heilandes liegt hier vor unserem Auge! Welch eine Darstellung von der Gnade, die sich zu dem Verlorenen neigt, und von dem Allmächtigen, der helfen kann, wo das Menschenauge keine Hilfe mehr sieht. Ja, gepriesen sei Gott, es ist Wahrheit: „Jehova ist nahe allen, die Ihn anrufen, allen, die Ihn anrufen in Wahrheit." Welche Botschaft inmitten dieser armen, hoffnungslosen Welt: **Der allmächtige, heilige Gott ist gegenwärtig!** Er ist zu finden für jeden, auch für den elendesten, verlassensten; Er hat Hilfe und Ausweg für jeden, der glaubend die Zuflucht zu Ihm nimmt.

II.

Das erste Gebet.

Wir haben im vorhergehenden Abschnitte schon einige Gebete vernommen, welche in dem Leben dieser Menschen die ersten Gebete waren, wirkliche Glaubensgebete, welche ihr Ziel, das Herz Gottes, erreichten. Diese Gebete hatten nichts zu tun mit auswendig gelernten Gebeten — es war der Schrei des Herzens nach Hilfe, welcher hervorkam aus der Überzeugung, daß ein rettender Gott da sei. Das war Glauben. Gott stellt an den gottentfremdeten Sünder keine unerfüllbaren Ansprüche in betreff des Glaubens. Wenn nur ein Mensch, der Gott nicht kennt, die Absicht kundgibt, Gott zu finden, so kommt Gott ihm gnadenreich entgegen. Viele haben in ihrer Not gerufen: Gott, wenn Du da bist, so offenbare Dich mir! Welch schwacher Glaube! Und doch gibt es zahlreiche Personen, welchen dies erste schwache Beten die Eingangspforte wurde, um Gott und ihren Heiland Jesus zu erkennen.

Eine frühere jüdische Lehrerin, Holländerin von Geburt, gebildet und klug, erklärte vor ca. 4 Jahren: „Ich glaube an nichts! Ich glaube an keinen Gott, aber, wenn es einen Gott gäbe, wünsche ich Ihn zu erkennen." Sie nahm den Rat an, täglich zu flehen: HErr, wenn Du da bist, so offenbare Dich mir! Ehe ein Jahr vergangen war, war sie zu Jesu bekehrt; sie lebt heute als ein glückliches und treues Kind Gottes. Wo irgend der Mensch sich in Demut vor dem gegenwärtigen Gott beugt und sein Herz den Strahlen des Lichtes und der Liebe Gottes öffnen will, weckt Gott in seiner Seele das Gebet auf. Dies ist der einfache und einzige Weg, auf welchem der Mensch Gott nahen kann. Dazu bedarf der Mensch weder irgend eine besondere Bildung noch Erkenntnis; er naht Gott mit seiner Schuld oder mit seiner Not, mit dem, worin er sich selbst nicht helfen kann und worin Menschen ihm nicht helfen können; er erfährt nun: Gott ist ein Belohner denen, die Ihn suchen, Gott antwortet, Gott hilft, Gott rettet.

Viele Menschen haben schon ehe sie in die Schule gingen, ehe sie lesen und schreiben konnten, diese herrliche Erfahrung gemacht: Der allmächtige Gott ist gegenwärtig, und Er antwortet mir!

Ein alter Christ sagte: Die erste Erinnerung eines Gebetes fällt in meine früheste Kinderzeit. Meine Mutter war krank und

ich bat Gott, sie gesund zu machen; am nächsten Morgen war sie gesund. Solche Erlebnisse verwischen sich wohl für eine Zeit durch die Menge der wechselnden Eindrücke in der Kinder- und Jugendzeit, jedoch Gott trägt Sorge, daß ein Mensch, welcher angefangen hat Gott zu glauben, auf seinem Lebenswege durch Schuld oder Not, durch Leid oder durch Sorge in Lagen kommt, in welchen er gezwungen wird, die Zuflucht zu Gott zu nehmen und der erlebten Erhörungen zu gedenken. Es ist für alle Kinder Gottes nützlich und lieblich, rückwärts zu blicken in ihr Leben mit der Frage: Wann habe ich zum ersten Male Gott angerufen, Seine Antwort und Hilfe erfahren? Man findet dann, daß das Wirken Gottes an der eigenen Seele bereits lange vor der Bekehrung begann; viele Gläubige können schon in ihrer frühesten Kinderzeit die wunderbaren Züge der Gnade erkennen und manche deutlich erlebte Antwort Gottes auf ihr kindliches Gebet. Dazu aber, daß Jesus Erretter und Alleingebieter werde, bedarf es noch etwas anderes, als in Not und Schwierigkeit die Hilfe Gottes zu erleben. Dazu bedarf es jenes Aufwachens des Gewissens, welches den Sünder überführt von seinem verlorenen Zustande und von dem Gebirge seiner Schuld. Dann erkennt der Sünder den heiligen Gott, der in Christo erschienen, um die Last seiner Schuld und den Fluch seiner Sünde wegzunehmen. Er versteht das große Zeugnis: „Siehe, das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt wegnimmt" (Joh. 1, 29). Er ruft Jesum an, er nimmt Zuflucht zu der Versöhnung, die auf dem Kreuze geschah. Welch ein Ereignis im Menschenleben, wenn ein verlorener, schuldbeladener Sünder Zuflucht nimmt zur Gnade, wenn er aus den Tiefen seiner Schuld um Vergebung fleht. Gott sagt von ihm: **„Siehe, er betet!"** (Apg. 9, 11.) Das Erbarmen neigt sich zu diesem Flehen, der Sünder wird begnadigt, er empfängt ewiges Leben und die Kindschaft. Gott macht Wohnung in ihm durch den Heiligen Geist. Seine irdische Persönlichkeit wird ein Tempel des Heiligen Geistes. Jetzt beginnt ein neuer Abschnitt seines Lebens, er lernt Gott als seinen Vater, Jesum als seinen HErrn, Retter und Freund kennen, sein Herz kommt zur Ruhe in der Liebe Gottes. Er weiß nun, daß es Wirklichkeit ist: „Gott, der doch Seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn für uns alle hingegeben hat, wie wird Er uns mit Ihm nicht auch alles schenken?" (Röm. 8, 32.)

Das Gebet, durch welches ein zuvor friedeloser Mensch seine

Schuld, seinen Willen, seine Zukunft Gott unterwirft, seine ganze Person Jesu in die Hände legt, ist naturgemäß das entscheidendste und größte Gebet seines Lebens, sowohl nach Inhalt als nach Erfolg, ganz abgesehen davon, welche Zeit innerer Kämpfe oder ringenden Gebetes dem letzten Entschlusse der Übergabe an den HErrn vorangegangen ist. Dies Gebet hat eine Neuschöpfung der ganzen Persönlichkeit zur Folge; ein solcher Mensch hat Gott erlebt, er kann nun sagen: **Ich kenne den HErrn!** und Gott sagt von ihm: „Daher, wenn jemand in Christo ist, da ist eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden" (2. Kor. 5, 17).

Die Wunder der Gnade, die Verwandlungen von Schwarz in Weiß sind anbetungswürdig. Aus ihrer schier unzählbaren Mannigfaltigkeit sei hier ein Fall erzählt, welcher erkennen läßt, wie wunderbar Gott Seine Gegenwart und Gnade den Menschen zu offenbaren vermag, und wie Gott oftmals die Gegenstände Seines Erbarmens aus den schuldbeladensten Sündern herausnimmt. Er tat dies ja auch bei Paulus, der da bezeugte: „Ich danke Christo Jesu, unserem HErrn, der mir Kraft verliehen, daß Er mich treu geachtet hat, indem Er den in den Dienst stellte, der zuvor ein Lästerer und Verfolger und Gewalttäter war; aber mir ist Barmherzigkeit zuteil geworden, weil ich es unwissend im Unglauben tat. Über die Maßen aber ist die Gnade unseres HErrn überströmend geworden mit Glauben und Liebe, welche in Christo Jesu sind. Das Wort ist gewiß und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten, von welchen ich der erste bin. Aber darum ist mir Barmherzigkeit zuteil geworden, auf daß an mir, dem ersten, Jesus Christus die ganze Langmut erzeige zum Vorbild für die, welche an Ihn glauben werden zum ewigen Leben" (1. Tim. 1, 12—16).

X. war Kapitän eines Handelsschiffes, das vor einigen Jahren den Hafen von R. verließ. Das wüste Leben und die gewalttätige Gesinnung dieses stets fluchenden und schimpfenden Mannes war bekannt. Aber er war ein erfahrener Seemann, und die lange Reihe seiner stets glücklichen Fahrten gab ihm Ansehen. Noch war das Schiff nicht lange auf See, als der Kapitän schwer erkrankte; der Steuermann übernahm das Kommando, die Schiffsmannschaft atmete auf. Der Schiffskoch brachte dem Kranken schweigend Speise und

Trank an das Bett und eilte so schnell als möglich aus der Tür der Kajüte, um den Flüchen und Drohungen des Kranken zu entrinnen. Aber es gab ein Herz an Bord, das Mitleid spürte mit dem kranken Kapitän, es war der jüngste Schiffsjunge, der oft genug die schwere Faust des rauhen Mannes gefühlt hatte. Fast eine Woche verging, da faßte er sich ein Herz, zum Kapitän einzutreten, um zu fragen, wie es ihm gehe. Er ließ sich durch die zornige Antwort nicht abschrecken; er kam wieder, um den schwer Leidenden zu pflegen, zu waschen, ihm Tee zu kochen, ihm die Kissen glatt zu legen. Er hatte das daheim für seine kranke Mutter oft tun dürfen. Diese Liebe überwand das eisenharte Herz des Mannes, der wohl fühlte, wie schnell seine Kräfte schwanden. Seine arge Vergangenheit, der böse, lasterhafte Lebenswandel, den er von Jugend an geführt, stand klar vor seinem Gewissen. Der Tod, den er näher und näher kommen fühlte, erfüllte den einst so tapferen Mann mit Schrecken. Er hatte nie nach Gott, nach dem Wege des Heils gefragt. Welch bittere Stunden, wenn ein so stolzer, harter Mensch in seinen leiblichen Schmerzen unaufhörlich die Anklagen seines Gewissens hört, das ihm laut bezeugt: Du bist ein verlorener Sünder! Da brach er eines Tages gegen seinen jungen Wohltäter in die Worte aus: „O Robert, was soll ich anfangen? Ich bin ein großer Sünder! Ich fürchte, daß ich in die Hölle gehe. Ja, ich habe es verdient, tausendfach verdient! Ich bin ein verlorener Mensch!“ Das steinerne Herz war gebrochen. Unter strömenden Tränen begann der Kranke vor dem Kleinen ein umfassendes Bekenntnis seiner großen Schuld abzulegen. Dieser erbebte, denn er vernahm erschütternde Dinge. So gut er konnte, suchte er seinen armen Kapitän zu trösten; aber alles war vergeblich. Am folgenden Tage gebot der Kapitän, zu fragen und zu suchen, ob irgend jemand auf dem Schiff eine Bibel hätte — und wirklich, es wurde bei einem Matrosen eine Bibel gefunden. Nun mußte Robert aus der Bibel vorlesen, denn der Kapitän begehrte zu erfahren, ob für solchen Menschen, wie er war, noch eine Hoffnung auf Errettung sei.

Robert schlug das Neue Testament auf und begann zu lesen. Zwei Stunden waren bereits vergangen, und immer noch lauschte der Kranke vorgebeugten Hauptes mit der größten Anstrengung. Er schien jedes Wort verschlingen zu wollen. Je länger der Knabe las, mit desto überwältigenderer Kraft drängte sich dem Kapitän

die Überzeugung auf, daß Gott ihn verdammen müsse. Wohl hörte er zu gleicher Zeit von einem Erretter, aber der Weg, auf welchem er errettet werden könne, blieb ihm ein dunkles, unauflösliches Rätsel. Endlich schlug Robert das Buch zu, da er zu seiner Arbeit auf das Verdeck zurückkehren mußte. Er ließ den Kapitän unglücklicher als je zurück. Während der folgenden Nacht wälzte sich derselbe ruhelos auf seinem Lager, und sobald Robert am nächsten Morgen in die Kajüte trat, rief er in schmerzlichem Tone aus: „Ich werde nicht mehr so lange leben, bis wir ans Land kommen, mein Junge; ich fühle den Tod schon in meinen Gliedern. Bald werdet ihr mich über Bord werfen." „O, bete doch für mich!" hob der Kranke nach kurzer Pause von neuem in flehendem Tone an; „falle nieder auf deine Knie und bete für deinen armen, sterbenden Kapitän!" Robert zögerte; er hatte wohl zu Hause das Vaterunser gelernt, aber so zu beten, wie in dieser Lage nötig schien, meinte er nicht zu vermögen. Der arme Junge brach in Tränen aus. Doch endlich konnte er dem Drängen des verzweifelnden Kranken nicht länger widerstehen. Er kniete nieder und begann mit zitternder Stimme und unter fortwährendem Schluchzen: „O HErr, habe Erbarmen mit meinem armen, sterbenden Kapitän! HErr, sei ihm gnädig! Er sagt, daß er verloren gehe — nimm ihn doch zu Dir in den Himmel! Laß ihn nicht verloren gehen, o HErr! Du weißt, daß ich ihn lieb habe und betrübt bin, weil er soviel leiden muß. Ich will ihn ja auch gern pflegen, so lange er lebt. Aber ich kann ihn nicht erretten. Sieh', wie unglücklich und schwach er ist! Gib Du ihm doch Frieden und Ruhe! O HErr, hilf mir für meinen Kapitän beten! Amen." Erschüttert von dem Eindruck dieses kindlichen Gebetes verbarg der Kranke sein Antlitz in die Kissen. Auch Roberts Herz war tief bewegt, er eilte zur Tür hinaus. Als er am nächsten Morgen zurückkehrte, war der düstere, angstvolle Ausdruck aus dem Antlitz des Kranken verschwunden und hatte einer friedlichen Ruhe Platz gemacht.

„Mein guter Junge," begann der Kapitän, „ich habe eine glückliche Nacht verlebt. Nachdem du mich verlassen hattest, fiel ich in einen leichten Schlummer. Mein Herz war erfüllt von den kostbaren Wahrheiten, die du mir aus diesem gesegneten Buche vorgelesen hattest. Plötzlich glaubte ich am Fußende meines Bettes den Herrn Jesum, am Kreuze hängend, zu sehen. Ich kroch zu

Ihm hin und warf mich in großer Seelenangst zu Seinen Füßen nieder. Eine geraume Zeit rief ich, gleich dem blinden Manne, von welchem du mir vorgelesen hast, aus: „Herr Jesu, Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Endlich glaubte ich, daß Er auf mich herniederblicke. Ach, welch ein Blick war das! — ich werde ihn nie vergessen. Ich fühlte mein Blut heftig zum Herzen strömen, und unter Furcht und Hoffnung wartete ich darauf, Seine Stimme zu hören. Er sah mich lächelnd an; ja, Er lächelte mir zu, dem elenden Sünder! Und dann hörte ich Ihn sagen mit einer Stimme, so lieblich und wohlklingend, wie ich niemals etwas vernommen habe: „Sohn, deine vielen Sünden sind dir vergeben; gehe hin in Frieden!“ Mein Herz drohte vor Freude zu zerspringen. Ich lag zu den Füßen Jesu und konnte nur die Worte stammeln: „Dank, Dank, o HErr!“ Dann erwachte ich; ich öffnete die Augen und erkannte, daß ich lebhaft geträumt hatte. Ich war in Schweiß gebadet. Aber obwohl es ein Traum war, so weiß ich doch jetzt sicher und gewiß, daß Sein kostbares Blut mich von allen meinen unzähligen Sünden gereinigt hat. Ich fürchte mich jetzt nicht mehr vor dem Tode. Bald werde ich diese Erde verlassen, um bei Jesu zu sein. Ich bin sehr glücklich, daß ich bald zu Ihm gehen darf. Ihm befehle ich dich an, und du wirst erleben, Er wird dich nicht verlassen noch versäumen. Der HErr segne dich, mein lieber Junge! Sage den Matrosen, daß sie mir vergeben möchten, gleichwie ich ihnen alles vergeben habe und für sie bete.“

Es dauerte eine geraume Weile, bis der arme Junge sich so weit gefaßt hatte, um dem Kranken wie gewöhnlich etwas vorlesen zu können. Lange saß er dann noch am Bett des völlig umgewandelten Kapitäns, der voll von Freude und Glück war und nicht genug von Jesu und Seiner Liebe zu armen, verlorenen Sündern hören konnte. Es war schon spät, als er die Kajüte verließ und sein Lager aufsuchte. Am nächsten Morgen war er in aller Frühe wieder auf den Beinen. Als er zur Tür hereintrat, bemerkte er, daß der Kranke an das Fußende seines Bettes gekrochen war, dahin, wo er im Traume das Kreuz erblickt hatte. Dort lag er in kniender Stellung, gegen die Schiffswand gelehnt. Robert stand still und rief leise: „Kapitän!“ — Keine Antwort. Er trat etwas näher und rief noch einmal lauter: „Kapitän!“ — Wieder keine Antwort. Ängstlich berührte er seine Hände, die ge-

faltet auf der Bettstelle lagen. Sie waren kalt und steif. Noch einmal rief er mit bebender Stimme: „Kapitän!" und schüttelte ihn leicht an der Schulter. Die Haltung des Körpers veränderte sich; langsam sank er hintenüber und fiel schwer in die Kissen zurück. Der Kapitän war tot; schon einige Stunden vorher hatte sein glücklicher Geist die sterbliche Hülle verlassen, um für ewig bei Christo zu sein. — Er war wie ein Brand aus dem Feuer gerettet.

Sicherlich bestand unter der Schiffsmannschaft, als das Schiff die Reise antrat, Einstimmigkeit darüber, daß, wenn jemand auf diesem Schiff für den Himmel ungeeignet und für die Hölle außerordentlich passend war, dies der Kapitän sein mußte. Aber Gott machte aus ihm ein Denkmal der Gnade.

Welch wunderbare Geschichte von dem ersten Gebete eines schuldbeladenen Sünders, und von der wunderbaren Antwort des gegenwärtigen Gottes! Solche großen Zeugnisse der rettenden Gnade geschehen öfter, als die Welt ahnt. Wir haben z. B. unter unseren deutschen Offizieren einen solchen in hoher Stellung, dem Sich der HErr nachts im Traume offenbarte und der, plötzlich erwacht, alsbald aufstand, an seinem Bette niederkniete, sich dem HErrn übergab, seine gläubige Frau weckte, um ihr die Freudenbotschaft mitzuteilen, daß er Jesu Eigentum sei.

Man könnte denken, daß gläubige Christen, welche solche wunderbare Offenbarung der Gnade und Gegenwart Gottes erlebt haben, nie mehr an irgend einer Erhörung ihrer Gebete, an der von Ihm erflehten Hilfe oder Segnung zweifeln können — haben sie doch das Wunder aller Wunder, ihre eigene Errettung und Begnadigung erlebt. Jedoch dies würde ein Irrtum sein. Auch für solche Kinder Gottes bedarf es noch einer Schule des Glaubens, einer Kenntnis der göttlichen, im Worte gegebenen Verheißungen, es bedarf auch Erfahrungen der Treue Gottes, um im Frieden, ohne Zagen und Zweifeln, die Antwort des Allmächtigen, Sein Eingreifen in die irdischen Umstände zu erwarten. Die Fähigkeit, glaubend zu beten und in kindlichem Vertrauen die Hilfe Gottes zu erwarten, ist bei den Kindern Gottes verschieden; **sie wächst mit der Erfahrung** (vergl. Röm. 5, 3—5), sie steht auch in enger Wechselwirkung mit der Treue des

Wandels, mit dem Maße der Hingebung des ganzen Lebens an den HErrn.

Moses und Elia hatten eine andere Gebetskraft als Jona oder Thomas, Georg Müller und Moody eine andere als die meisten Gläubigen unserer Tage. Man kann also von der Gegenwart, Macht und Treue des allmächtigen Gottes überzeugt sein, und doch reicht bei manchen Kindern Gottes der Glaube nicht aus, um alle die Wunder zu erleben, welche Gott in Seinen Schatzkammern für uns bereit hat.

Darum ermuntert der HErr die Seinigen zu unerschütterlichem Glaubensvertrauen mit dem Wort: **„Habe Ich dir nicht gesagt, wenn du glauben würdest, so würdest du die Herrlichkeit Gottes sehen?"** (Joh. 11, 40.)

III.

Kann wirklich der im Staube wandelnde Mensch die Hand Gottes bewegen?

Welch inhaltsschwere Frage für alle Menschen! Sie fällt ja zusammen mit der anderen: Ist das Wort Gottes und alles, was es verheißt, Wahrheit oder nicht? Die meisten Menschen in der Namenchristenheit meinen, daß, wenn es sich um Sündenschuld und deren Vergebung handelt, oder um die Begnadigung sterbender Menschen, welche auf Erden nichts mehr zu gewinnen oder zu verlieren haben, daß dann das Christentum und die Bibel an ihrem Platze seien. Zu dieser Anschauung kommen angesichts des Todes selbst solche, welche in gesunden Tagen klare Gottesleugner waren. Sie denken, wenn dann doch auf Erden alles verloren ist, so ist hier vielleicht noch ein Schlüssel zu finden, der den Himmel aufschließen könnte.

In den Augen der meisten unbekehrten Menschen ist das Christentum eine passende Religion für die Sterbenden, aber für

die Lebenden finden sie es ganz unbrauchbar, unvereinbar mit den Anforderungen, welche die Bedürfnisse des Tages, der Familie, des Berufs an den Menschen stellen. Daß das Leben große Schwierigkeiten, Nöte bringt, daß es da Mißlingen, Krankheit und Verarmung gibt, leugnet natürlich niemand. Das beste Rezept, welches die Welt für diese Not weiß, wurde vor einigen Jahren ausgesprochen in der Schrift: „Arbeiten und nicht verzweifeln"!

Die große und schnelle Verbreitung dieser Schrift, die trotz ihres teuern Preises in über 135000 Exemplaren verkauft wurde, liefert den Beweis, daß in unserem Volke viele nach dem Wege suchen, wie sie die Nöte und Gefahren dieses Lebens siegreich überwinden könnten. Diese Schrift will sie überwinden durch die Anspornung der menschlichen Energie. In vollendeter Sprachform und menschlicher Gedankenschönheit, mit allem, was vor Menschen als edel gelten muß, wird die Theorie vertreten, daß die Energie, welche spricht: Ich will es vollbringen oder sterben! der Weg zum Siege über alle Schwierigkeiten und Nöte sei, und daß im Grunde **die Arbeit** des Menschen die höchste Form des Gebetes sei. Dabei leugnet der Verfasser seinen Worten nach keineswegs das Dasein Gottes — aber er kann unmöglich den Gott der Bibel meinen. Der Fluch der Sünde, die Last der Schuld, das Opfer von Golgatha, die Begnadigung des glaubenden Sünders sind in dieser Schrift nicht als wirkende Kräfte behandelt. Es ist klar, daß auf diesem Wege das biblische Christentum außer Kurs gesetzt ist, der allmächtige, persönliche Gott, der dem Gebet des Glaubens antwortet, ist entthront.

Gott schrieb in Sein Wort: „Rufe **Mich** an am Tage der Bedrängnis; **Ich** will dich erretten und du wirst **Mich** verherrlichen!" (Ps. 50, 15), und ferner: „Es wird geschehen: Ehe sie rufen, werde **Ich** antworten; während sie noch reden, werde **Ich** hören" (Jes. 65, 24). Dieser rettende, erhörende Gott-Heiland existiert für solche schön denkenden Menschen nicht. Solche Bücher, welche — wie das genannte — den Leser lehren, „das Leben eines großen Mannes sei gleichsam eine Bibel, ein Evangelium der Freiheit, welches allen Menschen gepredigt wird", kann man mit Genuß lesen, wenn man im behaglichen Lehnstuhl, mit oder ohne Zigarre, seine Gedanken von großen Menschengeistern spazieren führen lassen

will. Aber wo bleiben alle diese Ratschläge, wenn man in die Wirklichkeit des Lebens hineintritt?

Bringe dieses Buch und die vielen gleichartigen philosophischen oder poetischen Darbietungen zu den Menschen, die in der wirklichen Not oder am Rande der Verzweiflung stehen. Denke an jene unglückliche Portiersfrau, deren Verzweiflungstat vor kurzem viele Zeitungsspalten füllte. Unter den jahrelangen entsetzlichen Mißhandlungen ihres durch Trunksucht verrohten Mannes war sie fertig geworden mit allem, was noch Mut oder Hoffnung heißt. Um all dem Elend und der Not zu entrinnen, welche der Alkohol über sie und ihre unglücklichen Kinder gebracht hatte, sah sie nur einen Ausweg: sie ermordete ihre fünf Kinderchen und legte dann Hand an ihr eigenes Leben.

Tritt an solche verzweifelnde Menschen mit dem Worte heran: Arbeiten und nicht verzweifeln! Gib ihnen solche schöne menschliche Bücher, in denen geschrieben steht, daß durch das Festhalten am idealen Streben der Mensch Sieger werden solle über die Nöte dieses Lebens — glaubst du, daß da irgend ein Mensch den Ausweg aus Verzweiflung und Selbstmord finden würde? Das wird niemals geschehen! Einer unserer größten Ärzte sagte einmal: „Wenn ich in einen Saal unseres Krankenhauses gehe, in welchem lauter krebskranke Frauen sind, die kann ich mit Schiller und Goethe nicht trösten." Ja, der Mensch bedarf einen lebendigen, persönlichen, hörenden, rettenden Gott und Heiland, den Gott und Heiland, welchen die Bibel offenbart, Den, welcher spricht: „Wie einen, den seine Mutter tröstet, also werde Ich euch trösten" (Jes. 66, 13), und der gnadenvoll dem zagenden Menschen zuruft: „Befiehl Jehova deinen Weg und vertraue auf Ihn, und **Er wird handeln"** (Ps. 37, 5).

Das Wort Gottes entspricht genau in seinen Worten und Verheißungen den Bedürfnissen und Verhältnissen des Lebens, welches der ringende Mensch durchschreitet. Mancher fragt zweifelnd, ob wirklich bei Gott eine solche Zuflucht ist, ob wirklich die Verheißungen Gottes ausreichen für solche Jammerzustände, für solch hoffnungsloses Elend, wie das jener Portiersfrau. Gott sagt mit vollkommener Gewißheit: Ja! Jesus, der Sohn Gottes, ruft den Menschen zu: Ich bin der allmächtige Erretter, Tröster, Helfer, Erhörer. Wer Ihn kennt, der findet im persönlichen Umgang mit Ihm die Quellen der Kraft und des Sieges. Eine betende Christin

vermag nicht allein auszuharren in siegreicher Bewährung, sondern sie vermag sogar in manchen Fällen ihren trunksüchtigen Mann und ihre trunksüchtigen Söhne zu überwinden.

Der gesegnete englische Evangelist Richard Weaver, ein Bergmann von Beruf, erzählt aus seiner Knabenzeit: Es kam nicht selten vor, daß die Mutter in kalter Winternacht mit uns Kindern aus dem Hause fliehen mußte, wenn der Vater betrunken nach Hause kam; sie nahm dann Zuflucht im Schweinestall und war dankbar für das warme Plätzchen, das sie dort fand. Manchmal warfen sich Richard und sein Bruder Thomas zwischen den betrunkenen Vater und die still duldende Mutter. Die beiden Jungens umklammerten ihre Mutter und flehten den Vater an, er möge die Mutter nicht töten. Richard fing manchen Schlag auf, der für die Mutter bestimmt war. Als eines Tages der Vater die Axt drohend über dem Haupte der Mutter schwang und es schien, daß nun keine Rettung mehr für sie sei, schaute sie unerschrocken den Wütenden an; unter Tränen sagte sie friedevoll: „Georg, ohne Gottes Willen fällt das Beil nicht auf mich herab!"

Diese Frau war eine Heldin des Glaubens, ein betendes Kind Gottes, und sie hat es erlebt, daß ihr trunksüchtiger Mann und ihre Söhne, welche ebenfalls Trinker wurden, sich zu Jesu bekehrten und treue Zeugen ihres Heilandes wurden.

Richard Weaver, der als Knabe der Beschützer seiner Mutter gewesen war, kam frühe auf den Weg des Lasters. Zum jungen Mann herangewachsen, war er nicht allein ein wüster Trinker, sondern auch ein gefürchteter und berühmter Boxer. Aus einem solchen Faustkampf wurde er übel zugerichtet eines Nachts nach Hause getragen. Sein Gesicht war zerschunden, die Augen geschlossen, die Hände geschwollen, die Hosen zerfetzt und mit Blut bedeckt. Zu Hause empfing ihn seine Mutter unter Tränen und suchte die Schmerzen seiner Glieder zu stillen, indem sie mit milder Hand seine Wunden wusch und reinigte. Während sie ihm diesen Liebesdienst erwies, flehte sie laut betend zu Gott, daß Er ihren Jungen retten möge. Der aber fluchte, während sie betete, und schrie sie an, sie sollte still sein, sonst würde er sie umbringen. Als dann die Mutter neben seinem Bette niederkniete und heißer mit Gott

um die Seele des Sohnes rang, sprang dieser voll Wut aus dem Bette, packte sie bei ihren grauen Haaren und schüttelte sie, während sie noch auf den Knien lag. Sie aber faßte nach seinen beiden Händen, und diese festhaltend, rief sie: „O HErr, das ist harte Arbeit, aber segne meinen Jungen und rette ihn!"

Ja, es war in Wahrheit eine harte Arbeit des Glaubens und der Liebe, welche diese Beterin an den Seelen ihres Mannes und ihrer Söhne tat. Aber sie erlebte die volle Bestätigung dessen, was einst der HErr Seinen Jüngern sagte, als Er sie ermahnte, im Gebet nicht zu ermatten. Er sagte ihnen das Gleichnis von einer Witwe, welche den ungerechten Richter übertäubte mit dem unabläßigen Flehen: „Schaffe mir Recht von meinem Widersacher!" Dieser ungerechte Richter mußte schließlich dem Flehen der Witwe Erhörung gewähren. Und der HErr sagte zu Seinen Jüngern: „Höret, was der ungerechte Richter sagt. Gott aber, sollte Er das Recht Seiner Auserwählten nicht ausführen, die Tag und Nacht zu Ihm schreien?" (Vergl. Luk. 18, 1—8.) O, daß doch viele verstehen möchten, was es ist, den ewigen Gott als Vater anzurufen, was es ist, Jesum zu kennen als den Erretter und Freund, den Ewigtreuen, der die Seinigen trägt durch alle Finsternisse und Prüfungen zum siegreichen Erleben Seiner Verheißung!

Die Gebete dieser Mutter umgaben ihren Sohn Richard auf den Wegen der Gottentfremdung und des Lasters. Sie schrieb ihm manchen Brief, der in dem Gasthofe, wo er verkehrte, abgegeben wurde. Der Sohn konnte damals noch nicht lesen. Er ließ sich daher die Briefe seiner Mutter von einem Freunde vorlesen. Die Mutter schloß ihre Briefe gewöhnlich mit den Worten: „Ich werde dich nicht aufgeben." „Was meint die Mutter damit?" fragte ihn am Schlusse der Freund. „Nun," antwortete Richard Weaver, sie meint, daß sie nicht aufhören wird, für mich zu beten. Aber das ist ja Unsinn, verbrenne den Brief!" — „Nein," antwortete jener, „den Brief einer Mutter, die für dich betet, darfst du nicht verbrennen!" Unter Tränen fuhr er fort: „Ich wollte, ich hätte eine Mutter, die für mich betet; ich wollte, meine Mutter lebte noch! Ihr letztes Wort war: „Thomas, werde ich dich im Himmel wiedersehen? Ja, mit Gottes Hilfe will ich meine Mutter im Himmel wiedersehen! Schenke mir deiner Mutter Brief!"

— Richard gab dem Freunde den Brief. Dieser ging fort, und auf Erden hat Richard ihn nicht wiedergesehen. Aber viele Jahre später empfing er einen Brief, in welchem sich als Einlage jener Brief seiner Mutter befand. In dem Begleitschreiben stand die Nachricht, daß jene Stunde, in welcher dieser Thomas den Brief von Richards Mutter vorgelesen hatte, der Wendepunkt in seinem Leben geworden war und daß er im Frieden Gottes heimgegangen sei.

Richard Weaver selbst erzählte, daß er in einer Stunde, als er sich selbst das Leben nehmen wollte, eine Stimme vernahm: „Denke an deine Mutter, die für dich betet!" Diese Stimme brachte ihn dazu, das gegen das eigene Herz gezückte Messer wegzuwerfen.

Inzwischen war Richard schon 25 Jahre alt geworden; noch immer mußte seine Mutter für ihren verlorenen Sohn beten. Endlich aber kam die Stunde, in welcher er, von der Gnade überwunden, seiner Mutter schreiben ließ — er war damals noch des Schreibens unkundig —, daß er nun Jesu errettetes Eigentum sei! Als die Mutter diesen Brief empfangen hatte, ging sie damit von Haus zu Haus in ihrem Dorfe, um allen zu sagen, was der HErr an ihrem verlorenen Sohne getan hatte. Sie konnte nachts vor Freude nicht schlafen; sie mußte unaufhörlich Gott danken, und immer wiederholte sie: „Ich will meinem Gott allezeit vertrauen, Er hält Sein Wort!" Welch wunderbarer, großer Gott und Heiland, der so dem Gebete des Glaubens antwortet!

Aber nicht nur für die tiefste Not, für die verzweifeltste Lage reichen die Verheißungen Gottes aus, die dem Glaubensgebet gegeben sind — nein, die Verheißungen gelten auch auf den Gebieten der praktischen Arbeit, der Leistungen und Erfolge in Beruf und Geschäft. Das irdische Leben bildet eine Auslegung zum Worte Gottes, in welchem die Bestätigung und Erfüllung jeder Verheißung dargetan wird, welche Gott dem Menschen gab. Da steht z. B. geschrieben: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, indem sie die Verheißung des Lebens hat, des jetzigen **und** des zukünftigen" (1. Tim. 4, 8). Also ein Mensch, der in seinem Berufe in betender Lebensgemeinschaft mit dem allmächtigen Gott steht, hat die Verheißung des Segens für die Zeit und die

Ewigkeit. Ist das wahr? Auch für einen Arzt? Auch für einen Techniker? Auch für einen General? Auch für einen Gutsbesitzer? Auch für einen Fabrikarbeiter? Auch für eine Küchenmagd? Ja, gepriesen sei Gott, daß es wahrhaftig wahr ist. Das Leben, die Geschichte erweist es.

Bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die großen Operationen und Amputationen ausgeführt, ohne die Kranken zu betäuben. Man kannte das Chloroform noch nicht. Deshalb waren auf den Schlachtfeldern die Leiden und Qualen der armen Verwundeten unaussprechlich groß, wenn ihre zerschmetterten Glieder abgenommen werden mußten. Seitdem aber das Geheimnis des Chloroforms entdeckt wurde, können die schwierigsten Operationen, selbst wenn sie zwei Stunden dauern sollten, vorgenommen werden, ohne daß der Kranke sie empfindet und ohne daß der operierende Arzt durch Bewegungen oder Zuckungen des Kranken gestört wird. Welche Wohltat liegt in diesem Betäubungsmittel für die Leidenden, und welche Erleichterung für die operierenden Ärzte. Die großartigen Fortschritte, welche die ärztliche Kunst in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, beruhen, soweit es sich um operative Eingriffe handelt, vor allem auf den wunderbaren Wirkungen des Chloroforms. Diese Entdeckung verdankt die ärztliche Kunst einem englischen Arzte Dr. Sir James Simpson (lebte von 1811—1870). Der Ruf dieses Großen unter den Ärzten ging über die ganze Erde, so daß die Kranken von nah und fern, selbst aus Amerika und Australien, zu ihm kamen.

Von ihm urteilt ein moderner Professor der Chirurgie an der Berliner Universität wie folgt: „Als Lehrer fesselte er seine Zuhörer durch den Zauber seines Vortrages, die Fülle seines Wissens. Geradezu überraschend war die Gewalt, die er über seine Patienten hatte. Es war dies zweifellos seinem gewinnenden Wesen, das jeden hinreißen mußte, zu danken. Aber auch die Vielseitigkeit seines Wissens, seine merkwürdige Kombinationsgabe, die Unerschöpflichkeit immer neuer Heilverfahren und Heilmittel mußten das Staunen von Ärzten und Laien erregen. Fast unbegreiflich ist es, wie dieser Mann es möglich machte, die Anforderungen einer in das Unglaubliche gewachsenen Praxis mit seinen Pflichten

als Lehrer, mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten, seinen Studien und seinen Bestrebungen auf dem Gebiete der Wohltätigkeit zu vereinigen." Ist das nicht ein wunderbares Urteil? Willst du es verstehn? Dr. Simpson war **ein großer Beter, ein wahrer Christ,** ein Bekenner Jesu, ein Mensch, der bei all seinem Tun seine Kraft und seine Weisheit in Gott suchte und fand. Was das Wort Gottes von den Gläubigen sagt: „Alle meine Quellen sind in Dir"! (Psalm 87, 7), das war in seinem Leben eine erlebte Wirklichkeit. Welch ein Vorrecht, Kraft und Weisheit, Segen und Gelingen täglich, in allen Fragen des Berufes, des inneren und äußeren Lebens, zu suchen und zu finden in dem gegenwärtigen, allmächtigen Freunde, in Jesu!

Dieser große Arzt stand vor den Augen aller Welt als ein gesegneter Mensch. Er ist zahllosen Menschen ein Wohltäter und Lebensretter geworden. Wie gründlich wird damit die trügerische Meinung vernichtet, als ob der lebendige Glaube, das Christentum der Bibel, nur für Schwachköpfe, Weiber, Kinder und Greise wäre. Nein, der Glaube, welcher den lebendigen Sohn Gottes als HErrn und Erretter bezeugt, welcher die ewige Versöhnung des Sünders durch den Glauben an das Blut von Golgatha ergreift — dieser Glaube ist der einzige Weg des Friedens, des Segens und der Kraft **für alle Menschen,** für die Großen und die Geringen, für die Hochbegabten und die Einfältigen. Ohne diesen Glauben mag der von Gott gelöste Mensch vieles schaffen, erreichen und erfinden, was vor Menschen groß ist, aber ohne diesen Glauben, welcher den Frieden Gottes und das ewige Leben bringt, wird nichts vollbracht, was ewigen Wert hätte und was das Herz glücklich macht.

Dr. James Simpson wurde einst gefragt, welches denn seine größte Entdeckung sei. Er antwortete: „Meine größte Entdeckung war: **Die Errettung meiner Seele,** die Erkenntnis, daß **ich** ein Sünder war und Jesus Christus **mein** Heiland ist."

Wir wollen von den Ärzten zu den Erfindern übergehen.

Im amerikanischen Kongreß fand eine Nachtsitzung statt, die letzte Sitzung vor Schluß der Sitzungsperiode im Jahre 1843. Man hatte schon viele Reden gehalten und mancherlei beschlossen.

Auf der Tagesordnung stand auch ein Antrag, eine neue Erfindung durch Bewilligung einer Summe von 30000 Dollars zu fördern. Die Sitzung ging dem Ende zu, aber noch war davon nicht die Rede gewesen. In der Ecke der Galerie saß ein einsamer Mann. Die Sorge auf seinem mageren, klugen Gesicht wurde zur Hoffnungslosigkeit. Ob das Gesetz, welches das Geld zu einem Versuch mit seiner elektrischen Maschine gewähren sollte, noch an die Reihe kommen würde, das war seine bange Frage. — Samuel Morse, so hieß der Mann, stand hastig auf, verließ den Saal und lief in seine Wohnung, in der es elend aussah. Er war beinahe verhungert, um nur genug zur Herstellung seiner Versuchsmaschine zu ersparen. Er kniete neben seinem Strohsack nieder und legte die Sache in Gottes Hand. „Was auch die Zukunft mir bringen mag," betete er einfach, „o HErr, Deine Hilfe wird mir nahe sein." Weiter konnte er nichts tun, und so ging er still zu Bette. Dieser Mann rechnete mit Gott.

Früh am nächsten Morgen klopfte es an seine Tür. Er öffnete; da stand Fräulein Annie Ellsworth, die Tochter des Patentbeamten. „Herr Professor" (Morse war damals Professor in New Haven), sagte sie und ergriff in freudiger Erregung Morses Hand, „ich komme, Ihnen Glück zu wünschen." Samuel Morse sah sie an, er konnte nicht sprechen. Da fuhr sie fort: „Der Antrag ist ohne Schwierigkeiten angenommen worden. Irgend etwas schien es dem Hause aufzudrängen. 30000 Dollars sind zu einem Versuch mit Ihrer Maschine bewilligt worden." Morse wußte, wer es „aufgedrängt" hatte, und sein Herz erhob sich dankbar zu Gott, der ihn erhört hatte.

Im Jahre 1844 wurde das erste Telegramm von Washington nach Baltimore abgesandt. Damals bezeugte Samuel Morse öffentlich, daß Gott seinen Gebeten geantwortet hatte; er bat Annie Ellsworth, die ihm die frohe Botschaft gebracht hatte, das erste Telegramm abzusenden; er diktierte es ihr selbst; es bestand aus vier Worten: **„Das hat Gott gewirkt!"** Samuel Morse, der hochbegabte Mann, ist durch seine Erfindungen ein Wohltäter des Menschengeschlechts geworden. Beachte es, dieser Erfolg war von Gott erbeten, und Morse gab die Ehre Dem, der seinem Gebet geantwortet hatte.

Wieviele große Erfolge, sowohl auf dem Gebiete der Erfindungen

und Kulturfortschritte als auf den Schlachtfeldern, sind in Demut erbeten worden von der Allmacht Gottes. Wie zahllose heiße Gebete sind z. B. im Jahre 1870 zu Gott aufgestiegen um Sieg und Hilfe, und wie wunderbar hat Gott geantwortet! Aber welch ein Schmerz, welch ein Verlust: bei ungezählten Menschen im deutschen Volke gilt Gott als abgesetzt. Man glaubt, ohne Gott besser fertig zu werden, und man denkt, in eigener Kraft mehr zu leisten. Die blinden Blindenleiter, welche unser Volk auf den Wegen der Gottesleugnung führen, dünken sich erhaben über die göttliche Wahrheit und Weisheit, und doch kann man jetzt schon deutlich sehen, wie der Weg unseres Volkes ins Verderben führt, in Sündengreuel, Gewissenlosigkeit, Selbstsucht, Verzweiflung. Gottes Wort warnt so ernst: „Verflucht ist der Mann, der auf Menschen vertraut und Fleisch zu seinem Arm macht und dessen Herz von Jehova weicht! Und er wird sein wie ein Entblößter in der Steppe und nicht sehen, daß Gutes kommt; und an dürren Örtern in der Wüste wird er wohnen, in einem salzigen und unbewohnten Lande. Gesegnet ist der Mann, der auf Jehova vertraut und dessen Vertrauen Jehova ist! Und er wird sein wie ein Baum, der am Wasser gepflanzt ist und am Bach seine Wurzeln ausstreckt und sich nicht fürchtet, wenn die Hitze kommt; und sein Laub ist grün, und im Jahre der Dürre ist er unbekümmert, und er hört nicht auf, Frucht zu tragen" (Jer. 17, 5—8).

Zu den stärksten Geistern der modernen Menschheit gehört unbestritten der Afrikaforscher Henry Morgan Stanley, der in jahrelangen Kämpfen und Entbehrungen als erster quer durch Zentralafrika ging — er ging diesen Weg **mit seiner Bibel.** Aus seiner von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung sei hier folgendes abgedruckt:

„Wenn ich um Erleuchtung gebetet hatte, wie ich meine Begleiter durch drohende Gefahren führen solle, da erhellte ein Lichtstrahl meinen verwirrten Geist und wies mir den klaren Weg, den ich zu betreten hatte. Bei der Führung der verschiedenen afrikanischen Expeditionen haben mich Gebete um Geduld oft befähigt, meine wilden Gegner in einem humoristischen Licht zu sehen, — mich manchmal mit unbegrenztem Mitleid erfüllt für ihren Wahn-

sinn, manchmal mit einem Glauben, es sei nicht recht, sie streng zu bestrafen. . . . . Und Geduld ist mir zuteil geworden, und ich habe die Wilden in wahnsinnigem Aufruhr zurückgelassen. Hätte ich nicht darum gebetet, so bezweifle ich, ob ich ihren Speerhagel ausgehalten hätte, wo sie oft nur ein halbes Dutzend Schritte von mir entfernt waren. Wenn meine eigenen Leute sich vorsätzlich schlecht benahmen trotz wiederholter Ermahnungen, so habe ich um jene Geduld gebetet, die es mir möglich machte, ihre Vergehen mit milderem Auge anzusehen. . . . Wenn ich mich daran erinnere, in wieviel Fällen diese Gebete Erhörung fanden, muß ich mich wundern über die geheimnisvolle Feinheit, mit der mir die Erhörung geschickt wurde. „HErr, gib, daß ich meine Leute finde und sie sicher nach Hause bringe; dann tue, was Du willst," war mein Gebet am Abend vor dem Tage gewesen, als ich den Rest der Nachhut fand. Gewiß, sie war da und hatte sich seit dem 17. Juli auch nicht von der Stelle gerührt, aber ich wußte es nicht. „Gib mir meine Leute wieder, o HErr! Gedenke, daß sie Deine Geschöpfe sind, wenn auch unsere irdische Natur uns dazu drängt, Deiner zu vergessen. Suche uns nicht heim um unserer Missetaten willen, barmherziger Gott!" — So verbrachte ich diese Nacht im Gebet, bis ich unter der Ermüdung meines Körpers nicht mehr die Worte finden konnte. Und beim nächsten Morgengrauen — einige Minuten, nachdem wir die Zelte abgebrochen — wurden mir meine Leute wiedergegeben mit genügenden Lebensmitteln, um die im Lager Verschmachtenden zu retten. Auf allen meinen Expeditionen war ich moralisch und geistig mehr gestärkt als meine Gefährten, die nicht beteten. Mein Gebet machte weder meine Augen blind, noch meinen Geist matt, noch meine Ohren taub, gab mir im Gegenteil Vertrauen. Und es tat noch mehr: es verlieh mir Freude, Stolz auf meine Arbeit und half mir über die 1500 Meilen Urwald hinweg und befähigte mich, den Gefahren und Ermüdungen des Tages Trotz zu bieten."

Das bezeugt der Mann, welcher dem heidnischen König Mtesa (in Uganda) und seinen Häuptlingen aus der Bibel vorlas, um ihnen Zeugnis von der Wahrheit des Christentums zu geben. Er rühmte seine Bibel: „Ich habe ein Buch bei mir, welches euch nicht nur klar sagen kann, wie die Engel sind, sondern euch auch

Aufschluß gibt über Gott und Seinen hochgelobten Sohn, dessen dienstbare Geister sie sind." Er bezeugte ihnen die Wahrheit der himmlischen Hoffnung: „Sie werden nicht mehr hungern, auch werden sie nicht mehr dürsten; noch wird je die Sonne auf sie fallen noch irgend eine Glut" (Offenbarung 7, 16).

Wenn in solcher Weise große Männer ihrer Mit- und Nachwelt Zeugnis geben von der Wahrheit der Gegenwart des allmächtigen Gottes, von der greifbar deutlichen, wunderbaren Erhörung ihrer Glaubensgebete in den größten Schwierigkeiten und Gefahren — ist es da nicht lächerlich und verächtlich, wenn anmaßende Professoren und Schriftsteller, solange sie gesund in Numero Sicher an ihrem Schreibtische oder auf ihrem Professorensessel sitzen, den allmächtigen Gott leugnen? Was aber soll man erst sagen von jenen grünen, unreifen Jungen, die mit ihrem frechen Mundwerk Gott, Glauben und Gebet verspotten, noch ehe sie überhaupt das Schlachtfeld des Lebens betreten haben?

So lehrt uns der Blick in die Wirklichkeit des Lebens, daß der im Staube wandelnde Mensch durch sein Gebet die Hand Gottes bewegt zum Eingreifen in das irdische Leben. Gott antwortet dem kindlichen Glauben mit greifbaren, erlebten Wundern!

IV.

Im Kampfe um das Dasein.

Es handelt sich im praktischen Leben um bestimmte, greifbare Dinge, um bitteren Hunger, unbezahlte Miete, um ein leeres Portemonnaie, um kalte Stuben, zerrissene Schuhe, kranke Kinder, schwindsüchtige Frauen. Dazu kommt dann noch oftmals Feindschaft, Tücke, Betrug der Menschen. Aus allen diesen Nöten bildete sich im 19. Jahrhundert der Begriff vom Kampfe um das Dasein,

den der moderne Mensch zu kämpfen hat. Da ist es doch eine unvermeidliche, nüchterne Frage: Kann und will der allmächtige Gott in solchen Nöten dem Flehen des Glaubens antworten? Will und wird Er eingreifen?

Wir wollen diesen Fragen klar in das Auge schauen, indem wir sie aus der Wirklichkeit des Lebens beantworten.

Lies folgende Aufzeichnung: An einem kalten und nassen Abend wanderte ich mit einem niedergeschlagenen Freund durch die Straßen; ich versuchte ihn aufzumuntern und neue Hoffnung in seinem Herzen anzufachen. Wir erreichten gerade den Bahnhof, als wir in unserem Gespräch von einem kleinen Mädchen unterbrochen wurden, das uns etwas verkaufen wollte. „Nein," sagte ich, „ich brauche nichts."

„Ach, lieber Herr, kaufen Sie doch!" hielt sie in flehentlichem Tone an. „Nein, nein, laufe nur weg," fuhr ich fort, „ich brauche nichts." — Sie aber ließ mit Bitten nicht nach. Zuletzt, da sie so dringend bat, fragte ich, was sie den ganzen Tag tue und wann sie denn nach Hause gehe, denn es war bereits 10 Uhr vorbei. — „Ach," gab sie mir zur Antwort, „am Tage gehe ich in die Schule, und nach vier Uhr komme ich hierher." — „Aber, warum sorgen dein Vater und deine Mutter nicht für dich?"

„Der Vater ist fortgelaufen, und die Mutter ist krank im Bett." — „Und warum kommst denn du hierher?" — „Ich bleibe hier, bis ich fünfzig Pfennig eingenommen habe." — „Aber du verdienst doch nicht immer fünfzig Pfennig?" — „Jawohl, mein Herr!" — „Aber heute abend wirst du doch keine fünfzig Pfennig erhalten?" — „Ja doch, mein Herr!" — „Nun, wieviel hast du jetzt?" — Zuerst schien sie es mir nicht verraten zu wollen. Aber ich redete ihr zu, sie möge mir doch alles sagen. Da nahm sie die Stücke Geld aus der Tasche und zählte dreißig Pfennig.

„Da wirst du doch gewiß heute abend keine fünfzig Pfennig erhalten?" — „Ja doch, mein Herr," gab sie wieder zur Antwort, „ich bringe immer fünfzig Pfennig nach Hause." — „Dann sag' mir doch, wie weißt du so sicher, daß du fünfzig Pfennig erhalten wirst?" — Zuerst wollte sie nicht mit der Sprache heraus, als ich aber in sie drang, sagte sie: „Weil, ehe ich ausgehe, ich an Mutters Bett niederknie und bete, und die Mutter sagt, daß unser Vater mir helfen wird, fünfzig Pfennig zu verdienen. Und Er hat es immer getan." — „Aber, du sagtest mir doch, dein Vater sei weg-

gelaufen?" — „Weißt du denn nicht, Herr, daß wir einen Vater im Himmel haben?" — „Ja, aber du glaubst doch nicht, daß Er dich wegen fünfzig Pfennig hört?" — „Ja, Er tut es, mein Herr, und wird mir fünfzig Pfennig schicken." — „Wenn ich dir nun zwanzig Pfennig gäbe, was würdest du tun?" — „Ich würde zur Mutter nach Hause laufen, weil mein Vater mir alles gegeben hätte, worum ich bat."

Ich gab ihr das Geld, und sie lief munter nach Hause. Mein Freund hatte all die Zeit dabeigestanden, ohne ein Wort zu sagen. Wir blickten uns an, und ich sagte nur: „Siehst du, K., da hast du deine Lektion." Wir schieden voneinander — ich zu meiner Junggesellenstube, er, um durch das Vertrauen eines kleinen Kindes zu einer neuen Hoffnung und Freudigkeit gebracht zu werden.

Weitaus die meisten Menschen rechnen falsch, weil sie Gott aus ihrer Rechnung ausgestrichen haben. Man sagt wohl: Da hast du die Rechnung ohne den Wirt gemacht!, wenn jemand sich in seinen Spekulationen verrechnet hat. Aber daß die meisten Menschen den großen Wirt, in dessen Schöpfungshaus wir leben, aus dessen Güte und Barmherzigkeit wir atmen und essen, mißachten, ist eine Tatsache, die uns von allen Seiten umgibt. Daniel sagte einst zu einem gottvergessenen Herrscher: „Den Gott, in dessen Hand dein Odem ist und bei dem alle deine Wege sind, hast du nicht geehrt" (Dan. 5, 23). Dies paßt auf weitaus die meisten Menschen in der Namenchristenheit. Darum ist so viel Sorge, so viel drückende Last bis zur Verzweiflung, ja bis zum Irrenhause.

Der Bericht eines dem HErrn geweihten Hauses der Barmherzigkeit, in welchem man unter der Obhut des allmächtigen Gottes und im Bewußtsein der Gnade Jesu, des großen Erretters, lebt, und wo täglich viele Gebete des Glaubens zum HErrn aufsteigen, schließt wie folgt:

Heute ist Silvesterabend, Worte können nicht ausdrücken, was das Herz empfindet. Eben war die kleine Schar noch zusammen, die sich seit dem 1. Juli allabendlich zum Gebet vereinigt. Wir haben noch einmal rückwärts gesehen und gedankt für die erfahrene Gnade, und vorwärts gesehen und gedankt für alles, was unser Vater im neuen Jahre an uns tun wird. Er bleibt derselbe. Unsere

Kassenschwester zeigte uns den Abschluß in den Büchern. Wir nehmen nicht große Summen in das neue Jahr hinüber, aber auch keine unbezahlte Rechnung und keine andere Schuld, als die der Liebe. Wir freuen uns, daß wir arm sein dürfen und abhängig von der täglichen Durchhilfe unseres Gottes. Unsere Herzen sind leicht und froh, und wir wollen wieder sorglos sein wie die Lilien und die Vögel, nicht im falschen Vertrauen auf irdisches Gut, sondern in der gewissen Zuversicht, daß unser Vater weiß, was wir bedürfen. Gelobt sei Er!

Mit ganzem Ernst wollen wir am ersten trachten nach dem Reich Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit, so wird uns alles andere zufallen. Und wenn am nächsten Jahresschluß der HErr uns fragt: Habt ihr je Mangel gehabt? So werden wir Ihm mit Freuden antworten: HErr, nie!

Hier mag jeder verstehen, was es heißt: mit Gott rechnen! Es ist für jeden Menschen von entscheidender Bedeutung für Zeit und Ewigkeit, daß er eine klare Überzeugung davon empfange, **daß das Gebet des Glaubens eine Macht ist, welche das Herz und die Hand Gottes bewegt.**

Aus einem jüngst eingegangenen Briefe sei folgendes abgedruckt:

Es war vor 15 Jahren, ich war damals kaum 18 Jahre alt, als ich unter dem Verdacht des Diebstahls verhaftet wurde. Ich sollte Schmuckgegenstände entwendet haben. Ich beteuerte meine Unschuld, aber es half mir nichts. Der Schein war gegen mich. Seit meiner Verhaftung waren bereits mehrere Wochen vergangen; ich betete alle Tage zu Gott, daß Er mich doch erhören möchte. Da erhielt ich von meiner guten Mutter einen Brief, sie schrieb unter anderem: Du bist doch immer ein gutes Kind gewesen und solltest jetzt auf Wege geraten, die nicht recht sind? Das tut mir furchtbar wehe. Nun betete ich nicht mehr, sondern **ich schrie zu Gott,** ja, ich kann sagen, es war ein Ringen mit Gott fast die ganze Nacht. Darauf kam eine Ruhe über mich und die Gewißheit, daß mich Gott erhört hatte. So erwartete ich den Morgen und mit ihm die Botschaft, daß man kommen würde und mich hinauslassen. **Und man kam und sagte mir, daß ich entlassen werde.** War das nicht wunderbar? Gott hatte dem richtigen Diebe, welcher

nicht erwischt wurde, das Gewissen so gerührt, daß er die gestohlenen Sachen dem Eigentümer zurückschickte.

Viele Menschen müssen erst in tiefe Not kommen, ehe sie lernen, aus dem Herzen zu Gott zu reden und dann zu erfahren, daß der allmächtige Gott wirklich da ist.

So gibt es also kein Gebiet des Lebens, auf welchem Gott nicht mächtig und willig wäre, dem Flehen des bedrängten Menschen zu antworten, der bei Ihm die Hilfe sucht.

Das gilt auch in vollem Umfange da, **wo ein Mensch von der Gewalt der Sünde, von den Ketten des Lasters so umschlungen ist,** daß diese dunklen Gewalten ihn in die Tiefen ziehen. Ob es Trunksucht, Fleischeslust, Geldbegier ist — Gott will dem Gebundenen, der zu Ihm ruft, Befreiung senden. Da gewinnt ja der Kampf um das Dasein eine andere Gestalt — aber er ist oft noch viel erschütternder, als da, wo es sich um Not und Hunger handelt. Der Sohn Gottes sagte, daß Er gekommen ist, „um Freiheit auszurufen den Gefangenen und Öffnung des Kerkers den Gebundenen; um auszurufen das Jahr der Annehmung Jehovas" (vergl. Jes. 61, 1—2 u. Luk. 4, 16—22). Wer betend die Zuflucht zur Gnade nimmt, erlebt, daß Gott Befreiung und Errettung für ihn hat.

Höre die Lebensgeschichte eines Buchhalters, welcher heute in geachteter Stellung sein Brot verdient. Du tust da nicht nur einen Blick in die Tiefen der Sünde, sondern zugleich einen Blick in **die Höhen der Gnade Gottes.** Lerne hier die Wahrheit des Evangeliums verstehen: Aus den tiefsten Tiefen der Schuld und Sündenumstrickung kann und will Jesus erretten! Aus der verzweifeltsten Not hat Gott noch einen Ausweg! Da, wo der Mensch nichts mehr zu hoffen hat, weiß Gott noch Wege des Segens und Friedens, hoch über alle menschlichen Begriffe! Ja, du sollst hier mitten aus dem modernen Leben heraus eine Auslegung hören zu dem Worte: „Ich bin gesucht worden von denen, die nicht nach Mir fragten; Ich bin gefunden worden von denen, die Mich nicht suchten."

„Als Sohn eines Gastwirtes und Fleischermeisters besuchte ich eine gute Realschule, lernte dann als Kaufmann etwas Tüchtiges und ging mit zwanzig Jahren nach Berlin. Dort lebte ich ohne Gott und war dem Trinken zugeneigt. Ich fand vortreffliche

Stellung und brachte es bald auf ein Gehalt von 2000 Mark jährlich. Anfangs ging ich, da ich religiös erzogen war, zuweilen in die Kirche. Aber in meinem 22. Lebensjahre war ich damit fertig. Mein Sündenweg ging bis in die tiefsten Tiefen der Fleischeslust, ja bis zum gerichtlichen Meineid. Später begann ich in der Friedrichstraße ein eigenes Geschäft, welches vortrefflich ging; kurz darauf eröffnete ich ein zweites Geschäft; auch dies ging gut. Aber mein Wirtshausleben brachte alles in Verfall, ich kam in Konkurs. Nun verarmt, rief mich ein Freund nach Hamburg. Dort begegnete uns in abgelegener Straße in Altona ein Geldbriefträger. Mein Freund und ich überlegten, wieviel Geld wir erlangen würden, wenn wir den Mann totschlügen. Aber Gott vereitelte unsereren Plan.

Nach Berlin zurückgekehrt, verschaffte mir ein Freund, nachdem ich lange umhergeirrt, eine gute Stellung als Verkäufer in einer großen Zigarrenfirma. Zum Dank bestahl ich diesen Freund um fast 100 Mark. Drei Jahre war ich in dieser Stellung, dann faßte mich die Trunksucht so, daß ich alles aufgab und planlos umherirrte. Mein Vater hörte davon und holte mich nach Hause. Meinem gutmütigen Vater Geld abzuschwindeln, war mir ein Leichtes. Mit diesem Gelde eröffnete ich unter fremdem Namen wieder ein Geschäft. Meine Eltern zogen zu mir; aber als mein Vater mich fortwährend schwer betrunken sah, wurde er tiefbetrübt — und ich? Ich beschloß nach meinem Heimatsort zu reisen, um daselbst mein Leben zu enden. Ich ließ meine Eltern mit dem Geschäft allein und reiste nach Hause. Ich war fertig — **aber Gott noch nicht.** Ihm sei Dank! In der Heimat angekommen, irrte ich zwei Nächte in bitterer Kälte betrunken herum. In der ersten Nacht plante ich, mich von einem Eisenbahnzuge überfahren zu lassen, aber dazu fehlte mir im entscheidenden Augenblick doch die Lust. Am folgenden Tage hing ich mich auf, aber es gelang nicht, der Strick riß! In der nächsten Nacht trank ich reichlich Schnaps, dann hing ich mich in einer einsamen Gasse an einem Zaun auf. Es war neben dem Geschäfte meines Bruders. Gott sandte in Seiner Barmherzigkeit einen jungen Mann in später Nachtstunde durch diese Gasse. Er stieß an einen leblosen Körper, eilte in das Haus meines Bruders, den er weckte. Beide trugen den scheinbar toten Mann ins Haus. Da erst erkannte mein

Bruder in dem leblosen Vagabunden mich, seinen Bruder. Die Zaunlatte, an der ich mich aufgehangen hatte, war gebrochen, ich war besinnungslos auf die Straße gefallen. Es war am 9. Februar 1897, eine eiskalte Winternacht. Ich wäre unbedingt erfroren, hätte man mich nicht gefunden.

Meine Eltern lösten das von mir begonnene Geschäft auf, man brachte mich nach Berlin, und ich gewann meine frühere Stellung bei der Zigarrenfirma wieder. Dort ging es über zwei Jahre gut, aber meine Nerven wurden durch das Trinken ruiniert, dazu kamen Unregelmäßigkeiten in der Kasse — so kam ich wieder ans Betteln. Jedoch ich erhielt bald eine Stellung als Buchhalter bei einer Aktien-Gesellschaft in Berlin.

Da starb mein Vater aus Gram über mich. Nun erbte ich viel Geld, gab meine Stellung auf, kam immer mehr ins Trinken und beschloß, da mir der Mut zu einer anderen Todesart fehlte, mich totzutrinken. Auch dies gelang nicht, sondern man brachte mich, am Säuferwahnsinn erkrankt, in die Königliche Charité. Dort genas ich nach einigen Wochen. Die Ärzte warnten mich vor dem Trinken. Aber nach kurzer Zeit war es damit schlimmer als je zuvor. Der Rest meines väterlichen Erbes war bald vergeudet; an einem Tage verjubelte ich 1000 Mark. Nicht lange danach saß ich wegen Bettelns und Vagabundierens im Gefängnis.

Dort fand ich ein Neues Testament. Ich fing an zu lesen, jedoch, sobald ich den Namen Jesus fand, warf ich es fort. Als ich aus dem Gefängnis entlassen war, wies mich ein Bettelgenosse nach einem Fleischwarenladen in der Turmstraße: Dort bekäme man, wenn der Inhaber auch „vieles quatsche", etwas Ordentliches geschenkt. Ich ging hin und versuchte dem Ladenbesitzer etwas vorzuschwindeln von einem Unglück, das mich betroffen hätte. Dieser Ladeninhaber jedoch sagte mir, worin mein Unglück bestände: „Ihnen fehlt Jesus und das Gebet." Er sprach lange zu mir und endete mit den Worten: „Wenn Sie Jesus in Ihr Herz aufnähmen, so brauchten Sie nicht zu betteln, Sie hätten genug, um anderen zu geben. Er gab mir dann ein großes Paket Butterbrote mit Fleisch und Käse belegt. Infolge dieser Begegnung gab ich das Betteln auf und fand Arbeit auf dem Lande durch ein Berliner Büro für Arbeitslose. Man schickte mich nach Mecklenburg. Dort blieb ich beinahe

zwei Jahre. Wiewohl ich mich auch dort noch etwa zehnmal betrank, so blieb ich doch dauernd am Arbeiten und ersparte mir von meinem schmalen Lohn über 60 Mark.

1904 ging ich nach Berlin zurück. Nach kurzer Zeit des Bettelns fuhr ich infolge einer Anzeige nach Mülheim (Ruhr), wo ich in einer Kaffeebrennerei Arbeit fand. Dort waren zwei gläubige Arbeiter, welche mir immer vom HErrn Jesus erzählten. Der eine, ein schon alter Mann, brachte mich durch seine Bitten unter das Wort Gottes. Ich hörte eine Predigt über das Wort: „Ehe sie rufen, werde Ich antworten; während sie noch reden, werde Ich hören" (Jes. 65, 24). Alle die Geschichten und Beispiele in dieser Predigt paßten genau auf mein Leben. Ich kam nach Hause **und übergab mich in aller Stille dem HErrn.** Eines Tages wurde mir klar, daß ich nun seit über drei Monaten weder Schnaps noch Bier getrunken hatte, und der HErr zeigte mir, daß ich nie wieder zu trinken brauchte. **Gott hatte mich freigemacht!** — Darüber sind nun $5^1/_2$ Jahr vergangen. Der HErr hatte mich damals völlig errettet, völlig befreit. **Seit jener Zeit kann ich beten!** Damals bat ich einfältig in meinem Kämmerlein: „HErr Jesu, der Du mich vom Trunk hast freimachen können, Du kannst mir auch eine Stellung als Kaufmann verschaffen." Er hat es getan. Ich bin jetzt wieder Buchhalter. Aber Größeres als das habe ich erlebt. Infolge meiner Ausschweifungen bekam ich einen leichten Schlaganfall und alsdann Wassersucht. Jedoch der HErr hat mich durch das Gebet des Glaubens geheilt ohne Arzt und ohne Arznei. Ich bin heute gesund nach Geist, Seele und Leib, ein glücklicher Mann, das Blut Jesu hat mich von meinen vielen Sünden völlig gewaschen."

In dieser Lebensgeschichte sind alle Sündentiefen aufgezählt, die man sich denken kann: Betrug, Unterschlagung, Meineid, alle denkbaren Tiefen der Fleischeslust, Trunksucht, ein geplanter Mord, mehrfache Selbstmordversuche. Dieser Mann war seines Vaters Kummer, sein Leben war voller Undank gegen Gott und Menschen; sein Vermögen vergeudet, seine Gesundheit durch Sündendienst ruiniert — da war nichts mehr zu hoffen. „Gott aber, der reich ist an Barmherzigkeit, wegen Seiner vielen Liebe, womit Er uns geliebt hat, als auch wir in den Vergehungen tot waren, hat uns mit dem Christus lebendig gemacht, — durch Gnade seid ihr

errettet" (Eph. 2, 4—5). Welch kostbare Wirklichkeit für den gläubigen Christen! Verstehe die suchende Liebe des Heilandes, der auf dem Kreuze litt und starb, damit für den verlorensten der Sünder eine vollkommene Gnade gefunden würde. „Wo aber die Sünde überströmend geworden, ist die Gnade noch überschwenglicher geworden, auf daß, gleichwie die Sünde geherrscht hat im Tode, also auch die Gnade herrsche durch Gerechtigkeit zu ewigem Leben durch Jesum Christum, unseren HErrn" (Röm. 5, 20 und 21). Dieser tief verschuldete Sünder ist **durch die Gnade Gottes und durch den Glauben an Jesu Blut** ein glückliches, fröhliches Kind Gottes geworden.

Jeder Leser dieser Blätter mag nun selbst die Frage beantworten, ob wir im Kampfe des Erdenlebens die Wahrheit der Verheißung erfahren dürfen: „Unter dir sind ewige Arme!" und ob wir sterbliche Menschen es erleben dürfen, daß Gott vom Himmel her eingreift zu unserer Hilfe. Jeder Aufrichtige ist gezwungen, entweder zu sagen: „Wahrhaftig, dies ist Wahrheit!" oder er muß alle die Zeugnisse, die ihm vorgeführt wurden, für unwahr erklären. Zweierlei aber muß noch hinzugefügt werden: 1. Es gibt nach Gottes heiligem Worte Menschen, welche sich durch den Trotz ihrer Herzen und die absichtliche und bewußte Verhärtung ihrer Gewissen in einen Zustand gebracht haben, in welchem sie nicht mehr beten können und in welchem sie sich selbst von den Gnadenverheißungen Gottes ausgeschlossen haben. 2. Daß wir für unsere irdische Not die rettende Hilfe bei dem allmächtigen Gott durch Glaubensgebet finden dürfen, ist große Gnade, aber — wir bedürfen mehr. Wir bedürfen vor allem die Errettung vom ewigen Verderben. Wir bedürfen Gewißheit der Vergebung unserer Schuld, Gewißheit der Gnade, Gewißheit der Herrlichkeit im Vaterhause Gottes. Deshalb litt und starb der Sohn Gottes auf dem Kreuze, damit wir diese Gewißheit durch die Gnade fänden: Versöhnt mit Gott für ewig durch Jesu Opfer und Blut, geliebt von Gott als Kind und Erbe, getragen durch die Zeit auf Adlers Flügeln zum Ziele ewiger Freude in den Himmeln.

Kennst du Jesum als deinen Erretter? Bist du versöhnt mit Gott? Ist dir die Last der Schuld abgenommen?

V.

Unbeantwortete Gebete.

Die Zahl der Verheißungen in der Bibel ist überwältigend; es gibt deren in der Bibel mehr als 30 000. Die größte Anzahl dieser Verheißungen ist an die betende Seele gerichtet; dieselben sind wunderbar umfassend. Da steht: „Wer irgend" —„was irgend". Da steht: „Jeder" oder „alle", oder: „Wenn jemand". Ist es nicht befremdend, daß wir trotz dieser vielen Verheißungen im Worte Gottes dennoch der ernsten Tatsache gegenüber stehen, daß viele (oder soll man sagen die meisten?) Gebete unerhört bleiben? Alle Erklärungen dieser Erscheinung, die man herbeibringen wollte, werden zunichte gegenüber der unbestreitbaren Tatsache, daß es Menschen Gottes gibt, welche beten und **immer Antwort auf ihre Gebete empfangen.**

Es braucht nur der Name Georg Müller von Bristol genannt zu werden, so wissen die meisten Gläubigen, daß da ein ganzes Leben mit aktenmäßig genauen Aufzeichnungen aufgeschlagen liegt, welches aus einer Kette von wunderbar erhörten Gebeten bestand. Dem HErrn sei Dank dafür, daß es in unseren Tagen zahlreiche Kinder Gottes gibt, welche auch erleben dürfen: Der HErr antwortet mir stets. Ich klopfe bei Ihm niemals an eine verschlossene Tür. Wir finden oft in Briefen und Veröffentlichungen bewährter Kinder Gottes die Zeugnisse dieser fortlaufend erlebten Erhörungen und wunderbaren Antworten. Hier fehlte Geld, es kam zu rechter Zeit aus weiter Ferne; dort fehlte die geeignete Persönlichkeit für einen wichtigen Dienst — sie stellt sich plötzlich zur Verfügung. Hier erbat man, daß man auf weiter, beschwerlicher Wanderung noch einen Wagen finde — und er kam fast augenblicklich. Hier steht plötzlich ein schwer kranker Mann auf das Gebet der Seinigen gesund auf. — Dort kommt die Nachricht, daß die gefährdete Ernte trotz sechs Wochen Regenwetters glücklich geborgen wurde. Aber wie kommt es, daß es, trotz aller dieser herrlichen deutlich bezeugten Erfahrungen, dennoch so viele unerhörte Gebete gibt?

Wir müssen die Antwort nicht in menschlichen Erklärungen, sondern **im Worte Gottes** suchen. Da finden wir z. B. das deutliche Zeugnis, daß es Menschen gibt, für welche alle Verheißungen Gottes durchstrichen sind.

1. Es steht geschrieben: „Weil Ich gerufen und ihr euch geweigert habt, Meine Hand ausgestreckt und niemand aufgemerkt hat, und ihr all Meinen Rat verworfen und Meine Zucht nicht gewollt habt: so werde auch Ich bei eurem Unglück lachen, werde spotten, wenn euer Schrecken kommt; wenn euer Schrecken kommt wie ein Unwetter und euer Unglück hereinbricht wie ein Sturm, wenn Bedrängnis und Angst über euch kommen. Dann werden sie zu Mir rufen, und Ich werde nicht antworten, sie werden Mich eifrig suchen und Mich nicht finden; darum daß sie Erkenntnis gehaßt und die Furcht Jehovas nicht erwählt, nicht eingewilligt haben in Meinen Rat, verschmäht alle Meine Zucht" (Spr. 1, 24-30). Hier steht deutlich, daß eigenwillige, Gott trotzende, der Zucht Gottes widerstehende Menschen die Brücken zwischen Gott und sich derartig abbrechen, daß sie keinen Zugang mehr zu den Verheißungen Gottes haben.

Die Witwe eines Arztes bat einen gesegneten Diener Gottes, ihren todkranken Sohn zu besuchen. Der Zeuge Jesu erzählt: „Der Jüngling, welchen Sünden und Ausschweifungen an den Rand des Grabes gebracht hatten, lag stille in sich gekehrt da; er hatte gar kein Bedürfnis nach Errettung, selbst das Bewußtsein des herannahenden Endes schien sein verhärtetes Herz nicht zu beunruhigen. Alle Bitten und Ermahnungen der Mutter konnten sein Herz aus dem Sündenschlafe nicht aufrütteln. Die Mutter sagte: „Als du drei Jahre alt warst, wurdest du überaus krank. Eines Nachts sagte dein Vater, der ein geschickter Arzt war, daß du sicherlich nicht den Tagesanbruch mehr erleben werdest. Ich schickte den Vater und die Wärterin aus dem Zimmer, kniete vor deinem Bette nieder und sagte dem HErrn, daß ich dich nicht hergeben könne, dich nicht sterben lassen werde. Ich sagte Gott, Er müsse dich wieder gesund machen, und die Verantwortung

für das neugeschenkte Leben würde ich übernehmen. Zu aller Verwunderung wurdest du gesund. So glaube nun, lieber Sohn, daß Der, welcher die Bitten betreffs deines leiblichen Lebens erhört hat, erst recht unser Flehen erhören wird betreffs deiner unsterblichen Seele!"

Der Sohn antwortete in gleichgültigem Tone: „Mutter, dann hast du damals einen schrecklichen Fehler gemacht." So starb er, ohne irgend eine Spur von Reue gezeigt zu haben. Welch ein Sterben!"

Pharao, der König Ägyptens, der mächtige Feind Gottes und Israels, hatte die Wunder, die Gott durch Mose vor seinen Augen tat, erlebt; aber er nahm die Taten Gottes nicht zu Herzen. Es steht von ihm geschrieben: „Er fuhr fort zu sündigen und verstockte sein Herz .... Und das Herz des Pharao verhärtete sich" (2. Mose 9, 34. 35). Hernach aber heißt es: „Jehova verhärtete das Herz des Pharao" (2. Mose 10, 20 und 11, 10).

Hier lernt man, was das Gericht der Verstockung ist: Ein Mensch, der die Wunder Gottes mit vollem Bewußtsein erlebte, der aber hernach den Gott aller Gnade von sich stößt, verhärtet sich; er verliert allmählich die Fähigkeit, sein Herz der Liebe Gottes glaubend aufzutun. Darum steht warnend geschrieben: **„Heute,** wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!" (Hebr. 3, 8.)

Der bekannte englische Evangelist Haslam berichtet von einem Mann, der ihn an sein Sterbebette rufen ließ:

„Er erzählte mir, wie er als junger Mann einmal in einem alten, verlassenen Bergwerk nach Erzadern gesucht, die sich durch grüne oder braune Wasserflecken oder Zeichen an den Felswänden verraten. Er stieg mit einem angezündeten Licht und mit einer Schachtel Zündhölzchen hinunter. Weil er den Schacht gut kannte, meinte er sich hier, wie früher schon, leicht zurechtfinden und durchkommen zu können, obwohl hier und da tiefe Schachte offen lagen. An einigen Stellen mußte er auf Händen und Knien vorwärtsrutschen und an anderen wieder sehr vorsichtig um die Ecke eines offenen Schachtes sich herum-

winden. Auf einmal vernahm er einen ganz eigenen Ton, hielt an und schrie laut: Hallo! in der Meinung, daß vielleicht noch andere Leute aus gleicher Ursache im Schacht wären; da er aber keine Antwort bekam, setzte er sein Suchen fort, bis er an einen Schacht kam, über dem sonst eine Planke zu liegen pflegte. Dieselbe war wohl noch da, sah aber etwas verdächtig aus, so daß er sie nicht zu betreten wagte, sondern sich mühsam einen anderen Weg suchte. Er war noch nicht weit in dieser neuen Richtung gegangen, als plötzlich ein Wassertropfen auf sein Licht fiel und es beinahe auslöschte. „Das ist böse; nimm dich in acht, daß du mir nicht ausgehst!“ war sein erstes Wort; doch kaum war es von den Lippen, als ein neuer Tropfen auf das Licht fiel — es war aus! Er stand in dichtester Finsternis! Jetzt griff er nach seinen Zündhölzchen, aber er fand die Schachtel nicht mehr; sie war ihm aus der Tasche gefallen. Gerade das mußte der eigentümliche Ton gewesen sein, den er vorhin so deutlich vernommen hatte. Es war ihm unmöglich, den Weg dahin zurückzufinden, wo er die Schachtel verloren hatte. Was nun anfangen? Er setzte sich auf den Boden und brach in Tränen aus; er sah ja den sicheren Tod vor sich. Dann machte er einen Versuch, den Rückweg aufzufinden, verirrte sich aber immer mehr, so daß er gar nicht mehr wußte, wo er war. Dabei hörte er in der Nähe das Rauschen von herabströmendem Wasser, und er vergewisserte sich mit den Händen, daß er sich am Rande eines Schachtes befand.

In seiner Verzweiflung fing er an zu beten und bat den HErrn, ihm einen Ausweg zu zeigen — um jeden Preis wollte er aus diesem schrecklichen Orte fort. Er versprach, er wolle dem HErrn sein Herz geben, wenn Dieser ihm seine Bitte gewähre. Während er noch laut betete, hörte er etwas, was er für den Widerhall seiner Worte hielt; aber bald merkte er, daß es Menschenstimmen seien. Plötzlich zeigte sich ein Licht, das näher und näher kam. Bald hörte er die ihm wohlbekannte Stimme seines eigenen Bruders. Derselbe hatte sich mit zwei Freunden aufgemacht, ihn zu suchen, da man ihn vermißte; alle freuten sich, ihn aus einer solchen Lage zu erretten. Wie froh war er, als

er das Sonnenlicht wieder schauen durfte! — „Aber," setzte er mit feierlicher Stimme hinzu, „mein Herz habe ich dennoch nicht Gott gegeben! **Und jetzt will Er es nicht mehr haben!** Nein, jetzt nimmt Er es gar nicht mehr — mit mir ist alles vorbei. Wenn ich bete, so ist es gerade, als ob ich einen Schlüssel in einem Schloß fort und fort umdrehte; aber er faßt nicht; die Türe geht nicht auf." Ich drang in den armen, sterbenden Mann, doch nicht unnötig Zeit zu verlieren. Die einzige Antwort, die er mit einem Lächeln der Verzweiflung über die Lippen brachte, war: „Nein, es nützt alles nichts; Er hört mich nicht mehr; meine Gnadenzeit ist vorbei; die Türe ist verschlossen." So starb der unselige Mann."

Es gibt also Menschen, welche zwar von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt sind, welche genau wissen, daß der Sohn Gottes auf dem Kreuze starb, um Sünder zu erretten, aber sie vermögen nicht mehr für sich die Gnade zu ergreifen. Sie wissen genau, daß Jesus sie gerufen hat, damit sie die Gnade und den Frieden finden möchten, sie können die Zeit, den Ort, die Umstände sagen, da Jesus ihnen nahe war. Sie glauben, wie Satan und seine Dämonen glauben, **sie glauben und zittern,** aber sie haben keine Hoffnung. Welch entsetzlicher Zustand! Wenn man solche Menschen, wie jenen Bergmann, fragt: Was hielt dich zurück? Was war es, was dich hinderte, dem Heiland dein Herz zu geben? So lautet die Antwort bei den einen: die Lust der Welt; bei den anderen: ich wollte mit der Sünde nicht brechen.

Hast du Wunder der Macht und Gnade Gottes erlebt? Hat dich die Allmacht Gottes aus Schwierigkeiten und Bedrängnissen geführt, aus denen kein menschliches Auge einen Ausweg sah? Bist du in Krankheit und Gefahr wunderbar behütet worden? Hast du Gebetserhörungen erlebt? Dann eile, um dein Herz der Liebe dieses wunderbaren Gottes zu öffnen, der Sich in Christo offenbart hat. **Wenn du es nicht tust, stehst du in Gefahr, verstockt zu werden.**

2. In demselben Verhältnis zu Gott befinden sich auch manche (keineswegs alle) Abtrünnigen, welche zu Götzen

ihre Zuflucht genommen haben, obwohl sie wußten, daß ein gnadenreicher und treuer Gott sie an Sein Herz gerufen hatte. Es handelt sich um jene Menschen, von welchen Hebr. 6, 4—8 und Hebr. 10, 26—31 redet, welche geschmeckt haben das gütige Wort Gottes und die Wunderwerke des zukünftigen Zeitalters, welche eine Begegnung mit Jesu erlebt und selbst bezeugt haben, daß die Gnade Gottes sich zu ihnen geneigt hat, die aber dann mit Bewußtsein, mit Willensentschluß dem HErrn abgesagt haben, um auf die Wege der Sünde zurückzukehren. Hier sind nicht solche gemeint, welche im Kampfe mit der Sünde strauchelten und fielen, sondern solche, welche dem HErrn die Nachfolge bewußt aufgekündigt haben, um sich mit den Feinden Jesu und den Spöttern eins zu machen im Dienste der Welt und in der Verachtung der Gnade.

Ein junger und hoffnungsreicher Soldat, der einzige Sohn seiner wohlhabenden Eltern, erkrankte in den Tagen seiner aktiven Dienstzeit zu H. an Lungenentzündung, aus welcher sich Schwindsucht zu entwickeln schien — dies war wenigstens die Meinung der Ärzte, welche ihn nach dem Süden senden wollten. Der Kranke hatte durch einen alten Christen, der ihn von klein auf kannte, oft gehört sowohl von der rettenden Gnade Gottes für schuldige Sünder als auch von der helfenden Macht des Hörers der Gebete in der irdischen Not. Das alles hatte aber für ihn, der in der Jugendkraft und Jugendlust des Lebens stand, weder Wert noch Anziehungskraft gehabt. Der Becherklang, die Sonntagsvergnügungen der Großstadt hatten ihm die Augen geblendet. Jetzt aber, da der Verfall seiner Kräfte zunahm und er sich selbst sagen mußte, daß er nahe am Rande der Ewigkeit stehe, wurde er zugänglich für die Zeugnisse von der Liebe Gottes. Seine Eltern willigten angesichts der geringen Genesungshoffnungen, welche die Ärzte hatten, ein, daß der Sohn unter die Pflege und Gebete treuer Kinder Gottes gebracht werde.

Da war ein Haus, in welchem betende Hauseltern kranke und friedelose Menschen aufnahmen, um durch den Dienst aufopfernder Liebe Jesum zu verherrlichen. Viele wunderbare Gebetserhörungen waren dort erlebt worden. Menschenherzen, gebunden unter Sünde und Fluch, hatten den Frieden gefunden,

und Kranke waren durch Glaubensgebet unter diesem Dache gesund geworden.

Als der junge Mann dort ankam, stellte sich der ganze Ernst seines hoffnungslosen Zustandes von neuem heraus. Lungenblutungen traten ein; der Kranke sah selbst ein, daß Gott ernst mit ihm redete; so ließ er sich denn willig dazu leiten, das Angesicht Gottes zu suchen. Er erkannte, daß ein verlorenes Leben hinter ihm lag und rief das Erbarmen Gottes an.

Welch ein Unterschied der Atmosphäre zwischen früher und jetzt! In der Welt, auf den Wegen der Sünde und des Leichtsinnes, gab es Witze und Lachen genug, aber weder Trost noch Frieden, noch wahre Liebe. Jedoch hier, wo man in der Gegenwart Gottes lebte — wieviel Erbarmen, Glaubensfürbitte, selbstloses Dienen! Der Kranke begann zu beten. Er glaubte nun, daß ein gnadenreicher Gott gegenwärtig war, der sein Leben vom Fluche der Sünde heilen **wollte** und seinen kranken Leib heilen **konnte.**

Gott neigte Sich in Gnade, nach wenigen Monaten kehrte der Jüngling genesen und, wie er bezeugte, zu Jesu bekehrt, zu seinen Eltern und bald darauf zur Truppe zurück. Aber ach, hier, wo er Gott verherrlichen, Jesum bekennen und bezeugen sollte, was die Macht und Gnade Gottes an ihm getan hatte, versagte seine Treue. Weder seine Vorgesetzten noch seine Kameraden erhielten ein klares Zeugnis davon, daß ein neuer Mensch vor ihnen stand, welcher die Kräfte der unsichtbaren Welt erlebt und das gütige Wort Gottes geschmeckt hatte. Die Macht der irdischen Dinge, der Geist der Welt übte seinen trügerischen Zauber auf sein Herz aus. Satan, „der Gott dieser Welt, welcher den Sinn der Ungläubigen verblendet hat, damit ihnen nicht ausstrahle der Lichtglanz des Evangeliums der Herrlichkeit des Christus", warf seine Schlingen von neuem über den Jüngling, welcher doch nie vergessen konnte, was er erlebt hatte. Sein Fuß ging auf den breiten Weg zurück.

Lange Zeit verging. Plötzlich trat das Lungenleiden wieder mit ganzem Ernst auf. Der junge Mann verstand sehr wohl, daß es der HErr war, der ihm die beiden Fragen ins Ge-

wissen rief: Wo bist du? Was hast du getan? Sein Gewissen beantwortete diese Fragen: Ich bin auf dem Wege der Welt, der Sünde. Ich habe die erfahrene Gnade verleugnet, ich habe die Gelübde der Treue gebrochen, ich habe dem Herrn Jesu den Rücken gekehrt, nachdem Er Sich meiner erbarmt hatte.

Diese zweite Erkrankung war schmerzlicher für das Herz als die erste, aber was sollte geschehen? Für den Kranken bestand darüber kein Zweifel: Zurück dahin, wo ihm die Gnade begegnet war! Zurück zu den Menschen, welche die Sündentiefen des menschlichen Herzens und die Höhe der göttlichen Gnade kannten! Er kam zum zweitenmal elend an Leib und Seele und fand, was sein Herz begehrte: Gnade, Hilfe, Genesung. So kehrte er zum zweitenmal zurück, nach ärztlichem Ausspruch völlig gesund.

Du denkst: Nun wurde es ein Leben der vollen Hingabe an den HErrn. Ach nein! Auch jetzt versagte er nach kurzer Zeit seinem treuen HErrn und Erretter die Nachfolge auf dem schmalen Wege. Auch jetzt hatte er die Ehre bei Menschen lieber als die Ehre bei Gott. Sein Leib blieb seitdem gesund und blühend, aber seine Seele blieb krank durch Weltlust und Weltdienst. Diese mächtigen Einflüsse zieht man nicht mit dem Soldatenrock aus — sie binden die Menschen im bürgerlichen Kleide ebenso wie im bunten Rock. Statt auf der Seite der Kinder Gottes zu stehen, stand er auf der Seite der Welt. Er hatte die Wunder Gottes vergeblich erlebt! Es dauerte nicht viele Jahre, da erwies dieser Mann durch die Heirat, die er schloß, daß er sich völlig losgesagt hatte vom HErrn und vom Worte Gottes. Was sagt aber der HErr von solchem Leben?

Höre die erschütternden Worte: „Sie sind zurückgekehrt zu den Missetaten ihrer ersten Väter, die sich geweigert haben, auf Meine Worte zu hören; und sie selbst sind anderen Göttern nachgegangen, um ihnen zu dienen. Das Haus Israel und das Haus Juda haben Meinen Bund gebrochen, den Ich mit ihren Vätern gemacht habe. Darum, so spricht Jehova: Siehe, Ich bringe über sie ein Unglück, dem sie nicht werden entgehen können; **und sie werden zu Mir schreien, aber Ich werde nicht**

auf sie hören. . . . . Du aber bitte nicht für dieses Volk und erhebe weder Flehen noch Gebet für sie; denn Ich werde nicht hören zu der Zeit, da sie wegen ihres Unglücks zu Mir rufen werden" (Jer. 11, 10—14).

Ja, Gott untersagt in manchen solcher Fälle sogar Seinen Knechten die Fürbitte für solche Abtrünnigen: „Und Jehova sprach zu mir: Wenn auch Mose und Samuel vor Mir ständen, so würde Meine Seele Sich nicht zu diesem Volke wenden. Treibe sie hinweg von Meinem Angesicht, daß sie fortgehen" (Jer. 15, 1). Solchen Menschen gegenüber ist der Zugang zu Gott gesperrt. „Du hast Dich in eine Wolke gehüllt, so daß kein Gebet hindurchdrang" (Klagel. 3, 44).

3. Es gibt auch **Gläubige,** Kinder Gottes, denen wegen ihres zuchtlosen Zustandes die Gnadenverheißungen der Erhörung für eine Zeit gesperrt sind, solange sie nicht in Buße umkehren, sondern in diesem Zustande verharren. Es steht schon im Buche der Sprüche geschrieben: „Wer sein Ohr abwendet vom Hören des Gesetzes: **selbst sein Gebet ist ein Greuel"** (Spr. 28, 9). Es gibt also in Wahrheit vor Gott **greuliche Gebete.** Es sind die Gebete derer, welche sich darauf berufen, dem Volke Gottes anzugehören, die aber auf dem Wege der Sünde wandeln. Von solchen steht sogar geschrieben: „Sein Gebet werde zur Sünde" (Ps. 109, 7). Gott redet überaus deutlich von solchen Menschen, die wohl mit den Lippen, aber nicht mit dem Herzen, nicht mit der Tat und Wirklichkeit des Lebens sich vor Ihm beugen. „Weil dies Volk mit seinem Munde sich naht und mit seinen Lippen Mich ehrt, und sein Herz fern von Mir hält und ihre Furcht vor Mir angelerntes Menschengebot ist: Darum, siehe, will Ich fortan wunderbar mit diesem Volke handeln, wunderbar und wundersam" (Jes. 29, 13—14).

4. Wahrscheinlich fallen mehr als drei Viertel aller Gebete, die innerhalb der Namenchristenheit von der Erde an Gott gerichtet werden, unter das Urteil: **Plapperei!** „Wenn ihr

aber betet, sollt ihr nicht plappern wie die von den Nationen; denn sie meinen, daß sie um ihres vielen Redens willen erhört werden" (Matth. 6, 7).

Sicherlich werden alle Gebete auf der Wage des Heiligtums gewogen, ob es **Glaubensgebete** sind oder Gewohnheitsgebete oder Pflichtgebete oder Plappergebete. Dies ist auch für Gläubige eine ernste Sache, denn zu den Plappergebeten gehören auch all die schönen rednerischen Gebete vor den Ohren der Menschen, in welchen sich der Betende selbst gefällt und auch jene „Vorträge auf den Knien", die darauf hinzielen, die Zuhörer zu belehren oder die Korrektheit der eigenen Glaubensanschauung glänzen zu lassen. Im tiefsten Grunde fehlt es da an einem Bewußtsein von der Heiligkeit Dessen, mit dem wir es zu tun haben. Der HErr handelt in der Beantwortung der Gebete stets nach dem göttlichen Grundsatz: „Euch geschehe nach eurem Glauben" (Matth. 9, 29). Plappergebete beruhen nicht auf Glauben — was soll Gott darauf antworten?

5. Gerade an der Stelle, an welcher der HErr eine der mächtigsten Verheißungen für die Erhörung des Glaubensgebetes gibt (Mark. 11, 24), fügt Er hinzu: „Und wenn ihr im Gebet dasteht, so **vergebet,** wenn ihr etwas wider jemanden habt, auf daß auch euer Vater, der in den Himmeln ist, euch eure Übertretungen vergebe. Wenn ihr aber nicht vergebet, so wird euer Vater, der in den Himmeln ist, auch eure Übertretungen nicht vergeben" (Mark. 11, 25—26). **Die Gebete derer, welche unversöhnten Herzens sind, bleiben unbedingt unerhört.** Dies bezieht sich sowohl auf Gläubige als auf unbekehrte Menschen. (Vergl. Matth. 5, 23—24.) Es ist ernstlich zu befürchten, daß auch bei manchen Kindern Gottes dieser Fall vorliegt. Sie flehen in Schwierigkeiten und Bedrängnissen — aber es kommt keine Hilfe. Ja, prüfe doch einmal vor Gott, ob du dir nicht selbst durch Unversöhnlichkeit die Tür der Erhörung verschlossen hältst!

6. Unerhört bleiben auch oft die Gebete solcher, welche, Gott verachtend, ihre Pläne auf Menschen Rat und Menschenhilfe gebaut haben. Wenn dann diese morschen Stützen zusammenbrechen, dann sind solche oberflächlichen Menschen bereit, zuletzt auch noch den Gott anzurufen, an dem sie hochmütig vorbeigegangen sind. Oftmals empfangen sie dann die Antwort: „Wenn du schreist, mögen dich deine Götzenhaufen erretten" (Jes. 57, 13) und: „Gehet hin und schreiet zu den Göttern, die ihr erwählt habt; sie mögen euch retten zur Zeit eurer Bedrängnis" (Richter 10, 14). Gott weist es ab, solche Gebete zu erhören. Dies letztere trifft vielfach zu bei denen, welche in der Sucht, schnell reich zu werden, lockende Spekulationen unternahmen, sich zu diesem Zweck mit gewissenlosen Menschen verbanden, für alle Warnungen unzugänglich waren. Sie schreien vergeblich; ihre Tränen und ihre Gebete finden keine Annahme bei Gott.

Hierher gehören auch die zahllosen Gebete, welche von Gläubigen, Männern oder Frauen, aus den Nöten und Schmerzen ihrer unglücklichen Ehen, welche sie mit Unbekehrten geschlossen haben, emporsteigen. Ehe dieser gottwidrige Bund geschlossen wurde, war der unbekehrte Mann oder die unbekehrte Frau der Götze, um dessentwillen der HErr mit Seinem warnenden Worte zurücktreten mußte. Alle Mahnungen von seiten treuer Brüder und Schwestern waren vergeblich. Wenn dann nachher bittere Enttäuschung, tiefe Schmerzen, harte Behandlung bis zu Roheit und Schlägen das Haus und Leben zur Hölle machen, dann fleht das betrogene Gotteskind um Erlösung aus diesem Kerker — **aber vergebens!** Solcher Gläubige trägt der Regel nach lebenslang die Folgen der Entscheidung, welche man einst getroffen hat — es war Götzendienst, der Mensch galt mehr als der HErr!

Wie töricht, wie blind sind die Menschen, welche sich über Gott beklagen, wenn ihre Gebete nicht erhört werden! Man muß solchen Klagen gegenüber stets sagen: Der Grund liegt nicht bei Gott, nicht in irgend einer Untreue Seines Wortes — nein, Menschenkind, **der Grund liegt in dir!**

7. Es gibt wahre Gebete des Glaubens, welche **scheinbar** nicht von Gott beantwortet wurden, die aber in Wahrheit in Gnaden völlig erhört wurden. Gott behält Sich Zeit und Stunde vor. In vielen Fällen sagt Er: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen!" (Joh. 2, 4.) Es gibt darüber ein schönes Gedicht unter der Überschrift: **Noch nicht — heißt: Ja!***) Gott tut dies in göttlicher Weisheit und Liebe zur Erziehung der Seinigen; Er prüft ihren Glauben und macht sie im Ausharren bewährt. Es sei hier erinnert an die heißen, ringenden Gebete des Glaubens, durch welche Monica, die Mutter des Augustinus, ihren von Weltlust und Sündendienst umklammerten Sohn herausbetete. Gott verzog die Erhörung viele Jahre, aber die Erhörung kam!

Der HErr hat besondere Sorgfalt darauf verwendet, Seine Jünger dazu zu erziehen, daß sie im Glaubensgebet nicht ermatten sollten (lies Luk. 18, 1—8). Wir haben viele Beispiele, daß gläubige Eltern jahrelang um verirrte Söhne und Töchter gebetet haben. Diese Glaubensgebete verfolgten solchen verlorenen Sohn bis in ferne Erdteile; endlich kam Gottes Stunde, in welcher ein Pfeil Gottes den entfremdeten Sohn ins Herz traf, so daß er demütig als ein erneuerter Mensch an das Herz seiner Eltern zurückkehrte.

Gott schien das Gebet des Elia um Regen nicht zu erhören — sechsmal schaute der Bote nach dem Meere hin und kam zurück: Es ist nichts da! Erst beim siebenten Male kam die Erhörung, aber sie kam völlig. **„Wenn es verzieht, so harre fein; denn kommen wird es, es wird nicht ausbleiben"** (Hab. 2, 3). Dies war auch der Fall beim kananäischen Weibe, — wie herrlich war die Erhörung! Gott kommt, auch wenn Er verzieht, nie mit Seiner Erhörung zu spät, Er versäumt nichts, Er macht keinen Fehler. „Der Fels: vollkommen ist Sein Tun; denn alle Seine Wege sind recht. Ein Gott der Treue und sonder Trug, gerecht und gerade ist Er" (5. Mose 32, 4). „Denn so viele der Verheißungen Gottes sind, in Ihm ist das Ja und in Ihm das Amen, Gott zur Herrlichkeit durch uns" (2. Kor. 1, 20).

*) Rettungsjubel Nr. 139.

8. Es gibt auch Gebete, welche Gott abschneidet, weil sie nicht in Übereinstimmung stehen mit Seiner Regierung und Erziehung. Dies war der Fall des Moses (5. Mose 3, 23—28) und des Paulus (2. Kor. 12, 7—9). Es geschieht manches Mal, daß ein Kind Gottes durch den Heiligen Geist überführt wird: Was du da bittest, ist nicht nach Gottes Willen, du kannst dies Gebet nicht im Namen Jesu mit Glaubensgewißheit vor den Thron des Vaters tragen.

9. In manchen Fällen erhört Gott das Gebet derart, daß Er die erbetene Gabe versagt, weil Er Besseres, Größeres geben will. So war es, als Martha und Marie die Hilfe des HErrn anriefen angesichts der tödlichen Erkrankung des Lazarus. Scheinbar keine Erhörung — Lazarus starb! Aber der HErr sagte: „Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern um der Herrlichkeit Gottes willen, auf daß der Sohn Gottes durch sie verherrlicht werde" (Joh. 11, 4). Lazarus sollte aus dem Grabe auferweckt werden. Wahre Glaubensgebete bleiben **niemals** unbeantwortet.

VI.

Hindernisse für das Gebet der Gläubigen.

Alle Gläubigen werden die Erfahrung machen, daß ihr Zustand (d. h. die Treue ihres Wandels, die Bewahrung ihrer Gedanken, Worte und Wege, das Maß ihres Bleibens in der Lebensgemeinschaft mit dem HErrn) in unmittelbarer Wechselwirkung steht mit der Innigkeit, Kraft und Frucht ihrer Gebete. Ist ungerichtetes Böses da, Sünden, die man nicht bekannt (Unversöhnlichkeit, Bitterkeit, Unbarmherzigkeit), sind Gedanken und Worte nicht unter der Zucht des Heiligen Geistes, so ist das innere

Leben krank, kraft- und freudlos. Die Freimütigkeit fehlt. Da bedarf es einer Umkehr und Herstellung in Buße, Selbstgericht und Bekenntnis. Der HErr will natürlich die Seinigen nahe an Seinem Herzen sehen. Er wünscht, daß alles weggetan werde, was den Umgang des Herzens mit Ihm hemmt. Er, der wunderbare und treue Freund, der himmlische Bräutigam, empfindet es tief, wenn irgend etwas zwischen Ihm und den geliebten Seinigen steht.

Das Wort Gottes nennt einige besondere Gefahren im Familienleben, welche den Gebetsgeist hemmen. Wenn ein gläubiger Mann seiner Frau gegenüber die nötige Rücksicht, Schonung, Ehrerbietung versäumt, wenn er sie nicht pflegt nach Seele und Leib als den kostbarsten ihm anvertrauten Schatz, wenn er in Unheiligkeit und Rücksichtslosigkeit ihre Kräfte mißbraucht, so wird sein Gebet verhindert (vergl. 1. Petr. 3, 7). Dasselbe ist der Fall, wenn Eltern ihren Kindern gegenüber, oder den Dienenden im Hause gegenüber die Liebe vergessen und tyrannisch auftreten.

Wir lesen im Jakobusbriefe von dem traurigsten Zustande der Gläubigen. Da heißt es: „Ihr habt nichts, weil ihr nicht bittet; ihr bittet und empfanget nichts, weil ihr übel bittet, auf daß ihr es in euern Wollüsten vergeudet" (Jak. 4, 3). Wo war der Grund? Weltfreundschaft, irdische Gesinnung, ein völlig verflachtes inneres Leben, verbunden mit verleumderischen Reden gegen die Brüder; ungereinigte Herzen, befleckte Hände, eine wankelmütige Gesinnung (lies Jak. 4, 4—12)!

Alle Gläubigen, welche in Weltfreundschaft und irdische Gesinnung zurücksinken, verflachen mehr und mehr im Gebet. Diese beiden Erscheinungen sind stets verbunden; eins steigert Schritt um Schritt das andere. Solche Kinder Gottes können ja keine Freude daran haben, vor dem Angesichte des HErrn ihr Herz auszuschütten, weil sie wissen, daß Er mit ihnen nicht zufrieden sein kann. Die irdischen Dinge erfüllen viel zu sehr ihre Gedankenwelt und ihre Zuneigungen. Da bleibt nicht viel mehr übrig als ein Gewohnheits- oder Pflichtgebet am Abend und am Morgen. Kurz und flach, wie ein flackerndes erlöschendes Licht, sind dann die Gebete — und das kann geschehen bei Kindern Gottes, die einst glücklich und glühend in der Liebe zum HErrn dastanden. Manche haben einst ihren geliebten HErrn mit kostbaren Liedern gepriesen; manche waren eine Freude und eine Stärkung für ihre Geschwister

im Gebetskreise der Gläubigen. Gott in Seiner Gnade kommt ihnen sicherlich über kurz oder lang mit tiefen Prüfungen zu Hilfe. Dann erfahren sie, daß es Wahrheit ist: „Not lehrt beten". Gott nimmt sie in die Gebetsschule. „Leidet jemand unter euch Trübsal? **Er bete!"** (Jak. 5, 13).

Andere Kinder Gottes sind mit ihrem Gebetsleben herabgekommen, weil sich in ihr Leben irgend ein Götzendienst eingeschlichen hat. Es ist ja nicht umsonst, daß Johannes die Gläubigen warnt: „Kinder, hütet euch vor den Götzen" (1. Joh. 5, 21). — Äußerlich war Jakobs Haus von den heidnischen Nationen getrennt, aber als Gott Seinem Zeugen gebot: „Mache dich auf, ziehe hinauf nach Bethel und wohne daselbst," mußte Jakob zu seinem Hause sprechen: „Tut die fremden Götter hinweg, die in eurer Mitte sind, und reinigt euch und wechselt eure Kleider" (1. Mose 35, 2). Ja, in Jakobs Familie waren verborgene fremde Götter und götzendienerische Schmuckstücke, welche abgeliefert und weggetan werden mußten, ehe Jakob mit seinem Hause am Altare zu Bethel Gott begegnen konnte, um gesegnet zu werden.

Wie schnell, wie unbemerkt gewinnen die Götzen des Geldvertrauens oder des Ehrgeizes und mancherlei andere Dinge Raum. Auch bei Gläubigen kann ein liebliches Kind, eine heißgeliebte Frau, das zunehmende Vermögen, das wachsende Geschäft den ersten Platz im Herzen gewinnen; bei anderen ist es vielleicht das Haus, in dem man wohnt und seine schöne Einrichtung. Bei anderen sind es Pferde, Hunde oder Kanarienvögel, oder Romane. Auch eleganter Anzug, das vorteilhafte eigene Aussehen können Götzen werden, welche das Herz unfähig machen, sich am HErrn wirklich zu freuen. Dann heißt es: „Tut die fremden Götter aus eurer Mitte hinweg, **richtet euer Herz auf Jehova und dienet Ihm allein!"** (1. Sam. 7, 3.)

Es gibt andere Zustände im Leben der Kinder Gottes, die für die Außenwelt verborgen sind, und die doch das Leben des Gebetes herabdrücken. Äußerlich scheint alles noch wie früher: man geht in die Versammlungen der Gläubigen, man wandelt getrennt vom Wesen der Welt, man liest das Wort Gottes, man hält Hausandacht, aber das Herz ist **vom Sorgengeist** beschwert. Man will beten, man beugt die Knie, man ruft den Namen Jesu

an, aber die irdischen Sorgen, drohende Schwierigkeiten, kranke Kinder, Rückgang des Geschäfts, eine drohende Mißernte — das alles liegt wie eine dicke schwere Wolke auf dem Herzen. Die Strahlen der Liebe und Gnade Gottes können nicht hindurch. Man ringt, und das Herz hat Mühe, durch alle diese Sorgen hindurch mit den Händen des Gebets den HErrn zu umfassen, um den Platz an Seinem Herzen, auf dem man einst so glücklich war, wiederzugewinnen. Manchmal gelingts', manchmal nicht. Man kommt nicht in den Sonnenschein der Freude, das Herz kommt nicht zum Danken und Loben, selbst wenn die Lippen die Lieder des Dankes und Lobes mitsingen. Wie kommt das? Wo liegt der Grund? Man ist nicht überzeugt, daß Gottes liebendes Herz und Sein väterliches Erbarmen zu dem Gebet der Seinigen Sich wenden wird. Hat man sich vom Gebet erhoben, so ist das Herz demselben Sorgengeiste geöffnet, unter dessen Druck man zuvor gestanden hat. Das Wort Gottes sagt von solchen Gebeten ganz bestimmt: „Ein solcher Mensch denke nicht, daß er von dem HErrn etwas empfangen werde." Man kann nicht deutlicher sprechen. Die tägliche Erfahrung bestätigt die Wahrheit dieses göttlichen Wortes. Wie viele Kinder Gottes trennen sich nicht in Wahrheit von den Sorgenlasten, Befürchtungen, Schwierigkeiten, um sie in des Vaters Schoß zu werfen. Man hält sie eigenwillig fest und beschuldigt womöglich diejenigen der Leichtfertigkeit, welche in den schwierigsten Lagen kindlich-fröhlich und aller Lasten ledig glückselig ihre Straße ziehen. Jene Sorgenmenschen erfahren und empfangen nichts, weil sie nicht glauben. Was sagt Gottes Wort? **„Seid um nichts besorgt,** sondern in allem laßt durch Gebet und Flehen mit Danksagung eure Anliegen vor Gott kund werden; und der Friede Gottes, der allen Verstand übersteigt, wird eure Herzen und euren Sinn bewahren in Christo Jesu" (Phil. 4, 6—7).

Zu den Hindernissen der Gebetserhörungen der Gläubigen gehört auch die ungezügelte Zunge, die zornigen Worte. Es steht ausdrücklich geschrieben: „Denn wer das Leben lieben und gute Tage sehen will, der enthalte seine Zunge vom Bösen und seine Lippen, daß sie nicht Trug reden; er wende sich ab vom Bösen und tue Gutes; er suche Frieden und jage ihm nach; denn die Augen des HErrn sind gerichtet auf die Gerechten und **Seine Ohren**

auf ihr Flehen; das Angesicht des HErrn aber ist wider die, welche Böses tun" (1. Petr. 3, 10—12; vergl. auch Ps. 34, 12—16). Dieser Zusammenhang, welcher besteht zwischen bewahrten Lippen und erhörten Gebeten, ist überaus wichtig. Viele Kinder Gottes berauben sich selbst durch die Zuchtlosigkeit ihrer Zunge aller Kraft ihrer Gebete. Mancher Gläubige muß erst davon überführt werden, warum seine Gebete seit Monaten keine Erhörung fanden. **Wegen seiner Zungensünden!**

So lernen wir, daß der persönliche Zustand des Gläubigen in unmittelbarem Zusammenhang steht mit seiner Gebetskraft. Letztere wird nur da zur wachsenden Entfaltung kommen, wo ein Kind Gottes mit unbeflecktem Gewissen, mit glücklichem Herzen vor Gott wandelt. Es steht ja geschrieben: „Geliebte, wenn unser Herz uns nicht verurteilt, so haben wir Freimütigkeit zu Gott, und **was irgend wir bitten, empfangen wir von Ihm, weil wir Seine Gebote halten und das vor Ihm Wohlgefällige tun"** (1. Joh. 3, 21—22). Welch bedeutungsvolles Wort! Hier ist ein dauernder Zustand dargestellt, in welchem alle Hindernisse der Erhörung weggeschafft sind. Ein solches Kind Gottes lebt in den Vorrechten Henochs, von welchem geschrieben steht: „Denn vor der Entrückung hat er das Zeugnis gehabt, daß er Gott wohlgefallen habe" (Hebr. 11, 5).

VII.

Das Gebet der Gläubigen.
Die Freunde Gottes.

Wer längere Zeit an seines HErrn Hand durch das Leben gepilgert ist, der weiß, daß es für den Gläubigen einen Hochstand und einen Tiefstand des Gebetslebens gibt. Der höchste Hochstand, den die Schrift uns zeigt, ist jenes Verhältnis zwischen dem ewigen Gott und dem begnadigten Menschen, von welchem

geschrieben steht: „Jehova redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet" (2. Mose 33, 11) und: „Höret denn Meine Worte! Wenn ein Prophet unter euch ist, dem will Ich, Jehova, in einem Gesicht Mich kundtun, in einem Traume will Ich mit ihm reden. Nicht also Mein Knecht Mose. Er ist treu in Meinem ganzen Hause; mit ihm rede Ich von Mund zu Mund und deutlich und nicht in Rätseln, und das Bild Jehovas schaut er" (4. Mose 12, 6—8). Sicherlich ist es der Wille des HErrn, daß die Seinigen alle Freundesvorrechte genießen. Er sagt ja Selbst zu Seinen Jüngern: „Ihr seid Meine Freunde, wenn ihr tut, was irgend Ich euch gebiete. Ich nenne euch nicht mehr Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut; aber Ich habe euch Freunde genannt, weil Ich alles, was Ich von Meinem Vater gehört, euch kundgetan habe" (Joh. 15, 14—15).

Man erzählt, daß es zur Zeit des Kaisers Nikolaus I. am russischen Hofe einen besonderen „Kreis der Intimität" gab; alle Personen und Familien, die in diesen Kreis aufgenommen waren, hatten das Recht, uneingeladen in den Gemächern des Kaisers und seiner Familie zu erscheinen. Dies ist ein schwaches Abbild der Vorrechte derer, welche der HErr Seine Freunde nennt.

Es mag zur Beleuchtung des gottgewollten Verhältnisses zum HErrn dienen, wenn hier das letzte Wort einer Christin berichtet wird, die vor einigen Jahren heimging. Die Angehörigen fragten die schwer leidende Schwester, ob sie noch einen Wunsch habe, und sie erwiderte: Ich wünsche meinen Freund zu sehen! Wie schön ist dies Verweilen des Herzens bei dem unsichtbar Gegenwärtigen. Jedoch, es ist leider wahr, daß viele Kinder Gottes, obwohl der HErr will, daß alle Seinigen die Vorrechte Seiner Freundschaft genießen, durch eigene Versäumnis und Untreue mehr Zeiten des Tiefstandes als des Hochstandes ihres Gebetslebens durchleben. Es sei daran erinnert, daß Jakob nach ungezählten Wundern und Erbarmungen Gottes im Rückblick auf seine 130 jährige Pilgerschaft zu Pharao sagte: „Die Tage der Jahre meiner Fremdlingschaft sind 130 Jahre; wenig und böse waren die Tage meiner Lebensjahre, und sie haben nicht erreicht die Tage der

Lebensjahre meiner Väter in den Tagen ihrer Fremdlingschaft" (1. Mose 47, 9). Welch ein Tiefstand des Vergessens und der Undankbarkeit. Erst als Jakob sterbend war, betete er: „Der Gott, vor dessen Angesicht meine Väter, Abraham und Isaak, gewandelt haben, der Gott, der mich geweidet hat, seitdem ich bin bis auf diesen Tag, der Engel, der mich erlöst hat von allem Übel . . . ." (1. Mose 48, 15—16). Da war Jakob zurückgekehrt zu jenem Hochstande des Gebetes, den er in Pniel erlebt hatte, als er sagen durfte: „Ich habe Gott von Angesicht gesehen" (1. Mose 32, 30).

Die Verheißungen der Schrift, welche dem Gebet des Glaubens gegeben sind, kennen keine Schranken, sie erstrecken sich auf alle Gebiete des äußeren und inneren Lebens, sie reichen bis in die Ewigkeit! Damit wir dies recht verstehen möchten, zeigt uns der Heilige Geist in der Bibel eine fortlaufende Reihe von Menschen Gottes, welche im persönlichen Umgang mit dem allmächtigen Gott Seine Wunder und Seine Treue erlebten.

Zuerst Henoch, der inmitten einer gottlosen Welt dreihundert Jahre mit Gott wandelte. Nachher tritt Abraham auf; da lesen wir ausführlich, wie Gott mit ihm und wie er mit Gott redete. Dann Moses! Welch ein Vorbild des Gebetes: „Er hielt standhaft aus, als sähe er den Unsichtbaren" (Hebr. 11, 27). Josua hält durch Glaubensgebet den Lauf von Sonne und Mond auf —: „Und die Sonne stand still und der Mond blieb stehen, bis die Nation sich gerächt hatte an ihren Feinden . . . . Und die Sonne blieb mitten am Himmel stehen und eilte nicht zum Untergang ungefähr einen ganzen Tag. Und es war kein Tag wie dieser, vor ihm und nach ihm, daß Jehova auf die Stimme eines Menschen gehört hätte" (Jos. 10, 13—14). Wir sehen David, der durch Glauben den Löwen und den Bären erschlug und Goliath besiegt. Welche Reihe seiner Gebete ist uns in den Psalmen aufbewahrt! Dann Elias, der Thisbiter! Wir hören sein Gebet im Hause der Witwe zu Zarpath — Gott ruft den verstorbenen Sohn in das Leben zurück. Wir hören Elia auf Karmel beten — Gott antwortet mit Feuer vom Himmel. Dasselbe wiederholt sich zweimal, als König Ahasja ihm Botschaft sendet. Elisa betet um den verstorbenen Sohn

der Sunamitin — er wird lebendig. Jona fleht aus dem Bauche des großen Fisches, und Gott antwortet mit Errettung. Daniel, der „vielgeliebte Mann", der betende Reichskanzler zu Babylon, wird in die Löwengrube geworfen — der Engel Jehovas verschließt den Rachen der Löwen.

So geht die schier unzählbare Reihe der Wunder Gottes durch die Schrift, bis der Sohn Gottes auf Erden erscheint, welcher königlich verfügt über alle Kräfte der unsichtbaren Welt. Er speist viele Tausende mit wenigen Broten und Fischen, Er macht die Aussätzigen gesund, die Blinden sehend, die Lahmen wandelnd, Er weckt die Toten auf, Er ruft den verwesenden Lazarus aus dem Grabe!

Als der HErr Sein großes Werk auf Golgatha vollendet hatte, und der Heilige Geist das ewige Leben, das Leben der Kindschaft, den Gläubigen gebracht hatte, sehen wir die Wunder und Zeichen, mit denen Gott dem Glaubensgebet antwortet. Scharen von Sündern werden errettet. Ein Engel aus dem Himmel bringt dem Kornelius Antwort auf seine Gebete. Petrus wird auf das Glaubensgebet der Kinder Gottes aus dem Gefängnis befreit. Die verstorbene Tabea wird aus dem Tode auferweckt.

So richtet Gott Selbst durch Sein unfehlbares Wort die Frage an die Gläubigen unserer Tage: Ist die Bibel Wahrheit? Ist das alles wahrhaftig so geschehen? Ist der ewige Gott noch heute derselbe? Ist Er auch dein großer HErr, der dich liebt, der dich kennt, dem du gehörst? Die Wunder und Zeichen, mit denen Gott antwortet, segnet, errettet, dauern fort, bis auf diesen Tag. Da ist keine Grenze, Gott hat dem Glauben Seine Schatzkammern geöffnet und dort sind keine Kleinodien, auf welche geschrieben wäre: Dies ist dem Glauben versagt! Wer aber den HErrn als den Schatz der Schätze erkannt hat, als den Quell des Lebens und des Friedens, als die Sonne des Herzens, der weiß, **daß Er mehr ist als alle Seine Gaben.** Ihn zu kennen, von Ihm sich geliebt zu wissen, einen Platz zu haben an Seinem Herzen — **dies ist die höchste Gabe!**

Abraham und Moses, die beiden Männer, welchen vor anderen der Titel verliehen wurde: **„Freund Gottes“,** tragen mit Henoch ein gemeinschaftliches Kennzeichen: Sie lebten und wandelten abgesondert von der Welt mit dem HErrn, für den HErrn. Abraham wohnte nicht in der wasserreichen Ebene Sodoms, sondern auf den stillen Bergen; dort bei den Terebinthen Mamres besuchte ihn der HErr, um ihn in die göttlichen Ratschlüsse einzuweihen (vergl. 1. Mose 18). Moses schlug das Zelt der Zusammenkunft außerhalb des Lagers auf, dort redete Jehova mit ihm von Angesicht zu Angesicht (vergl. 2. Mose 33, 7—11).

Wer in die Vorrechte der Freunde Gottes einzutreten wünscht, mag sich zuvor fragen, ob er in Wahrheit inmitten der Welt steht, als geheiligt, d. h. abgesondert für Gott. Paulus redete den Timotheus an: „Du aber, **Mensch Gottes!“** (1. Tim. 6, 11.) Wie wichtig ist die Frage: Bin ich ein Mensch Gottes, ein Gottgeweihter?

Alle die großen Beter, von denen die Schrift berichtet, daß Gott auf ihre Gebete so gewaltig antwortete durch das sichtbare Eingreifen der Mächte der unsichtbaren Welt in das irdische Leben, **waren Gottgeweihte.**

Ein wiedergeborener Christ bedarf eine Zeit im Tageslaufe, mag sie nach Minuten oder Viertelstunden zählen, wo man einmal aus der fortwährenden Berührung mit der Welt gelöst wird. Vor allem sollten die Erstlinge des Tages dem HErrn gehören. David sagte: „Frühe suche ich Dich!“ (Ps. 63, 1.) Die Waffenrüstung Gottes kann nur da angelegt werden, wo man vor dem Angriffe des Feindes gesichert ist — **im Alleinsein mit Gott.** Der Tagesanfang drückt in den meisten Fällen dem Tagesverlaufe seinen Stempel auf. Sollten wir nicht „mit Gebet und Flehen im Geiste und wachend mit allem Anhalten und Flehen“ in einen neuen Tag hineinschreiten?

Das unterlassene Gebet in der Stille kann nicht ersetzt werden durch Gebet auf der Straße oder bei der Arbeit. Jeder Tag wirkt

ja dazu mit, wieviel Ewigkeitsfrucht im Leben wachsen kann und ob wir wirklich **Überwinder** werden. Viele Niederlagen sind das Teil derer, die ungerüstet in den Tag hineingehen — wie oft kommen Briefe, Begegnungen, Ereignisse, auf die man nicht gefaßt war! Niemand weiß, was der Tag bringen wird. Ein Gläubiger ist immer am Feinde! Daniel der große Beter, hielt inmitten seiner vielen Pflichten drei regelmäßige Gebetszeiten am Tage. Dies ist ein biblisches Vorbild.

Wenn man am Mittage aus der irdischen Arbeit kommt, wenn ein halber Tag verging, an welchem die irdischen Dinge und Pflichten, die Berührungen mit den Menschen an der geistigen Kraft und Frische gezehrt haben, wird ein gesunder Christ das Bedürfnis haben, mit Gott allein zu sein. (Ein geistlich krankes Kind Gottes bedarf noch viel mehr einer Zeit der Stille und der Sammlung.) Nicht die Zeitung entspricht dem Ruhebedürfnis von Geist und Leib, sondern die Bibel und das Gebet. — So auch am Abend. Wie wichtig ein Tagesabschluß im vollen Frieden Gottes, ein Einschlafen in der glückseligen Gewißheit: Ich schlafe ein und ich erwache am Herzen Jesu! Für weitaus die meisten Kinder Gottes gilt diese Regel:

Wir wachen auf entsprechend der geistlichen Verfassung, in welcher wir einschliefen.

Eine Magnetnadel steht in ununterbrochener Verbindung mit dem magnetischen Pol. Wiewohl die Nadel ein Stück gewöhnlichen Stahls zu sein scheint, so hat sie doch unsichtbare Kräfte in sich, welche sie unablässig zwingen, sich selbst auf diesen Pol zu richten. Welch schönes Gleichnis von einem Kinde Gottes, das trotz aller Schwankungen auf den Wogen des Lebens, trotz Erschütterungen im Wechsel der Umstände immer das Verlangen hat, auf Jesum gerichtet zu sein und Seine unsichtbare Gegenwart wirken zu lassen auf seine ganze Existenz. „Leben wir, so leben wir dem HErrn" (Röm. 14, 8). Diese zitternde Magnetnadel ist ein herrliches Abbild von diesem

Leben des Gebets, das sein Erwarten und Verlangen in allen Dingen auf den HErrn richtet. Wenn Jesus Seinen Jüngern sagt: „Bleibet in Mir!“ (Joh. 15, 4), dann meint Er doch diese ununterbrochene Verbindung des Herzens mit Ihm. „Denn ohne Mich (getrennt von Mir), könnt ihr **nichts** tun.“ Natürlich kann ein Mensch vielerlei Irdisches verrichten und leisten, ohne daß er in Lebensverbindung mit dem HErrn steht — aber ein Kind Gottes kann nichts Gesegnetes, nichts zu des HErrn Ehre tun, nichts was Ewigkeitswert hat, ohne die Lebenszuflüsse aus Gott. Nur auf diesem Wege kann ein Gläubiger das Wort verwirklichen: **in** der Welt, aber nicht **von** der Welt.

Das Wort: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist“, findet volle Anwendung auf den Umgang eines Menschen mit Gott. Nur durch den Umgang mit Gott im Gebet und im Erforschen des Wortes wird man in Wahrheit ein Mensch Gottes.

Mache **alles,** was dir begegnet, zu einem Gegenstande des Gebets. Bringe alle deine Anliegen vor den Thron der Gnade. Mögen Menschen zu klein und ohnmächtig sein, als daß du ihnen deine größten Bitten bringen dürftest, oder zu groß, deine kleinsten Wünsche anzuhören, Gott ist nicht zu groß, daß nicht ein Kind Ihm alles sagen könnte. Er will auch deine geringsten Dinge auf Sich nehmen! Wir sind Ihm stets willkommen. Laß denn nichts und niemand dich verhindern, allezeit und in allem deine Gebete hinauf zu senden: des Vaters Ohr und Herz stehen dir stets offen. Er ist „der Vater der Erbarmungen und Gott alles Trostes“ (2. Kor. 1, 3). Den verlorenen Schlüssel läßt Er dich zur rechten Zeit finden, Er hilft dir, daß du trotz knapper Zeit noch rechtzeitig dahin kommst, wo du sein mußt; Er wendet die abgeneigten Herzen der Menschen so, daß sie dir gütig begegnen. Ob man eine Wohnung zu mieten hat, ein Pferd zu kaufen, eine schwierige Arbeit zu machen — sage **alles** dem HErrn, so wirst du wunderbare Erfahrungen machen von der allmächtigen Fürsorge des Vaters in den kleinsten Dingen, wenn du dich nur gewöhnst, Ihm alles mit kindlichem Vertrauen zu sagen. Wenn man in das Häusermeer einer Großstadt hinein-

schaut, so ist es ein überwältigender Beweis von Gottes Größe, daß Sein erbarmendes Herz auf das geringste Flehen antwortet, ob's aus einer Kellerwohnung kommt oder aus einem eleganten Salon.

Es mag nützlich sein, hier ein Wort einzufügen, welches ein erprobter und erfahrener Christ (Adolphe Monod) über das Beten der Gläubigen niederschrieb:

„Es gibt zwei Arten zu beten: Die eine setzt eine aufrichtige Frömmigkeit voraus; die andere einen alles vermögenden Glauben.

Die eine bittet und hofft; die andere will und erwartet, bis daß sie empfangen habe. Es ist dies „bis daß", welches letztere charakterisiert.

Die eine ist ebenso oft erhört als nicht; die andere empfängt alles und immer. Die eine sucht Gott und findet Ihn; die andere ringt mit Gott und triumphiert. Die erste verrichtet mit Gewissenhaftigkeit und Ernst ihre täglichen Gebete; die zweite kann Stunden, ja einen Tag, eine ganze Nacht im Gebet zubringen. Die erste paßt sich dem gewöhnlichen Verlauf des Lebens an; die zweite wacht, fastet, weint, ringt.

Die erste ist der gebahnte Weg für Gläubige, auf dem es in weiten Windungen langsam bergauf geht; die zweite ist die rauhe Fährte der Vollkommenen, auf welcher mit Sturmleitern die Höhe des Felsens erreicht wird, die den Abgrund überspringt, die Hindernisse nicht achtet.

Die erste ist die nicht zu verurteilende Weise eines nicht zu verurteilenden Gläubigen; die zweite ist die gottgemäße Art eines Jakob an der Furt, eines Elia auf dem Karmel und des HErrn Selbst.

Die erste kennen wir, seitdem wir den HErrn kennen. Die zweite? .... HErr, lehre uns beten!"

Es war nicht Zufall, daß die Fenster in Daniels Obergemach gegen Jerusalem offen standen. Das Gebetskämmerlein aller Kinder Gottes soll seine Fenster nach dem himmlischen Jerusalem geöffnet haben,

dorthin, „von woher wir auch den HErrn Jesum Christum als Heiland erwarten" (Phil. 3, 20). Dorthin sollte unser Herz blicken — wenn es so ist, wird es stille Freude sein, mit Dem zu reden, den wir erwarten. Vom Gebetskämmerlein aus nehmen alle großen Ereignisse im Reiche Gottes und im Leben der Kinder Gottes ihren Anfang — man kann bestimmt sagen, daß alle Entschlüsse und Unternehmungen, die einen anderen Ausgangspunkt haben, einen verkehrten Anfang haben. In diese geheimnisvolle Segensstätte schaut nur Gott hinein. Wenn der Schlüssel umgedreht ist, darf das Zimmer ein Zelt der Zusammenkunft (2. Mose 3, 7) sein, in welchem man eine persönliche Begegnung mit dem HErrn erlebt. — Daniel kniete vor seinem Gott — dies ist die passende Haltung für einen Gläubigen, welcher das Vorrecht einer Audienz genießt bei dem König aller Könige und dem HErrn aller Herren. Wie ist es möglich, daß Menschen, die da bekennen, an Jesum und Sein Wort zu glauben, nicht vor Ihm die Knie beugen, und sogar meinen, dies schicke sich nicht? Ein wahrer Christ wird manche Stunde durchleben, in welcher er nicht allein die Knie beugt, nein, wo er hinter seiner verschlossenen Tür buchstäblich vor seinem Gott im Staube liegt, hingestreckt in tiefem Schmerz, wenn er Sünde zu bekennen hat Dem, der ihn geliebt hat, oder wenn er in heißem Flehen ringt mit seinem Gott. **Kniend** vor Gott die gebührende Stellung einzunehmen und mit hörbarer Stimme zu beten, sind erfahrungsgemäß wichtige Förderungen für das Gebetsleben; sie sind nicht unentbehrlich — viele Gläubige müssen sie entbehren, z. B. in Krankheit — aber sie sind gesegnet. Wo durch das Zusammenwohnen mit anderen dies Vorrecht beschränkt ist, sucht mancher Gläubige sich einen Winkel, sei's auf dem Boden, im Keller oder wo sonst, um mit Gott allein zu sein. Es ist ein großes Vorrecht, wenn man einen Raum hat um zu jeder Zeit allein sein zu können mit Gott — die meisten Kinder Gottes wohnen in beschränkten Räumen; sie genießen dies Vorrecht nur ausnahmsweise. Gläubige werden auch ihre Kinder frühe dazu erziehen, den

regelmäßigen Gebetsumgang mit Gott zu suchen, und sie vor der bedenklichen Gewohnheit bewahren, ihr Morgen- und Abendgebet im Bette zu verrichten. —

Wir bedürfen nicht nur des Gebetes im Kämmerlein, der Ausrüstung für das Kampfgefilde des Tages — wir bedürfen auch im Tageslaufe **des stillen Gebetsumganges mit Gott.** —

Die Jünger von Emmaus sind ein schönes Bild von Gläubigen, die auf ihrem Tageswege mit dem HErrn beschäftigt sind, während ihre Füße durch den Staub der Erde wandeln. Ihre Gedanken und Gespräche gingen dahin, wo ihr Schatz war: zu dieser einen herrlichen Person, zu ihrem geliebten HErrn. Wie wunderbar erfuhren sie, daß Jesus bei ihnen war, um ihre Fragen zu beantworten und ihr Seufzen zu stillen. Dies ist es, was das Wort Gottes meint, wenn es sagt: „Betet ohne Unterlaß" (unabläßig) (1. Thess. 5, 17). Gehe von Stunde zu Stunde im Geiste des Gebets voran, habe innerlich Umgang mit Gott und verharre im Gefühl deiner Abhängigkeit von Ihm! Dies können wir tun, während Hände und Füße fleißig auf Erden sich regen. Ja, es ist sogar eine liebliche und gesegnete Zusammenstellung: Beten und arbeiten! Die Mehrzahl der Gläubigen lebt in geringen Verhältnissen und verdient ihr Brot mit der Arbeit ihrer Hände. Wie sollte z. B. ein gläubiger Bergmann, Fabrikarbeiter oder Matrose ohne solchen Gebetsumgang durchkommen? Es ist von höchster Bedeutung für alle Kinder Gottes, diesen stillen Umgang mit dem HErrn während der Arbeit des Tages zu üben. Moses und Josua lebten nicht im Kloster, sondern sie standen als verantwortliche Führer mitten im Kampfe des Lebens — eine lehrreiche Darstellung davon, daß der HErr die reichsten Segnungen an jedem Orte, auch inmitten hingebender Arbeit, geben kann, wenn nur die Seinigen da stehen und dienen, wohin Er sie gestellt hat.

„Und **was irgend** ihr bitten werdet in Meinem Namen, das werde Ich tun, auf daß der Vater verherrlicht werde in

dem Sohne. Wenn ihr etwas bitten werdet in Meinem Namen, so werde Ich es tun" (Joh. 14, 13—14; vergl. auch Joh. 16, 23—27).

Die Verheißung ist unzweideutig klar. Aber was heißt: **„in Jesu Namen bitten"?** Unmöglich kann der HErr meinen, daß man an jede Art von Gebet wie eine Zauberformel die Worte anschließt: „Dieses bitten wir im Namen unseres Herrn Jesu Christi." Nein, Gott meint etwas anderes und Höheres. Selbst bei menschlichen Verhandlungen kann man sich auf den Namen eines anderen nicht ohne dessen Vollmacht berufen. So können wir auch nicht den Namen Jesu Christi als unseres Auftraggebers vor dem Vater nennen, ohne die Vollmacht des HErrn zu besitzen. Diese Vollmacht haben wir für jede Bitte, die durch Seinen Geist in uns gewirkt ist. „Wenn wir etwas nach Seinem Willen bitten, hört Er uns" (1. Joh. 5, 14). Dann erscheinen wir vor Gott nach dem ganzen Werte, welchen die Person Jesu für das Herz des Vaters hat. Zugleich wissen wir, daß der HErr Selbst zur Rechten Gottes ist und für uns bittet (Röm. 8, 34). Wie unzweifelhaft wird es uns da, daß ein wahres Gebet im Namen Jesu bei dem Vater **die Gewißheit der Erhörung** hat. Deshalb sagt Er: Ich will es tun! Ja, Er will es aus dem Grunde tun, damit der Vater verherrlicht werde in dem Sohne.

O, Kind Gottes, erfasse das Wort: **Was irgend!** Nimm zur Erläuterung das andere Wort des HErrn! „Wahrlich, Ich sage euch: Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so werdet ihr zu diesem Berge sagen: Werde versetzt von hier dorthin! und er wird versetzt werden; und **nichts** wird euch unmöglich sein!" (Matth. 17, 20.) Welche Zusage des Gottes, von dem geschrieben steht: „Denn es ist unmöglich, daß Gott lüge" (Hebr. 6, 18). Der HErr schenke uns, unsere Vorrechte zu verstehen!

Erbitte Großes von Gott!
Erwarte Großes von Gott!
Traue Gott Großes zu!

Buchdruckerei der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten, Diesdorf bei Gäbersdorf, Kreis Striegau.